Germanische
Welt- und Gottanschauung

in

Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern,

eine zum Verständnis der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung

von

Dr. B. Saubert.

Hannover 1895.
Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

Germanische
Welt- und Gottanschauung

in

Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern,

eine zum Verständnis der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung

von

Dr. B. Saubert.

Hannover 1895.
Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

Druck von W. Jürgens in Hannover.

Vorbetrachtung.

Der kosmopolitische Zug im deutschen Nationalcharakter hat viel Gutes, aber auch manches Böse im Gefolge gehabt. Die Neigung, Geistesprodukte ohne Rücksicht darauf, welchem Volke sie entstammen, ihrem Werte nach zu prüfen und zur Vervollständigung der eigenen Gedankenwelt zu verwenden, hat ungemein befruchtend auf das heimische Geistesleben gewirkt, aber auch herbeigeführt, daß die Eigenart, zu wenig selbständig sich entwickelnd, dem Volke nicht zu rechter Erkenntnis, daher das Selbstbewußtsein nicht zu wünschenswerter Ausbildung kam. Es soll der Mensch an allem Guten teilnehmen, jede fremde Anschauung ernst prüfen, bevor er sie zurückweist. Aber indem er sich auf diese Weise vor Einseitigkeit bewahrt, soll er auch sein Grundwesen, seine Originalität zur Entwicklung bringen. Durch Naturanlage ist bei verschiedenen Menschen die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke im frühen Kindesalter verschieden, die Umgebung selbst in einer und derselben Familie ist für jedes Kind eine andere, also auch die Anregung und Entwickelung der Naturanlage. An diese von selbst sich ergebende Entwickelung muß die Erziehung anknüpfen, wenn die Eigenart zu einer gesunden Ausbildung gelangen, die Erziehung die rechten Früchte tragen soll. Viele hervorragende schöpferische Kräfte sind in früher Jugendzeit in die Richtung ihrer geistigen Thätigkeit geführt worden, durch welche sie später segensreich wirkten. Ein allzufrühzeitiges Herausdrängen aus der ursprünglichen, dem inneren Wesen entsprechenden kindlichen Betrachtung in einen fremden Gedankenkreis, ein tyrannisches Einzwängen

in unverstandene Lebensregeln erstickt im Kinde mehr gute Keime, als etwa zu bekämpfende Neigungen. Mit der Entwickelung des Kindes nach seiner Eigenart geht zusammen die Entwickelung von Idealen, welche der Jugend Schaffensfreudigkeit geben und sie schützen vor Verirrungen mancherlei Art. Werden der Jugend durch eine Schablonenerziehung die Ideale genommen, so kommt sie vielleicht auf der vorgezeichneten, geraden und ebenen Straße schneller zu einem gewissen Ziele, aber ohne Begeisterung für die Aufgaben, welche der Beruf und das Pflichtgefühl zu lösen gibt. Durch das Überwuchern fremder Elemente verflacht das Geistes- und Gemütsleben, und es wird der Eine unfähig, durch seine Eigenartigkeit belebend auf den Andern zu wirken.

Was zur Entwickelung eines gesunden Geisteslebens im einzelnen Menschen erforderlich ist, dessen bedarf auch ein Volk, wenn dasselbe zu einem kräftigen, selbständigen Geistesleben geführt werden soll. Auch ein Volk muß je nach der Eigenart seines Stammes, der Naturverhältnisse eine besondere, von anderen Völkern abweichende Ausbildung des Geistes und Gemütes erhalten, und die Erziehung muß anknüpfen an die Jugendzeit des Volkes, aus welcher von Generation zu Generation bewußt und unbewußt Fäden fortgesponnen worden sind bis zur Gegenwart und fortgesponnen werden bis zum Ende aller Dinge. Diese Verbindungen müssen zu voller, klarer Erkenntnis gebracht werden, damit das Volk seine Vergangenheit verstehen und lieben lernt, sich gerne in die Entwickelung seines Geisteslebens vertieft. Wenn in dieser Weise die Eigenart eines geistigen Volkslebens gewahrt wird, dann dient die Einführung fremder Geistesprodukte zur Bereicherung und Belebung.

Wir suchen die Überreste altehrwürdiger Bauten zu erhalten, wir versenken uns vor den Ruinen von historischer Bedeutung in das Leben längst vergangener Zeiten, und doch verkünden diese Überreste nicht so klar, als es Märchen, Sagen und Lieder thun, das Fühlen und Denken unserer Vorfahren. In diesen tritt uns die mit dem hohen poetischen Reiz einer Naturreligion ausgestattete Welt- und Gottanschauung entgegen, welche das Leben und Streben unserer Altvordern bestimmte. Und kein heidnisches Volk ist zu einer schöneren, edleren Gott- und Lebensanschauung gelangt, als das germanische.

In der germanischen Götterlehre wird die Läuterung der menschlichen Seele von allem Unschönen, Unedlen als das höchste Ziel alles menschlichen Lebens und Strebens hingestellt. Obgleich durch den Übereifer der ersten christlichen Priester, welche mehr durch Zerstörung, als durch Belehrung dem Christentume Eingang zu verschaffen suchten, jene herrliche Gedankenwelt zum Teile verloren gegangen, der Rest arg entstellt worden ist, haben die Überlieferungen doch bis auf die Gegenwart einen guten Einfluß auf das Geistes- und Gemütsleben unseres Volkes ausgeübt. Die Wirkung würde eine noch weit günstigere sein, wenn durch einen Nachweis des Zusammenhanges dieser Überlieferungen mit dem alten Götterglauben im Volke ein tieferes Verständnis für dieselben herangebildet würde. Griechische und römische Mythologie wird gelehrt, obgleich diese vielfach in einer Weise ausgestaltet ist, die das jugendliche Gemüt ungünstig beeinflußt.

Von der weit reiner und einheitlicher gehaltenen germanischen Mythologie wird aber das deutsche Volk fern gehalten. Die Schriften hierüber gehen zu sehr in die reiche Gliederung ein und enthalten, wie es ja in wissenschaftlichen Werken nicht anders sein kann, zu viel Versuche, verloren gegangene Verbindungen herzustellen, als daß sie dem Volke zur Belehrung dienen könnten.

Der unterzeichnete Verfasser hat sich daher die Aufgabe gestellt, in Folgendem ein Bild von der germanischen Mythologie in ihren Hauptzweigen, so weit dieselben klar dargestellt werden können und zur Erklärung von Märchen, Sagen usw. dienen, zu entwerfen. Möge die Lösung der Aufgabe dem Zwecke, im Volke Liebe für die germanische Jugendzeit zu erwecken und eine Verbindung zwischen dieser und der Gegenwart herzustellen, entsprechen.

Hannover, im April 1895.

Dr. W. Haubert.

Erster Teil.

Welt- und Gottanschauung in Mythe und Götterfesten.

In nordischen Sagen ist die Erinnerung aufbewahrt, in der Urheimat der Germanen habe östlich vom Flusse Tanaquisl, dem heutigen Don, das Asenheim gelegen. Der oberste Gott, von den Germanen Odin genannt, habe seine zwei Brüder über sein Reich gesetzt und sei mit einem Teile seines Volkes nach Norden, Rußland, dann gegen Westen, Nordwesten und Südwesten gezogen. — Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen mit den arischen beweist, daß dieser Sage ein geschichtlicher Vorgang zu Grunde liegt und die Germanen aus dem Lande zwischen dem Indus und Iran ausgewandert sind. Der ursprüngliche Götterglaube war aus der von den klimatischen Verhältnissen der Urheimat aufgedrängten Weltanschauung hervorgegangen und mußte bei dem prüfenden Geiste der Germanen in dem neuen Lande, in welchem dieselben Aufenthalt nahmen, notwendig eine Umgestaltung erfahren.

Eine Reihe von Fluß-, Gebirgs- und Ortsnamen in Mähren läßt vermuthen, daß in vorgeschichtlicher Zeit ein germanischer Stamm lange Zeit südlich vom Riesengebirge ansässig gewesen ist. Die Oder erinnert an Odhr, Odhin, Odin, die Elbe und Weichsel an Wassergeister, die Iser, der Iserberg an die Wintergöttin mit der eisenen Nase, der Oderberg, der Ort Hirschberg ebenfalls an Odin,

und in Österreichisch-Schlesien befindet sich der hohe Berg Altvater, und Altvater war ein Beiname Odins. Diese Landschaft enthält auch die Bedingungen zu dem Bilde einer Weltanschauung, aus welcher der germanische Göttermythus hervorgegangen ist.

Unsere Altvordern dachten sich den Urzustand als eine körperleere Tiefe und nannten dieselbe Ginnungagab, Kluft der Klüfte. Sie müssen sich aber diese Kluft als ausgefüllt gedacht haben von einer luftartigen Materie, in welcher alle Weltenstoffe aufgelöst waren, denn sie stellten sich die Entstehung der Weltkörper durch Trennung von Licht und Finsternis, Wärme und Kälte, sowie durch Verdichtung einer flüssigen Materie vor. Wir haben hier also die Vorstellung von einem Chaos.

Über die Weltschöpfung entwarfen die alten Germanen folgendes Bild:

Anfangs war keine Erde, kein Wasser, keine Luft, keine Wolke, weder Licht noch Finsternis, weder Wärme noch Kälte, denn es war alles in Einem. Dann kam eine Zeit, in welcher sich Wärme und Kälte trennten. Im Süden sammelte sich Licht und Wärme, und so entstand dort Muspelheim, die Licht-, Flammen- und Glutwelt. Im Norden zog die Kälte sich zusammen, die Stoffe verdichtend, und so entstand eine Nebelwelt, Niflheim. In der Nebelwelt ging die Verdichtung bis zur Bildung von Wasser, welches sich in einem Brunnen, Hwergelmirbrunnen-Rauschebrunnen sammelte. Aus diesem Brunnen ergossen sich rauschend zwölf Ströme in den gähnenden Abgrund. Das Wasser wurde durch die von Süden kommende Glut in Dunst, dieser durch die von Norden kommende Kälte in Schnee und Eis verwandelt. Durch die fortdauernde Wechselwirkung zwischen Muspelheim und Niflheim, Wärme und Kälte, wurde der Abgrund zwischen beiden Welten ausgefüllt von Schnee und Eis. Die aus dem Wasser der nach Süden sich ergießenden Ströme durch die Wärme entwickelten Dämpfe bildeten dunkle, wasserreiche Wolken, die über den Abgrund zogen, und der aus denselben herabströmende Regen spülte die oberen Eisschichten aus. Da das Eis als durch die Mitwirkung der Wärme entstanden gedacht wurde, bildete sich die Annahme aus, daß ihm eine belebende, schöpferische Kraft innewohne. Es hat wohl mancher Leser

schon bemerkt, daß in der Eisdecke von Gräben, Teichen, besonders solchen mit Wasserpflanzen, oft eigentümliche Figuren entstehen. Beobachtungen hierüber mögen mit zur Ausbildung des Mythus über die Entstehung der Riesen beigetragen haben. Die bezügliche Überlieferung sagt:

Der aus der schwarzen Wolke herabströmende warme Regen spülte die oberen Schichten des Eises aus, und es kam das erste Gebilde hervor, der Eisriese Ymir. Die von Muspelheim ausgehende Glut wirkte immer mächtiger auf die Eiswelt, und der Riese begann zu schwitzen. Er verfiel zur Zeit der größten Wärme, also im Sommer, in einen tiefen Schlaf, und die auf ihn einwirkende Wärme hatte zur Folge, daß aus ihm unter den Armen ein Mann und ein Weib, aus einem Fuße ein Sohn hervorwuchs. So entstand das Geschlecht der Hrimthursen, Reif- und Frostriesen.

Die Wolken wurden als Weltbrunnen gedacht. Bei den Vedas schon findet sich diese Vorstellung. Auf Bildern werden oft Engel als von Wolken getragen dargestellt. Die alten Germanen nahmen in der That an, daß am Morgen hinter den Wolken Seelen den Aufgang der Sonne erwarteten und beim Erscheinen der Sonne in die Wolken oder in den Brunnen sich zurückzögen. Eine trockene Erde bringt keine Pflanzen hervor. Es wurde daher die Feuchtigkeit als befruchtendes Element angesehen, wie das Licht als belebendes, und angenommen, daß die Erdmutter auch in den Wolken zeitweilig ihren Sitz habe. In Baiern heißt die schwarze Regenwolke Großmutter, in Böhmen ebenfalls. Wenn es schneit, sagt man im Volke: „Frau Holle schüttet das Bett aus."

Die Katzen wurden in Beziehung zur Wolke und Erdmutter gebracht, weil sie ein verschiedenes Verhalten zeigen, je nachdem der Himmel klar oder trübe ist, trockenes oder nasses Wetter bevorsteht. Bei Sonnenschein putzen sie sich, tritt nasses Wetter ein, fressen sie Gras. Der Wagen der Erdmutter wurde als von Katzen gezogen gedacht. Als in christlicher Zeit die Erdmutter zur Hexe gestempelt wurde, nahm man auch an, daß Hexen sich in Katzen verwandelten und als solche ihr unheilvolles Wesen trieben.

Die durch Regen das Eis ausspülende schwarze Wolke wurde auch mit einer Kuh verglichen, welche Salzsteine leckt. Die Wolken-

kuh, Audhumbla, leckte an den Eisblöcken, die in der Riesenwelt entstanden waren, und eines Tages wurden Haare sichtbar, am Tage darauf ein Kopf, am dritten Tage war eine ganze männliche Gestalt freigelegt, und dieser Mann hieß Buri. Derselbe gebar durch die Einwirkung der Wärme einen Sohn, Bör, welcher sich mit einer Tochter des unter den Armen Ymirs hervorgewachsenen Riesenpaares vermählte. Bör zeugte mit seiner Gattin drei Söhne: Odin, Wili und We, das Göttergeschlecht. In diesem waltete, weil durch wiederholte Einwirkung von Licht und Wärme hervorgegangen, in erhöhtem Maße das belebende Element vor, und so war sein Streben darauf gerichtet, eine lebensvolle, vielgestaltete Schöpfung hervorzurufen. Odin, wie ihn die nordischen, Wuotan, Wodan, wie ihn die südlichen Germanen nannten, ist der durch Odem und Geist alles durchdringende Gott. Die drei Namensformen haben gleiche Abstammung und Bedeutung. Wili ist der unerschütterliche Wille, allen Hindernissen zum Trotz die Belebung und Vervollkommnung der Welt durchzusetzen. We verleiht die Kraft der Sinne zur Wahrnehmung der Schöpfung und der Vorgänge in ihr. In späterer Zeit wurden diese drei Götter in Odin-Wodan vereinigt gedacht. Odin und seine Nachkommen haben den gemeinsamen Namen Asen, d. h. Stützen, Träger der Götterwelt. Das Himmelslicht ist die wesentliche Kraft, durch welche sie wirken, und so werden sie auch Lichtgötter genannt.

Das Streben der Riesen bleibt, dem Starren der Winternatur Dauer zu verleihen, das Streben der Götter, die Winternatur mit ihren gewaltigen, schwerfälligen Gestalten in eine schöne, reich belebte Welt zu verwandeln, nicht sie zu vernichten, während die Flammen- und Glutgeister in Muspelheim darnach trachten, alles außer ihr bestehende zu zerstören, um mit Surtur an der Spitze allein zu herrschen,

Die Götterwelt liegt zwischen Niflheim und Muspelheim, da sie durch die Wechselwirkung zwischen beiden entstanden ist. Das gleichmäßige Zusammenwirken der Kräfte aus dem Reiche der Frostriesen und Glutriesen kann als erste Ursache der Götterwelt dieser nur zum Heile gereichen, aber eine Vorherrschaft Niflheims oder Muspelheims

muß Verderben bringen, und daher haben die Götter sich abwechselnd der einen oder andern Macht zu erwehren.

Surtur und seine Geisterschar unterstützen, ohne es zu wollen, nur infolge ihrer Natur, die Götter im Kampfe gegen die Winterriesen. Je mehr die Wärme von Süden heraufdringt, um so mehr schwinden die Winternebel, um so mehr klärt sich, und um so höher wölbt sich der Himmel. In einem großen Teile der Welt, welche bisher im Banne der Frostriesen lag, wachsen nun Gräser und Blumen, bald auch Bäume hervor, entstehen Tiere verschiedener Art im Wasser und auf der festen Erde. Das ist das Werk der guten Götter, welche nicht wollen, daß nur eine Kraft walte, sondern daß alle Kräfte zusammenwirken und eine vielgestaltige und vielseitig belebte Schöpfung entstehe, die, mit den Göttern gegen alle bösen Elemente kämpfend, einen Läuterungsprozeß durchmacht und so zur höchsten Vollkommenheit sich emporarbeitet.

Auch die Götter haben einen Läuterungsprozeß durchzumachen, denn sie sind ja mit aus unedlen Elementen hervorgegangen und müssen sich, um wirken zu können, mit Elementen verbinden, welche nicht dem reinen Licht- und Luftreich angehören. Sie bedürfen der weiteren Entwickelung, um zu erstarken zur Erringung des Sieges in dem letzten gewaltigen Kampfe, in welchem die Entscheidung über den dauernden Bestand der Götterwelt oder deren Wiederaufblühen aus dem Schutte fallen muß.

Nicht nur, um die Macht der Riesen zu brechen, sondern auch um der Schöpfung durch das Blut des Riesen mehr Entwickelungsfähigkeit zu geben, töteten die Götter den Riesen Ymir und ließen das Blut über die ganze Erde laufen, wodurch eine große Flut, Sintflut, entstand. Ein Riesenpaar, Bergelmir mit Gemahlin, rettete sich in einem Boote nach einem Berge. Diese Sintflut unterscheidet sich von der biblischen dadurch, daß sie vor der Schaffung der Menschen stattfand und daß ein Riesenpaar sich rettete, welches nicht aus der Götterwelt allerlei Tiere in das Boot nahm, weil es den Göttern feindlich gesinnt war.

Aus dem Fleische des Ymir bildeten die Götter die Erde, aus den Knochen die Berge und Felsen, aus dem Schädel das Himmelsgewölbe, aus dem Gehirne die Wolken und aus den Haaren ließen sie

Bäume entstehen. Die aus Muspelheim in die Götterwelt sprühenden Funken setzten sie als Lichter an das Himmelsgewölbe, einige unter dasselbe als bewegliche Lichter, damit im Zeitenlaufe Tage, Monate, Jahre unterschieden werden konnten und das Leben auf der Erde sich verschieden gestaltete. Die aus dem Hwergelmirbrunnen stürzenden Wasser leiteten sie nach dem Rande der Erde, damit sich ein Meer bilde. Den großen inneren Teil der Erde umgaben sie zum Schutze gegen die Frostriesen und Glutriesen mit hohen, starken Wällen, unter denen man wohl Gebirgszüge zu verstehen hat. In dieser Burg schufen sie Menschen. Wie in der chaldäischen und biblischen Schöpfungssage, so ist auch in der germanischen die Pflanzen- und Tierwelt als die der Menschenschöpfung vorausgehende bezeichnet. Es konnte der Mensch nicht eher geschaffen werden, als bis für ihn die Lebensbedingungen vorhanden waren. Die chaldäische Schöpfungsgeschichte läßt die Menschen unter dem Sternbilde der Wage, welches von Ende September ab regierte, entstehen.

Als die Bäume aus der mit dem Blute des Ymir gemischten Erde mächtig emporgewachsen waren, gingen die Götter am Rande der Erde entlang und nahmen zwei der schönsten Bäume heraus, um aus ihnen zwei Menschen zu schaffen, einen Mann und ein Weib.

Aus einer Esche (Asker) wurde der Mann, aus einer Erle (Embla) das Weib gebildet. Odin hauchte dem ersten Menschenpaare die Seele ein, Wili gab Verstand, Überlegung, We Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch und Sprache. In späterer Zeit trat an Stelle des Namens Wili der Name Hoenir, und statt We wird Lodhr (Loki) genannt. Diese Änderung ist vielleicht mit einem Wechsel des Wohnsitzes in Zusammenhang zu bringen. Erlenwälder sind von Geistern mehr belebt, als andere Wälder, wie das Lied vom „Erlkönig" bekundet. Vielleicht ist auf diesen Mythus auch die Redensart zurückzuführen, nach welcher die schönsten Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Vor den Menschen wurden Wesen geschaffen, welche nach dem Willen der Götter in der Menschenwelt walten sollten. Es waren dies die Zwerge und die Alfen, Alben, Elben: Berggeister, Erdgeister, Luftgeister, Wassergeister, Licht- und Feuergeister. Die Luft- und Lichtgeister stehen dem Odin nahe, die Feuergeister dem

Loki, die Wassergeister und Erdgeister der Erdgöttin Hel, die Waldgeister der Freya, sommerlichen Hel, sowie dem Thor oder Donar. Den Frostriesen dient der Albe Tatermann. Wer an innerem Frost leidet, ist vom Tater gefaßt, welches Wort später in Kater verstümmelt worden ist. Die Alben haben in den verschiedenen Gegenden verschiedene Bezeichnungen erhalten, weil je nach den Lokalitäten ihr Wirken als ein eigenartiges erschien. Der Alben-Namen giebt es daher sehr viele. Zu den unansehnlichsten Alben gehört der Butz, auch Puck genannt, der Kinderschrecken.

In den Alben sind die in Luft, Wasser und Erde wirkenden Naturkräfte personifizirt. Sie sind als die in den Gebilden der Schöpfung waltenden Geister anzusehen. Sie werden in die Hauptgruppen der Lichtalben und Schwarzalben eingeteilt. Die ersteren schaffen über der Erde und sind schön von Gestalt und Gesicht, die anderen hausen in der Erde und sind häßlich.

Je nachdem die Menschen es verdienen, sind die Alben ihnen freundlich oder feindlich gesinnt. Den guten Menschen helfen sie bei der Arbeit im Hause, im Garten, auf dem Felde, im Walde und auf dem Wasser. Den bösen Menschen legen sie Hindernisse in den Weg, lassen sie Alles mißlingen. Dem Landmanne stehlen sie den ausgestreuten Samen vom Felde, bringen sie Mäusefraß, Fäulnis, Kornbrand usw., dem Fischer reißen sie die Netze entzwei oder scheuchen sie die Fische von der Angel fort usw. Ganzen Gemeinden, die dem Bösen ergeben sind, bringen sie Hagelschlag und Wolkenbruch.

Die Erdalben haben Verfügung über die Schätze in der Erde, ebenso die Wasseralben, Nixen, Seejungfern. In verschiedener Gestalt, auch durch liebliche Töne locken sie die Menschen in ihr Reich, denn sie haben gerne Menschen bei sich. Sie verfertigen allerhand Gebrauchsartikel, wie Küchengeräte, Werkzeug usw., womit sie den Menschen dienen. Die Dankbarkeit der Menschen soll lediglich im Rechtthun bestehen. Wer seine Dankbarkeit nicht anders bekunden kann, als durch Worte oder eine Gegengabe, verscheucht die Alben, zieht sogar den Zorn derselben auf sich.

Nach einem alten Mythus nahmen die Germanen an, daß zwischen den drei Reichen Niflheim, Reif- und Frostriesenheim und Helheim, dem Heim der im Norden von Midgard, der Menschenburg,

waltenden Erdgöttin Hel, eine Esche Yggdrasil aus dem mit Ymirs Blute gedüngten festen Weltstoffe emporgewachsen sei, welche nach dem Brunnen eines jeden der drei Reiche eine Wurzel ausstreckt, und deren Zweige, hinauf zum Himmel reichend, die ganze Welt überdachten. Dem obersten Gotte Odin wurde nachgesagt, vom Wipfel dieser Esche die ganze Welt zu überschauen und nach den Vorgängen in derselben zu spähen.

Die Weltesche Yggdrasil vereinigt in sich alle in der Welt enthaltenen schöpferischen Kräfte. Eine Wurzel geht zu dem Brunnen Hwergelmir in Niflheim, die andere zur Mimirquelle im Frostriesenheim, die dritte in die Schöpfung der guten Götter, Midgard, in welcher Welt der Urda-Brunnen liegt. Es ist dieser Brunnen der jüngste, aber auch bedeutungsvollste. Aus ihm kommt das Alles belebende und reinigende Wasser. Das Wasser des Hwergelmirbrunnens ist das erste, das des Mimirbrunnens das zweite, das des Urdabrunnens das dritte, also reinste Klärungsprodukt. An ihm sitzt die Norne Urdr, welche darüber wacht, daß der Weltbaum mit dem Wasser des Brunnens besprengt wird (daß Dünste emporsteigen, welche Blätter und Zweige erfrischen). Unzählige Wassergänge in der Erde führen zu dem Brunnen und nehmen aus ihm nicht nur Wasser auf, sondern auch Seelen, die von den untergeordneten Geistern der Urdr und der Hel dahin geführt werden, wo die Geburt eines Kindes bevorsteht. Wird ein Seelenträger daran gehindert, z. B. ein Storch auf seinem Fluge von einem Weiher, einem Seelenteiche, getötet, so kommt das Kind tot zur Welt, weil die Seele nicht da ist. Diese irrt nun als Heimchen auf der Erde herum.

Neben der Leben gebenden Norne, Schicksalsgöttin, Urdr waltet zur Erhaltung und Entwickelung des Lebens die Norne Verdandi und die das Leben abschließende Norne Skuld, nach deren Eingreifen in das Leben die Seele in das Reich der Hel zurückkommt, um vervollkommnet, zu einem höheren Wirkungskreise berufen, abermals in einem Menschenkörper thätig zu sein. Wie die Götter aus Mimirs Quelle, der sie entstammen, einen Trunk thun müssen, um neues Leben zu gewinnen, und Weisheit zu schöpfen, so die Menschen aus dem Urdabrunnen oder aus den heiligen Quellen, die mit ihm in Verbindung stehen. Aus dem Ursprunge muß immer wieder neue

Nahrung genommen werden, um eine künftige Entwickelung zu ermöglichen. „Wie sehr bedürfen wir der Mahnung", sagt Simrock an der bezüglichen Stelle seiner Mythologie, „das Volksleben aus dem Brunnen der Vergangenheit zu erfrischen, aus dem Strome der Überlieferung, der aus der Vorzeit herfließt."

Wie die griechischen Schicksalsgöttinnen, die Parzen, werden auch die germanischen als Spinnerinnen gedacht. Sie werden häufig die drei Schwestern genannt, die bei der Geburt eines Kindes zusammen erscheinen, um ihm das Schicksal zu verkünden. Sie gehören ebenfalls der Unterwelt an, stehen mit der Hel in engster Verbindung und sind daher fähig, das Schicksal vorauszusagen, ja sogar zu bestimmen. Sie erscheinen ebenso wie die Hel auf der Oberwelt und greifen helfend, bestimmend in das Menschenleben ein. Sie lassen sich an Brunnen, Quellen sehen, die mit dem Urdabrunnen in Verbindung stehen, heilige Brunnen sind. In späterer Zeit zählte man sieben, sogar dreizehn Schicksalsgöttinnen. Sie werden mit der Hel verwechselt, welche während der Winterzeit als Peratha mit der eisernen Nase die Wohnungen besucht und zusieht, daß fleißig gesponnen wird, nach Ergebnis ihrer Beobachtungen das Schicksal der Menschen bestimmt, mithin als Verdandi auftritt, aber immerhin nur belohnend oder bestrafend, während die das Leben fortspinnende Norne doch wohl nur als das Allgemeinschicksal spinnend gedacht werden kann.

Auf den heiligen Gewässern erscheinen die Nornen als Lilien, schwimmen sie als Schwäne herum, und sie heißen daher auch Schwanenjungfrauen. Als Schwäne führen sie die Seele verstorbener Menschen dem Eingange zum Seelenreiche zu,

„Und singen so süß, so leise,
Als wollten sie im Singen vergehn."

Die Nornen führen die Seelen der an Altersschwäche, an einer Krankheit gestorbenen oder der ermordeten Menschen nach Helheim, die Walküren die Seelen der im Kampfe für eine gute Sache gefallenen Helden nach Odins Saal Walhalla, Halle der gefallenen Helden. In der Schlacht feuern sie den Mut der Krieger an, küren sie die Tapfersten für Walhalla. Eine Quelle führt drei Walküren

wie drei Nornen auf, andere Quellen nennen sechs, sieben, neun, zwölf, auch dreizehn. Sie dienen dem Odin, welcher von ihnen sagt:

„Hrist und Mist
Sollen das Horn mir reichen (zum Kampfe zu blasen),
Skeggöld und Skögul,
Hildur und Thrudur,
Göll und Geirölul,
Randgrid und Radgrid,
Sowie Reginleif,
Sie schenken Ael den Einheriern" (gefallenen Helden).

Die Einherier werden bei ihrer Aufnahme in Walhalla von Odin mit einem Trunke begrüßt. Sie üben sich im Kampfspiele, und wenn Odin in den Kampf zieht, begleiten sie ihn als seine Streiter.

„Die Einherier alle in Odins Saal
Streiten Tag für Tag.
Sie kiesen den Wal
Und reiten vom Kampfe heim,
Mit Asen Ael zu trinken."

Die Norne Skuld wird ganz besonders als Walküre aufgeführt. Diese Heranziehung muß eine irrtümliche sein, denn Skuld kann ihrem Wesen nach nur mit Urda und Verdandi zusammenwirken und mit Helheim Verbindung haben, nicht mit Walhalla in Asenheim. Es befanden sich ja auch die Walküren, wenn sie nicht im Kampfe begriffen waren, in Walhalla, während die Skuld in der Menschenwelt zu wirken hatte. Auch während des Kampfes lagen der Skuld andere Aufgaben ob, als Helden zu küren.

Die Gesamtwelt zerfällt in neun Einzelwelten: Niflheim, Jötunheim (Bergriesenheim, Frostriesenheim), Muspelheim, Asenheim, Wanenheim (Heim der nach Befruchtung verlangenden Elemente der Erde), Midgard, Helheim, Lichtalbenheim, Schwarzalbenheim. Sollte die Erdschöpfung, die Wanenwelt einer Vervollkommnung entgegengeführt werden, so mußte die Asenwelt sich mit ihr verbinden. Der oberste Lichtgott, Odin, nahm daher die Wanengöttin Jördh zur Gemahlin, eine Tochter der Nacht, die viel verbirgt, folglich viel weiß und dem Odin dienen kann. Aus dieser Verbindung ging Thor (Thonar bei den nordischen, Donar bei den südlichen Germanen)

hervor. Thor ist der mächtige, gewaltige Gott, der mit seinem Blitzhammer Miölnir die Frostriesen niederschlägt, d. h. den Winter, die Kälte vertreibt und im Sommer die Glutriesen bekämpft, die aus dem heißen Süden kommende schwarze Wolke zwingt, ihr Wasser zur Erfrischung der Erde abzugeben. Ein Kraftgürtel erhöht seine Riesenstärke. Da er seine segensreichste Wirkung als Gewittergott ausübt, als welcher er den darbenden Fluren den ersehnten Regen bringt, wird er als vermählt mit der Regengöttin Sif angesehen.

Wie Odin erst einen Kampf bestehen muß, um mit der Rinda sich verbinden zu können, Freyr einen Widerstand zu überwinden hat, um Gerda zu gewinnen, so muß Odin die Wanen, welche die irdischen Elemente beherrschen, bekämpfen, um zu erreichen, daß die ihm am nächsten stehende Wanengöttin Freya, die Herrscherin in der zur Fruchtentwickelung treibenden Natur, als Geisel zur Erhaltung des geschlossenen Friedens, dann als Gemahlin Odins in Asgard aufgenommen wird. Sie ist die Göttin kräftiger Naturentwickelung, bedarf aber, wenn ihr Wirken ein gedeihliches sein soll, des Himmelslichtes, der Sonne, und so wurde angenommen, daß am ersten Tage des Monats, in welchem vorzugsweise der Fruchtansatz stattfindet, Odin sich mit Freya ehelich verbinde, also am 1. Mai. Die Freya waltet auch in der Luft, in den Wolken. Sie fährt in einem von Katzen gezogenen Wagen über das Land und über das Meer, es hat daher der Wagen auch Schiffsgestalt. Die Katzen sind vielleicht deshalb als Tiere der Freya angesehen worden, weil sie gerne die Sonne aufsuchen, die Sonnenseite lieben, in der Nacht aber scharf sehen können. Hat das Walten der Freya in der Natur aufgehört, so zieht sie, wie Odin, von Ort zu Ort und sieht zu, ob fleißig gesponnen wird. Zur Andeutung ihrer Thätigkeit im Winter sind die Katzen, die ihrem Wagen vorgespannt sind, mit Flachs angeschirrt. Wie dem Odin, so war auch der Freya die Haselstaude heilig.

Von der Freya erhielt Odin den Baldur, den Gott des zur Wintersonnenwende neu geborenen Lichtes, von der Rinda, der Göttin der öden Erde, den Wali, Gott der Sommersonne (siehe Märchen: „Das Wasser des Lebens"), von einer andern Göttin den blinden Hödur, Gott der Wintersonne, des dunklen Winters.

Die verschiedenen Verbindungen Odins deuten das Streben des Gottes an, in allen Weltteilen Licht zu verbreiten, durch sein geistiges Wesen veredelnd zu wirken und wirken zu lassen. Odin beeinflußt die Gottheiten der verschiedenen Welten und durch diese die untergeordneten Geister.

Odin wird oft bildlich dargestellt als in Walhalla auf seinem Throne sitzend und einen Becher in der rechten Hand haltend. Dies hat neben den Entstellungen, welche in erster christlicher Zeit zur Bekämpfung des Heidentums im Volke verbreitet wurden, dazu beigetragen, daß das Volk den Odin-Wodan vorzugsweise an der Spitze eines Trinkgelages sich dachte. Dem Grundwesen des Odin entspricht mehr das Bild, welches ihn, den Speer im rechten Arme, von zwei Wölfen und zwei Raben umgeben zeigt. Die Wölfe werden als die Grauhunde der Nornen, jedoch wegen ihrer Farbe auch dem Odin nahe stehend gedacht. Sie stellen zwischen den Nornen und Odin eine Verbindung her, wie der Wind, den sie ebenfalls vorstellen, von Ort zu Ort jagt. Die Raben sind wegen ihrer schwarzen Farbe Tiere der dunklen Welt, in welcher alle Geheimnisse verborgen sind. Sie sind daher geeignet, dem Odin kommende Ereignisse zu verkünden.

Zieht Odin mit seinem Geisterheere in den Kampf, so reitet er einen Grauschimmel, die graue Sturmwolke. Ihm opferbare Tiere sind diejenigen, welche in der Haus-, Land- und Viehwirtschaft besonders nützlich sind, wie Hunde, Pferde, Rinder, Ziegen. Auch Gänse werden ihm geopfert, aber wohl nicht als Dankopfer, sondern als Sühnopfer dargebracht, da Schneegänse, welche bei Beginn des Winters nach Süden ziehen, als Boten der Winterriesen anzusehen sind. Ihm heilige Bäume sind: die Linde, Buche, Esche, Haselstrauch und Hagedorn. Im Hochsommer, wenn die Glutriesen ihre verderbliche Wirkung ausüben, blüht die Linde den Glutriesen wie zum Trotze. Die Buche hält am längsten ihre Blätter, wenn auch verwelkt, fest; die Esche am längsten grüne Blätter, und der Hagedorn ist ein Schutzdorn, mit welchem Gehöfte und Felder eingehegt werden.

Dem Thonar sind Böcke und Eichhörnchen geweiht. Im Winter nimmt dieser Gott Bärengestalt an. Die Hörner der Böcke erinnern an die Donnerkeile, welche sich bilden, wenn der Blitz in die Erde schlägt, das Eichhörnchen an den roten Bart Thors, des Blitz-

gottes. Von den Bäumen ist ihm besonders die Eiche heilig, der mächtige, knorrige Baum, welcher mehr als ein anderer Baum den Blitz anzieht, darum den Gehöften ein Schutzbaum ist; der Vogelbeerbaum mit seinen roten Beeren, die Stechpalme, Salweide und Birke.

Die Götter bedürfen zur Ausführung ihres Willens dienender Geister. Als solche sind in der Asenwelt die Lichtalben, in der Wanenwelt die Zwerge und Schwarzalben anzusehen. Über der Erde befinden sich Muspelheim, Asenheim, Lichtalbenheim, auf der Erde Jötunheim, Midgard und Wanenheim, unter der Erde Niflheim, Helheim und Schwarzalbenheim.

Der Himmel ist in zwölf Burgen eingeteilt. Über die Bedeutung der einzelnen Burgen ein klares Bild zu geben, reichen die Überlieferungen nicht aus. Vielleicht sind sie die Burgen der auf zwölf vermehrten obersten Himmelsgottheiten, welche über die Entwicklung des Naturlebens in je einem der zwölf Monate des Jahres wachen.

Die aus dem Brunnen Hwergelmir sich ergießenden zwölf Ströme sind vielleicht als Monatsströme zu betrachten, welche je nach dem herrschenden Monat fließen und das zur Gestaltung der Monatsnaturverhältnisse erforderliche Wasser zuführen.

Um Midgard noch besser gegen das Eindringen der Reifriesen und Bergriesen zu schützen, beschlossen die Götter, eine Burg bauen zu lassen. Ein Baumeister erklärte sich bereit, die Burg in drei Halbjahren zu bauen, wenn ihm Freya, Sonne und Mond überliefert würden. Die Götter erkannten an dieser Forderung, daß sie einen Feind vor sich hatten, einen Angehörigen der Riesenwelt, welcher den geplanten Burgbau hindern oder für die Ausführung einen Preis fordern wollte, dessen Auszahlung zum Verderben der Götterwelt werden mußte, denn ohne Freya, Sonne und Mond konnte die Schöpfung der Götter nicht bestehen. Die Götter traten zu einer Beratung zusammen, deren Ergebnis war, auf die gestellten Bedingungen einzugehen, jedoch durch eine List der Verpflichtung sich zu entziehen. Sie erklärten sich zur Auslieferung bereit, wenn die Burg in einem Winter fertig werde. Sollte jedoch am ersten Sommer-

tage auch nur eine Kleinigkeit an der Vollendung fehlen, so wollten sie den Preis nicht zahlen.

Der Baumeister ging hierauf ein und begann mit Hilfe seines Pferdes Swadilfari den Bau. Die Asen erstaunten über die Schnelligkeit, mit welcher das Pferd gewaltige Felsenmassen herbeischleppte, und begannen zu fürchten, daß der Bau zu rechter Zeit vollständig fertig werde. Der zum Glutgotte ausgeartete Asengott Loki, welcher vorzugsweise geraten hatte, den Vertrag einzugehen, wurde nun unter der Androhung, er müsse eines schrecklichen Todes sterben, wenn er nicht bewirke, daß am ersten Sommertage noch etwas am Baue fehle, aufgefordert, ein Mittel zur Verhinderung der Vollendung ausfindig zu machen. Loki erklärte sich bereit, die Fertigstellung zu verhindern, und zwei Tage vor dem Termine, als der Baumeister mit seinem Hengste Swadilfari ausgefahren war, um die letzten Felsblöcke herbeizuholen, sprang Loki, der sich in eine Stute verwandelt hatte, dem Hengste entgegen. Als dieser die Stute sah, riß er sich los. Die beiden Rosse jagten die ganze Nacht umher, und am letzten Tage fehlten die zur Vollendung des Baues erforderlichen Steine. Der Bau war so weit fertiggestellt, daß er seinem Zwecke entsprach, aber es blieb eine Lücke, und so brauchte der bedungene Lohn nicht verabfolgt zu werden.

Diese Dichtung ist in folgender Weise zu deuten: Der Winter bringt Kälte, die verderblich wirkt, wenn kein Schnee die Fluren deckt. Es mußte die Erde aber auch wieder frei werden von Schnee, damit Freya wieder wirken und die neue Schöpfung zur Fruchtentwicklung führen konnte, über welche dann Iduna zu wachen hatte. In dem Baumeister ist der Winter personifiziert. Sein Pferd Swadilfari ist der Wind, welcher Schneemassen herantreibt und Wege, Zugänge verweht, wenn er immer dieselbe Richtung beibehält. Kommt aber von entgegengesetzter Seite ein anderer Wind, und die Stute, in welche sich der Glutgott Loki verwandelt hat, dürfte als Südwind aufzufassen sein, so entsteht ein Wirbelwind, welcher erstens keine ausgedehnten Schneemauern bildet, zweitens die nahende Wärme verkündet, durch welche die Erde von der Schnee- und Eisschicht befreit, Freya wieder zu ihrem Walten auf der Erde zurückgeführt wird.

Das Gegensätzliche zwischen den Asen und Wanen führte zu einem Kriege zwischen beiden, als Odin mit der Jördh verbunden war. Beim Friedensschlusse wurde vereinbart, daß die Wanen als Geiseln die Kinder Njördr's, Freya und deren Bruder Freyr, die Asen den Hönir als Geiseln stellen sollten, d. h., es sollten die ihrem Wesen nach am meisten mit den Asen harmonirenden lichten, der Götterschöpfung förderlichen Geister der Wanen zu den Himmelsgottheiten, dagegen die dunklen Elemente vom Himmel zu den Wanen gehen.

Freyr erhielt zwar in der Asenwelt eine bestimmte Burg, besuchte aber auch andere Burgen, wenn dieselben leer waren. In der Abwesenheit Odins wagte er sich auf dessen Hochsitz, blickte über alle Welten und sah im Norden, im Bereiche der Riesen, ein schönes Mädchen von großer Gestalt. Es war Gerda, eine Tochter des Riesen Gymir. Er wollte sie zur Gattin haben, aber er warb nicht selbst um sie, sondern forderte einen untergeordneten Geist auf, sie ihm zuzuführen, selbst wenn er sie vom Vater erst erkämpfen sollte. Damit ein etwaiger Kampf glücklich überstanden werde, gab er dem Diener sein Schwert. Dieses Schwert wird als Sonnenstrahl gedeutet, was nicht zu stimmen scheint, weil Freyr ein Wane ist. Es müssen irdische Strahlen sein, welche als das von selbst sich schwingende Schwert Freyrs bezeichnet wurden. Es ist mit in Betracht zu ziehen, daß Odin von seiner Hochburg in Asenheim abwesend war, als Freyr dieselbe betrat. Als Zeit des Vorganges ist daher der Winter anzunehmen, und zwar die letzte Zeit des Winters, in welcher Lichtgeister mächtiger werden und Verbindung mit den Erdgeistern suchen. Um diese Zeit, im März, treten die Nordlichter in ein Maximum, und deren Strahlen sind eher, als Sonnenstrahlen, mit einem schwingenden Schwerte zu vergleichen. Außerdem ist der Wanengott Freyr als Nordlicht gedacht, welches der Atmosphäre angehört und zum Himmel emporstrebt, eher als jeder andere Wane geeignet, in Asenheim aufgenommen zu werden. Unter dem großen Nordlichtbogen mit Krone werden oft auch kleinere nordlichtartige, hochsteigende Strahlenbüschel, die wie Elmsfeuer, Irrlichter von der Erde ausgehen, bemerkbar. Auf diese Strahlenbüschel paßt auch die von der Gerda gegebene Beschreibung, von ihren Armen sei ein hellleuchtendes Licht ausgegangen.

Finn Magnusen hat bereits zur Erklärung des von der Gerda ausgehenden leuchtenden Scheines auf Nordlichter hingewiesen. Simrock sagt in seiner Mythologie hierzu, Sonnenstrahl und Nordlichter könnten nicht zusammen gesehen werden, da Nordlichter erst am Abend sichtbar würden. Es werden jedoch auch Nordlichter bemerkt, wenn die Sonne im Untergehen oder Aufgehen begriffen ist. Da aber das eigentliche Nordlicht der Atmosphäre angehört, so weit es sichtbar ist, kann es eben eher, als der Sonnenstrahl, auf Freyr, einen Wanengott, bezogen werden. Außerdem ist zu beachten, daß er als das himmelhoch steigende Nordlicht den Hochsitz Odins besuchen konnte.

Der Mythus sagt auch, bei der Werbung um Gerda habe Freyr sein Schwert abgegeben. Wirbt er, als Nordlicht gedacht, zur Zeit seines größten Glanzes, im März, um Gerda, die ihm lange widerstrebt, weil sie der irdischen Riesenwelt angehört, er aber anderer Natur ist, da er im Luftkreise seinen Sitz zu haben, mit den Himmelsburgen in Verbindung zu stehen scheint, so kommt er im April erst zu einer Verbindung. Nun wird gesagt, er habe sein Schwert drangegeben, um Gerda zu gewinnen, und im April nehmen die Nordlichter rasch ab, im Mai und Juni sind sie sehr selten. Die Sonnenstrahlen wirken aber immer kräftiger, es könnte also nicht gesagt werden, Freyr verliere bei seiner Brautwerbung im Frühling sein Schwert, wenn dieses den Sonnenstrahl bedeutete. Vor der Werbung hat er den Bruder der Gerda, den Beli, Sturmriesen, erschlagen, d. h., er hat die Frühlingsstürme zur Ruhe gebracht, und nun erst, nach dem März, beginnt die Erde frei zu werden von Schnee und Eis, weil jetzt in der Regel die warmen Winde über die kalten siegen. Die in der Winterriesenburg festgehaltene Riesentochter Gerda wird frei, wird sichtbar, und der von Asgard auf die Erde herabblickende Freyr verliebt sich in sie. Daß Freyrs Schwert nichts mit dem Sonnenlichte zu thun hat, geht auch daraus hervor, daß ihm in der Albenwelt ein oberster Sitz zugewiesen ist, wie auch Simrock hervorhebt. Er ist also von Haus aus ein Lichtalbe, ein dem Sonnengotte untergeordneter Lichtgeist, der im Bereiche der Erde waltet.

Der hier gegebenen Erklärung über die Natur Freyrs und Gerdas entspricht sehr gut ein anderer Mythus, der bisher zu recht künstlichen,

erzwungenen Deutungen Veranlassung gegeben hat. Der Saal der Gerda wird als inmitten einer Waberlohe, einem Flammenmeere liegend bezeichnet, und da, wo die Lichtgarben wie riesige Elmsfeuer emporsteigen, meistens an erhöhten Punkten, Berggipfeln, Felsengipfeln, schießen auch zahlreiche kleine Flammen aus den Zweigen der Bäume, Sträucher, selbst aus dem Grase empor. Ist Gerda die aus der Erde emporgestiegene Polarlichtgarbe, so ist die Waberlohe das ihren Sitz umgebende Flämmchenmeer, und man braucht nicht den Gebrauch der Leichenverbrennung usw. heranzuziehen, um eine Erklärung der Waberlohe ausfindig zu machen. Ebenso ist nun klar, daß derjenige, welcher die Waberlohe durchreitet, zum Eingange in das Riesenheim, nämlich zum Heim der Gerda kommt. Ferner klärt sich die Drohung Freyas auf, sie werde die Höhle der Hyndla mit einer Waberlohe umgeben, wenn dieselbe die an sie gestellten Fragen nicht beantworten wolle. Bäume, Sträucher usw. gehören dem Bereiche der Naturgöttin Freya an und lassen auf Geheiß derselben Flammen, Elmsfeuer aus den Zweigen emporzüngeln.

Erläuternd ist auch hinzuzufügen, daß Gymir, der Vater Gerdas, oft mit Oegir (Aegir), dem Meeresgotte, in Verbindung gebracht, sogar mit demselben identifizirt wird, folglich ist der Saal Gerdas im Norden zu suchen.

Dem Freyr ist der goldborstige Eber gewidmet, welcher die Erde aufwühlt, wie im Frühjahre die Erde zur Aufnahme des Samens aufgewühlt werden muß. Auf einem Eber reitend wurde Freyr dargestellt. Gewöhnlich wird der Eber in Bezug mit der Sonne gebracht, aber auch hier erscheint die Deutung wenig sachgemäß, sehr gesucht.

Unter der Herrschaft Freyrs und Gerdas kommt neues Leben in Baum und Strauch, und nun beginnt Freya ihr Walten in der Natur. Dieses ist das bedeutungsvollste, denn durch dasselbe wird die Jahresschöpfung der Fruchtreife entgegengeführt, von welcher der Bestand der Menschheit, der ganzen Götterwelt abhängig ist. Die Vermählung Freyrs und Gerdas fand im April statt, diejenige Odins und Freyas am 1. Mai. Der Baumeister, welcher die Burg gebaut hat, ist um seinen Lohn betrogen worden, denn Freya waltet wieder mit Odin zusammen. Die Riesen sind aber auf Rache bedacht. Es

ist ihnen gelungen, den Blitzhammer Thors zu entwenden, also die furchtbarste Waffe in ihre Hände zu bekommen. Nun brechen sie während des Monats April, als kaum die neue Schöpfung zu grünen begonnen, in die Menschenwelt herein, um die junge Natur vor ihrer Erstarkung zur Widerstandsfähigkeit zu zerstören. Der wassergeborene Sohn Odins, Heimdall, welcher auf der Brücke zwischen Himmel nnd Erde, der Regenbogenbrücke, als Wächter steht, ermahnt, den Hammer wieder den Riesen zu entreißen. Er giebt den Rat, Thor möge sich in Freyas Gewand hüllen und sich dem Riesenfürsten Thrym als Freya vorstellen, welche von den Göttern ausgeliefert sei. Loki möge ihn als Diener Freyas begleiten, d. h., der Glutgott solle durch seine Wirkung den Eingang zu dem Riesenfürsten öffnen. Dieser Rat wird befolgt, und Thrym zeigt sich hocherfreut, nicht nur Thors Hammer, sondern auch Freya zu besitzen. Er läßt ein großes Hochzeitsmahl anrichten und befiehlt, den acht Rasten tief vergrabenen Hammer herbeizuholen, um die Braut mit den üblichen Hammerschlägen zu weihen. Als Thor seinen Hammer erblickt, reißt er ihn sofort an sich und läßt ihn auf das Haupt Thryms niedersausen, daß dessen Schädel zersplittert. Darauf erschlägt er auch die anderen Riesen, dann kehrt er nach Asenheim zurück. Nun stellen sich auf der Erde Gewitter und warme Regen ein.

Die acht Rasten Tiefe, welche Thors Hammer in der Riesenwelt vergraben war, wird als die acht Monate lange gewitterfreie Zeitdauer von September bis Mai gedeutet.

Thor gehört zu den Göttern, welche nicht nur eine Jahreszeit oder gar nur einen Monat, sondern das ganze Jahr hindurch bestimmend wirken, auch nachdem ihm, vom Herbste ab, sein Blitzhammer geraubt ist. Er ist neben Odin der einflußreichste Gott. Vorzugsweise nach diesen beiden Göttern haben die Menschen Berge und Ortschaften benannt, wie die Namen Godensberge, d. h. Wodensberge, Odinsberge, Thorsberge, Dorßberge bekunden. Im Winter wandern beide, einzeln und gemeinsam, in verschiedener Gestalt, vorzugsweise als Zwerge und als hilfsbedürftige Menschen, in Midgard von Ort zu Ort, um die Herzen der Menschen zu prüfen.

Loki läßt seine Tücke nicht. Sein Sinnen ist jetzt hauptsächlich darauf gerichtet, wie er den Baldur verderben kann, den schönen Odin-

sohn mit blütenweißer Haut, samtgoldnem Haar und himmelblauen Augen. Von Baldurs Leben ist die Macht der Götter und das Gedeihen der Schöpfung abhängig. Um dieses Gedeihen zu sichern, hatte Freya auf Anordnung Odins alle Pflanzen und Steine, Feuer und Wasser, Tiere usw. in Eid genommen, dem Baldur nicht zu schaden. Loki wußte im Gespräche mit Freya dieser eine Antwort auf die Frage abzulocken, ob nicht doch etwas unbeeidigt geblieben sei. Freya bekannte, die Mistel sei als Schmarotzerpflanze nicht vereidigt worden. Loki suchte und fand einen kräftig entwickelten Mistelzweig und schnitzte daraus einen Pfeil. Als bei einem Götterspiele nach Baldur geschossen wurde, gab er den Pfeil dem als Wintergott blinden Hödur und veranlaßte denselben unter der Zusicherung, für ihn zielen zu wollen, auf Baldur zu schießen. Hödur schoß, und der Pfeil drang Baldur ins Herz.

Die Götter erschraken, als sie Baldur hinsinken sahen, und waren gramerfüllt. Sie konnten die Blutthat nicht rächen, weil sie sich an einem heiligen Orte befanden. Sie brachten wehklagend die Leiche Baldurs auf ein Schiff und verbrannten sie. Die Seelen der im Kampfe für die Götterwelt gestorbenen Helden kamen nach Walhalla, die Seelen der übrigen Verstorbenen nach Helheim. Baldur war nicht im Kampfe gefallen, sondern ermordet worden, und so konnte seine Seele nicht in Walhalla aufgenommen werden.

Baldurs Gemahlin, die Blumengöttin Nanna, starb vor Gram über den Tod ihres Gatten, und wurde ebenfalls verbrannt. Ihr Diener, der Zwerg Litr, Lit, welcher den Blumen Duft gegeben hatte, lief um Thor herum, als dieser das Scheiterhaufenfeuer mit seinem Hammer weihte, und bekam einen Schlag, der ihn sofort tot niederstreckte. Die Blumen, welche von da ab noch blühten, waren ohne Duft.

Baldur war als der Sohn des obersten Asengottes und der aus dem Lichtalbenreiche stammenden hehrsten Naturgöttin Freya nicht nur der schönste, sondern auch der edelste, gerechteste und weiseste aller Götter. Vor seinem Richterstuhle wurden alle Streitigkeiten aufs beste geschlichtet. Richterstätten für die Menschen erhielten den Namen Baldurstätte, Belderstätte, Belderberg. Nach dem Tode Baldurs ging das Richteramt auf dessen Sohn Forseti über.

Freya forderte zu einem Ritte nach Helheim auf, um von der Hel die Herausgabe Baldurs zu erbitten. Hermodur, ein Bruder Baldurs, erbot sich hierzu, bestieg Odins Roß und kam nach einem neun Nächte langen Ritte vor Helheim an. Vor die Hel geführt, brachte er seine Bitte vor, und er bekam zur Antwort, wenn Baldur wirklich so beliebt gewesen, wie Hermodur sage, so müsse doch Alles in tiefer Trauer um ihn sein und ihn beweinen. Wenn jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein, usw. in der Götter- und Menschenwelt um Baldur weine, so solle dieser wieder nach Asenheim kommen. Mit diesem Bescheide kehrte Hermodur nach Asgard zurück.

Odin schickte Boten nach allen Richtungen und ließ alle Dinge auffordern, Baldur aus Helheim herauszuweinen. Es weinte Alles, und die Boten glaubten schon, eine frohe Botschaft überbringen zu können; allein kurz vor Asgard trafen sie ein altes Weib, das sich Thock nannte, und dieses antwortete auf die Anregung, Baldur aus Helheim herausweinen zu helfen:

„Thock wird weinen
Mit trockenen Augen
Um Baldurs Leiche,
Hel behalte, was sie besitzt."

Dieses alte Weib war Loki.

Dem Baldur heilige Pflanzen sind: das Johanniskraut (Hartheu), das im Juni blüht, im Juni verblüht, die Mistel, die Kamille und der Baldrian, die rothe Anemone, die im nächsten Jahre aufblüht, wo ein Tropfen Baldurblut hingefallen ist.

Nach Baldurs Tode sank die Sonne wieder, aber die Glut nahm zu, weil die Glutriesen in die Götterschöpfung eindrangen. Die Natur drohte unter der Hitze zu verdorren, jedoch trat Thor wieder als Retter auf. Er schleuderte seinen Blitzhammer in die schwarzen Wolken und zwang diese, ihren Wassergehalt in Form von Regen an die Erde abzugeben. So kamen die Früchte zwar zur Reife, aber die Tage wurden immer kürzer, die Nächte länger, die Pflanzen begannen zu welken, und endlich verloren die Bäume ihre Blätter. Es wurde immer trostloser in Midgard, und die Asen wurden immer schwächer. Im Herbste verriet Loki auch noch die Göttin der fruchtreifen Natur, Iduna, an den Riesenfürsten Thiassi. Er wußte sie zu veran-

lassen, mit ihren Äpfeln aus Ausgard heraus in einen Wald zu gehen. Thiassi, welcher in Adlergestalt hier versteckt war, ergriff sie und flog mit ihr nach seiner Burg, in welcher er die Hüterin der Äpfel gefangen hielt. Nun alterten die Götter noch mehr, weil ihnen die belebenden Äpfel fehlten.

Da Iduna zuletzt gesehen worden, als sie in Begleitung Lokis Asgard verlassen, wurde diesem die Schuld an dem Verschwinden der Göttin zugeschrieben und beschlossen, ihn unter Androhung furchtbarer Todesqualen zur Befreiung Idunas zu zwingen. Loki erklärte sich dazu bereit, wenn er Freyas Falkengewand bekomme. Es wurde ihm das Gewand überreicht, und nun flog er nach Jötunheim, Riesenheim. Als Thiassi auf den See hinaus gefahren war, flog Loki in die Behausung hinein, verwandelte Iduna in eine Nuß, die er in seine Klauen nahm, und flog nach Asgard zurück. Thiassi kam bald darauf nach Hause, vermißte sofort Iduna und sah den Falken davon fliegen. Er verwandelte sich in einen Adler und flog nach. Die Asen hielten Ausschau nach Loki, sahen den Falken kommen, aber auch den Adler hinterher fliegen. Sie trafen sogleich Vorbereitung zu einem großen Feuer vor den Thoren Asgards, und gleich hinter dem Fluge des Falken zündeten sie die Holzlager an. Die Lohe schoß mächtig in die Höhe und verbrannte dem Adler die Fittige. Es fiel derselbe nieder, worauf er von den Asen getötet wurde.

Die Götter gewannen nun wieder neues Leben, und in tiefer Winternacht wurde Baldur wiedergeboren. Die Sonne begann von da ab zu steigen, die Tage wurden länger, die Nächte kürzer, Freyer übte wieder seine Wirkung aus, die Bande zu lösen, von welchen Gerda umgeben war, und es wiederholte sich die Entwicklung der Jahresschöpfung.

Die Götterdämmerung.

Die Kämpfe zwischen den Göttern einerseits, den Winterriesen und Glutriesen andrerseits wiederholen sich alljährlich bis zu dem vollständigen Siege der einen Macht über die andere. Sollte das Gute über das Böse siegen und eine Zeit des ungestörten Friedens, der Glückseligkeit kommen, so mußte in der Götterwelt selbst das Böse

mehr unterdrückt werden, damit das Gute größeren Einfluß gewinnen und in der Menschenwelt sich besser geltend machen konnte. Aber die Götter waren aus Riesen hervorgegangen, hatten sich mit Waninnen, auch mit Riesinnen verbunden, um wirken zu können, und dadurch war das Unreine, Unedle, besonders die Begierde unter die Götter gekommen. Der schlimmste Ase war Loki, der es bald mit den Frostriesen, bald mit den Glutriesen hielt und immer darauf bedacht war, der Götterwelt und Menschenwelt Schaden zuzufügen. Die Götter hielten eine Beratung darüber, was zu thun sei, um die bösen Geister mit besserem Erfolge zu bekämpfen. Es wurde beschlossen, den Loki unschädlich zu machen und für seine Sünden furchtbar zu strafen. Loki floh auf einen Berg und baute sich daselbst ein Haus mit Aussicht nach allen Seiten. Odin entdeckte ihn von seinem Hochsitze aus und ging mit den übrigen Asen zu dem Berge. Als Loki die Götter kommen sah, verwandelte er sich in einen Lachs und schlüpfte in das Gestein eines nahen Wasserfalles Die Asen merkten, daß etwas Lebendiges darin war, machten ein Netz und warfen es in den Wasserfall. Thor hielt das Netz auf der einen Seite, die anderen Asen zogen auf der anderen Seite des Wasserfalles das Netz an. Loki schnellte über dasselbe hinweg, allein Thor ergriff ihn und hielt ihn noch am Schwanze fest. Daher kommt es, daß der Lachs am Schwanzende spitz ist Loki wurde auf drei Felsen gefesselt. Einer stützte die Schultern, der andere die Hüften, der dritte die Knie.

Skadi, eine Riesentochter, hing in einer Wolke eine Schlange auf, welche Gift auf Loki herabträufelte. Die Gattin Lokis, Sigyn, fing mit einem Becher die Gifttropfen auf, aber während sie den vollen Becher ausgoß, fielen ihrem Gatten doch Tropfen in das Gesicht. Vor Schmerzen riß Loki an seinen Fesseln, daß die Erde bebte.

Dem Loki war auch die Erzeugung zweier Wölfe und der Midgardschlange zuzuschreiben. Der eine Wolf, Fenrir, wollte die Sonne und mit ihr Odin verschlingen, der andere den Mond, die Midgardschlange die Erde, Midgard. Die Mutter dieser den Göttern feindlichen Gewalten war ein Riesenweib. Der Fenrirwolf, welcher die stärksten Bande zerriß, die den Göttern zur Verfügung standen, wurde endlich vermittelst eines Halsbandes gefesselt, das von den Zwergen angefertigt war.

Die Midgardschlange wurde von Thor bezwungen, aber freilich ebensowenig wie Loki und der Fenrirwolf für immer unschädlich gemacht. Und die anderen bösen Geister wirkten mit den unlauteren Elementen des Wanengeschlechtes unheilvoll weiter. Selbstsucht, Habgier, Genußsucht, Leidenschaften aller Art mehrten sich und brachten Feindschaft nicht nur zwischen Familien, sondern sogar zwischen Familienmitgliedern. In dieser Weise wird das Leben sich immer schlimmer gestalten, bis endlich durch die allgemeine Verwilderung aller Kreaturen in der Götterschöpfung, die allseitige Mißachtung von Gesetz und Recht, von guter Sitte die Feinde der göttlichen und menschlichen Ordnung ermuntert werden, vereint hereinzubrechen in die morsch gewordene Götterwelt, um diese zu vernichten.

In der Wöluspa heißt es:

„Brüder werden streiten
Und einander morden;
Verwandte werden
Das Blutbad trennen,
Es wird hart in der Welt!
Der Ehebruch waltet
Im Zeitalter der Beile,
Der Schwerter,
Wo Schilde krachen.
Es kommt die Windzeit,
Die Wolfszeit
Ehe die Welt vergeht.
Kein Mann wird sein,
Der des anderen schont."

Die Forderung der guten Götter war, das Rechtsgefühl, die Liebe zum Guten und Schönen zu stärken, damit das Böse nicht mehr und mehr Gewalt gewinne, sondern zum Heile der Götter- und Menschenwelt immer ohnmächtiger werde. O d i n s R u n e n k u n d e enthält folgende Mahnungen:

„Hilfreich zu helfen verheißt dir das Eine
In Streit und in Jammer und jeglicher Not.
Ein Anderes lernt ich, das Leute gebrauchen,
Die Ärzte zu werden wünschen.

„Lodfafner, lerne belehrenden Rat
Und nutze, was du vernommen:
Laß nimmer verleiten dich zum Schwatz
Mit dem ersten besten Buben.

Denn Gutes mit Gutem vergilt man dir nie,
Gerietst du an schlechte Schelme;
Dagegen kann dich des Guten Lob
Beliebt bei den Guten machen.

„Das Weib eines Anderen wolle du nie
Zur heimlichen Liebschaft verleiten.
Doch die zur erlaubten Liebe du lockst,
Um dich an ihr zu erfreuen,
Biete ihr Schönes und schaffe es ihr,
Du giebst ihr zu viel nie des Guten.

Eines schlimmen Weibes Wort hat oft
Schon Manchem den Kopf gekostet.
Die falsche Zunge zog ihn ins Grab
Ganz ohne eignes Verschulden.

Fahr aus der Pforte den Fremden nicht an
Und gieb dem Bedürftigen gerne,
Doch gieb nur so lange, so gut, als du kannst,
Sonst wünscht man dir noch alles Arge.

Auch hüte dich vor Hohn und Spott
Gegen fremde Gäste.
Nicht immer kann auch der beste Wirt
Den Wert des Besuches ermessen,

Mängel und Tugenden trägt gemischt
Das Wesen der Erdbewohner,
Und ist auch Keiner vollkommen gut,
So ist ganz ohne Gutes auch Keiner.

Nicht übereilt und nimmer zuerst
Brich deinen Bund mit dem Freunde.
Kannst du dein Denken Keinem vertraun,
Verkehrt die Sorge dein Leben.

Da ist Freundschaft gemischt, wo der Mann mit dem Mann
Bereit ist, alles zu reden.
Ein Freund spricht niemals nur nach dem Mund,
Und Unbestand ist das Ärgste!"

„Wer viel auf Fahrten die Fremde durchreist,
Der kann wohl bald erkennen
Jedwedes Menschen waltenden Sinn,
Sofern er nur selber bei Sinnen.
Wer zu dir in dein Haus kommt, diene dir nicht
Zu losem Spott und Gelächter.
Klug dünkt sich bald, wer von Keinem geprüft
Behaglich zu Hause dahin lebt.
Der Hausherr sei heiter und hold mit dem Gast,
Dann sorgt er klug für sich selber.
Den Ruf des Vernünftgen erreicht, wer Rat
Weiß klug und klar zu erteilen.

„Die besten Freunde beim Biergelag
Werden sich wetzen und hetzen.
Auf ewig nicht endet der alte Streit,
Wo Gast wider Gast erglühte.
Ein Rat nur ist nütze: Entferne dich schnell,
Sobald du ins Reizen geraten.
Der bedenkt nicht genug, wer den Nachbar verhöhnt,
Daß Haß er durch Hohn sich erschwatzet.
Ein Tölpel sitzt bei Tische stumm
Oder murmelt und macht Grimassen,
Doch trank er sein Teil, dann tritt zu Tag
Sogleich sein ganzes Wesen.
Man halt an den Meth sich, halt aber Maß,
So schwatzt man und schweigt, wie es nötig.
Und ziehst du zur Ruhe dich zeitig zurück,
Wird Keiner dir das verdenken.
Nicht so gut ist dem Menschen der Meth als man glaubt,
Und die böseste Wegkost wählte,

Wer sich betrinkt! Jedweder Trunk
Stiehlt ihm ein Stück des Verstandes.
Krank wird sich essen, wer ohne Vernunft,
Nach seiner Begierde nur lebet.
Der Magen hat Manchen gemacht zum Gespött,
Der sich thöricht benahm bei Vernünftgen.
Herden wissen, wann Heimkehrzeit,
Und gehen dann von der Grasung;
Aber der Unkluge achtet nie
Auf das rechte Maß seines Magens!"

„Der Baum geht ein auf ödem Stein,
Ihm wächst nicht Blatt noch Borke.
So kommts mit dem Manne, den Keiner liebt.
Was soll er länger leben?
Ein Umweg führt zum falschen Freund,
Und wohnt er gleich am Wege.
Ein Richtweg führt zum rechten Freund,
Und wohnt er gleich in der Ferne."

„Mäßige Weisheit wahre der Mann,
Er werde nicht allzuweise:
Wer, was er weiß, auch gründlich weiß,
Hats immer leicht im Leben."

„Mangelt dem Manne Gemüt und Verstand,
Bespaßt und verspottet er alles.
Wissen sollt er und weiß es nicht,
Daß selber nicht frei er von Fehlern.
Ein Thor nur wähnt, man ward ihm Freund,
Wenn ein Mensch nach dem Munde ihm redet.
Doch fehlen ihm Fürsprecher vor Gericht,
Dann merkt er, wie Mancher ihn täuschte.
Zum Thoren verschwatzt sich, wer Schweigen verlernt
In lauter losem Gerede.
Die Zunge, die ohne Zügel rennt,
Redet sich oft ins Unglück."

„Früh wache, wer wenig Werkleute hat,
Um selbst nach dem Rechten zu sehen.
Manches versäumt, wer den Morgen verschläft:
Hurtig ist halb gewonnen.

Fettling hatte volle Hürden,
Und die Kinder kaun an den Fingern.
Reichtum, der falscheste Freund, entschwand
So schnell, wie ein Wink der Wimpern.“

„Gütig Gemüt und muntrer Geist
Hat leichtes, sorgloses Leben.
Der Ängstliche kommt zu keinem Genuß
Und kargt auch scheu mit Geschenken.

Die Gabe braucht nicht groß zu sein.
Oft kauft man sich Dank mit der kleinsten.
Ein Stückchen Brot und im Becher der Rest
Gewann mir schon manchen Gesellen.“

„Es stirbt das Vieh, es stirbt der Freund,
Dann soll man selber sterben.
Doch nimmer stirbt der Nachruhm dem,
Der schönen sich geschaffen.

Es stirbt das Vieh, es stirbt der Freund,
Dann soll man selber sterben.
Eins weiß ich nur, das nimmer stirbt:
Das Urteil über den Todten.“

„Trau nicht zu viel der Frühsaat im Feld,
Trau nicht zu viel dem Frühwitz beim Kind.
Die Saat braucht Zeit, Erziehung das Kind,
Unsichre Dinge dünken sie sonst.

Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort.
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.“

Der Mensch sollte sein Leben und Streben auf Förderung des Allgemeinwohles richten, den Volksgeist zu harmonischer Entwickelung für ein immer edleres Dasein führen, um das Gute zur Geltung zu bringen, mit den Göttern das Böse zu bekämpfen, damit, wenn es zum letzten Kampfe zwischen den Göttern einerseits, den Winterriesen und den Glutriesen andrerseits komme, das gute Prinzip über das böse den Sieg davon trage. Die Menschen verlernten aber immer mehr, ihr höchstes Glück in treuer Pflichterfüllung, in Befolgung der göttlichen Mahnungen zu finden. Sie arteten in Genußsucht aus, fröhnten wilden Leidenschaften, und die Folgen waren Unzufriedenheit mit sich selbst, mit den Nebenmenschen, Zerrüttung der wirtschaftlichen, häuslichen Verhältnisse, Selbstsucht, Haß und Verfolgung. Es alterten nun auch die Götter. Sie wurden geboren und müssen untergehen. Nicht nur im Verlaufe der Jahresschöpfung, sondern auch der Weltschöpfung erreicht die Sonne ihren höchsten Stand, und dann sinkt sie tiefer. Die Götter ermangeln darauf des belebenden Lichtes, dessen sie bedürfen, wie des Wassers aus Mimirs Brunnen, um schaffenskräftig zu bleiben.

Es tritt die Götterdämmerung ein und der Weltbaum Yggdrasil beginnt zu welken. Alle Bande werden morsch, auch diejenigen, mit welchen Loki und der Fenrirwolf gefesselt sind. Sobald dieser Zustand eingetreten ist, stürmen von der einen Seite die Winterriesen, von der anderen die Glutriesen in die Götterschöpfung herein, und nun beginnt der gewaltige Kampf, der mit dem Untergange der Welt endet. Heimdall sieht von seiner Regenbogenbrücke aus die Feinde nahen. Er bläst mächtig in sein Horn, und nun stellen sich die Götter zum Verteidigungskampfe auf. Im Süden kräht der hellrote Hahn Fialar, die Geister der Glutriesen weckend, über den Asen kräht Gullinkampi, der goldgelbe Hahn, die Helden in Walhalla ermunternd, und in Hels Saal der rußschwarze Hahn, die Geister der Unterwelt zum Kampfe rufend. Die Midgardschlange peitscht das Meer, daß die Wogen weit über die Ufer schlagen, und reißt den Rachen auf, die Erde zu verschlingen. Odin kämpft gegen den Fenrirwolf, wird aber von diesem verschlungen, und damit verschwindet die Sonne. Den Mond verschlingt ein anderer Wolf, Thor tötet zwar die Midgardschlange, erliegt aber dem Gifthauche

der Schlange; Vidar, ein Sohn Odins, reißt dem Fenrirwolf den Schlund aus dem Rachen, Heimdall und Loki töten sich gegenseitig, der Glutgott Surtur erlegt den Freyr und setzt dann die ganze Erde in Brand. Im rasenden Sturme brechen die Wälder zusammen, stürzen die Berge ein, erbebt, zerbricht die ganze in das Meer versinkende Erde, berstet der Himmel. Nur Odins Söhne Vidar und Wali entgehen dem allgemeinen Verderben.

Wiedergeburt der Welt.

Das Feuer lodert so lange, als in der Weltmaterie Glutstoffe vorhanden sind.. Ist alles ausgeglüht, trennen sich Licht und Finsternis, Sommer und Winter, Festes und Flüssiges, steigt die Erde verjüngt aus dem Wasser empor und über Erde und Meer wölbt sich der blaue Himmel. Von selbst wachsen Gräser, Bäume und Früchte aller Art, und es droht von keinem Feinde Verderben, denn der Surtur, der die Welt zerstören wollte, hat sie durch den Brand, den er über sie brachte, nur gereinigt von allen bösen Elementen.

Er ist ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und doch das Gute schafft.

Es geht im Osten eine neue Sonne auf, und

Herauf sieht sie kommen zum andernmale
Die Erd' aus dem Meer,
Herrlich grünend.
Wasserfälle stürzen,
Adler fliegen drüber hin,
So auf dem Gebirg' nun
Fische fangen.
Die Asen sammeln sich wieder
Am Idafelde [1])
Und sprechen vom mächtigen Erdumgürter,
Erinnern sich da
Großer Begegnisse

[1]) Dem Göttersitze.

Und Allvaters (Odins)
Uralter Runen.

Es werden darauf
Die wundersamen
Goldnen Tafeln
Im Grase gefunden,
Die im Zeitenanfang
Besessen hatten
Der Götter Fürsten
Und Fiölnirs Geschlecht.[1])

Es werden ungesät
Die Äcker Früchte tragen,
Und alles Böse schwindet.
Baldur kommt wieder,
Bewohnt mit Hoedur
Odins Siegessaal
Im freundlichen Götterbund.
Versteht ihr es wohl?
Da kann auch Hönir[2])
Wählen, was sein ist,
Und werden die Söhne
Zweier Brüder[3]) wohnen
Im weiten Windheim.

Vidar ist die unzerstörbare Triebkraft in der Natur, Wali, der jüngere Bruder Baldurs, der Gott des neuen Lichtes. Beide bringen zusammenwirkend eine neue Schöpfung hervor. Vidar bildet den Menschen aus dem verbliebenen Teile der Weltesche Yggdrasil, und gibt ihm eine so unmaterielle Natur, daß er keiner irdischen Speise bedarf und nur vom Thau lebt, der von der neu grünenden Esche fällt.

---

[1]) Der Asen, der Fülle gebenden, Geschlecht.

[2]) Der nach dem Kriege zwischen Asen und Wanen den letzteren als Geisel überlieferte Asengott, welcher nun zurückkehren kann, da es in der neuen Welt des ungestörten Friedens keiner Geiseln mehr bedarf.

[3]) Odins und Hönirs.

Die neue Welt wird drei Seelenreiche erhalten: Gegen Süden wird Gimil, der Himmel, sich befinden, in welchem die Seelen der guten Menschen nach ihrem Erdendasein aufgenommen werden. Die Seelen böser Menschen kommen nach Helheim, von da nach Niflheim, welches im Norden über Mimirs Quelle liegt. Helheim wird also erst in der neuen Welt eine Hölle, nach christlichem Begriffe, ein Strafort. Ein Seelenheim wie Walhalla kann es in der erneuerten Welt nicht geben, da Menschen nicht mehr mit den Waffen in der Hand sich gegenseitig bekämpfen.

Von Gimil sagt die Wöluspa:

„Ein Saal wird stehen,
Heller als die Sonne,
Gedecket mit Gold.
Auf Gimil, der hohen,
Sollen die guten
Völker alle wohnen
Und Frieden genießen
Durch ewige Zeiten.“

Von Niflheim aber wird gesagt:

„Dort werden waten
In schweren Strömen
Meineidige Menschen
Und Meuchelmörder.
Dort saugt Nidhöggr
Der Gestorbenen Leiber;
Der Wolf zerfleischt sie,
Versteht ihr es wohl?“

In der bisherigen Betrachtung sind die Hauptglieder der germanischen Götterfamilie nach ihrem Auftreten in der Weltschöpfung und nach ihrer Stellung zu einander während der einzelnen Jahreszeiten beschrieben worden. Der Verfasser glaubt, das Verständnis für die später folgenden Fest-, Märchen- und Sagenerklärungen zu erleichtern, wenn er denselben eine Schilderung der einzelnen Hauptgottheiten nach ihrer Gesamtwirkung vorangehen läßt.

Götterbilder.

1. Odin=Wodan.

Der Name Odin, Wodan, Wuotan klingt in dem Worte Wut wieder, hat aber mehr den Sinn von Mut, Kampfeslust. Wenn der Sturm über Land und Meer toste, glaubte der heidnische Germane, Wuotans Heer jage dahin. Wuotans Heer wurde im Laufe der Zeit in wütendes Heer entstellt. Odin wurde als auf einem grauweißen Schimmel, der grauen Sturmwolke, reitend und mit einem großen, den blauen Himmel verdeckenden, im Sturme flatternden Mantel behangen, das Haupt mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt, gedacht. Daß ihm ein langer Bart zugeschrieben wurde, ist selbstverständlich. Der große Mantel gab Veranlassung, ihn Mantelträger, altsächsisch Hackelbärend zu nennen. Das einmal zur Jagd, einmal zum Kampfe ausziehende Heer ist zusammengesetzt aus Einheriern, Seelen der im Kampfe gefallenen und darum in Walhalla aufgenommenen Helden, aus aufgegriffenen Seelen, die in Hundegestalt nebenher stürmen, aus Naturgeistern, die in Bäumen wohnen, wie Moosweibchen, Holzjungfern, dann aus Ebern, welche als Windgeister mitziehen. Die Hunde können ebenfalls als Windgeister aufgefaßt werden, sind jedoch auch als Wölfe zu nehmen, die den Odin begleiten als Vertilger der Leichen, der Körper Gefallener. Als Empfänger der Seelen in Walhalla ist Odin Seelenführer. Die Milchstraße ist der Seelenweg nach Walhalla.

Die Menschen werden von der Wolkenkuh, die Regen spendend die Erde befruchtet, ernährt, und aus Dankbarkeit sollen nun die Menschen dem Heere Odins Nahrung spenden. Wer dieser Pflicht

genügte und seine beste Kuh, sein bestes Rind aus dem Stalle ließ, wenn das durch Sturmesgebraus sich ankündigende Heer nahte, der erntete Segen. Wer aber glaubte, er könne mit einem geringerwertigen Opfer abkommen, der wurde durch Viehkrankheit und Mißwachs gestraft. In einzelnen Gegenden wird erzählt, die ausgemolkene Kuh sei nach einigen Tagen wieder zurückgegeben worden, in anderen, nach Verzehren des Fleisches hätten die Geister des Heeres die Knochen in die Häute gewickelt, die Bündel mit Ruthen gepeitscht, worauf die Tiere wieder neu erstanden und in den Stall zurückgekehrt seien.

Es ist selbstverständlich, daß die Mythe vom wilden Jäger in den verschiedenen Landesteilen verschieden entwickelt, zu Lokalsagen umgestaltet worden ist. Eine nähere Betrachtung derselben kann dem Zwecke dieser Arbeit nicht dienen. Das Wesentliche wird in der Sagenerklärung Aufnahme finden.

Der Hackelbärend stirbt an der Wunde, die ihm der Zahn eines Ebers beibringt. Der Eber ist ein Tier der Glutriesen wie des Freyr, aber mit verschiedener Bedeutung. Odin siecht nach seinem Kampfe mit den Glutriesen dahin. Den Sagen nach ist er verzaubert, schläft er in einem Berge, Glasberge, Wolkenberge, wandert er in verschiedener Gestalt, als Knecht Ruprecht, roter Prechtel, männlicher Wintergott neben der weißen Perchtel, Brechtel, Bertha mit der Eisnase auf der Erde umher, bis durch die Wiedergeburt Baldurs die Sonnenkraft erstarkt. Es ist hierbei daran zu erinnern, daß der Frühlingsgott der Phönikier ebenfalls durch einen Eber verwundet wurde, und an der Wunde starb. Eber wurden, besonders im Norden, dem Odin als Sühnopfer dargebracht. Die Linde erschien als ein ihm heiliger Baum, weil sie nach Baldurs Tode, zur Zeit, in welcher durch die Wirkung Lokis und Surturs der Blütenschmuck dahinwelkte, zu blühen und zu duften begann.

Wenn Odin den Weltbaum verlassen hat, irrt er einer Sage gemäß nach seiner Gattin Freya suchend umher. Ein Hirsch, als vornehmstes Waldtier dem Odin und der Freya heilig, diente als Führer zum Aufenthaltsorte Freyas.

2. Baldur, Nanna und Forseti.

Der lieblichste, wohlwollendste und gerechteste aller Götter ist Baldur, der Sohn Odins und Freyas. Dementsprechend wird er auch als der schönste, zarteste dargestellt. Seine Licht ausstrahlende Haut ist weiß wie die Haut im Ei, seine Haare sind glänzend wie die Sonne, sein Auge ist blau und seine Augenbrauen werden verglichen mit dem Blätterkranze der Kamillenblume. Seinem inneren Wesen entsprechend wählte er zur Gemahlin Nanna, die Göttin der Blumen- und Blütenwelt. Der Gott der Wintersonne, der blinde Hödur, stand der Nanna nahe, wie die erste Blume dem Winter. Das blaue Leberblümchen schaut aus dem Moose des Laubwaldes schon heraus, wenn vielfach noch Schnee im Walde liegt. Hödur liebt die schöne Göttin und will sie erkämpfen, aber sie wird die Gefährtin Baldurs. Die Sage läßt nun Hödur auf Rache sinnen und den Baldur töten, aber nach dem alten Mythus ist der Wintergott nur das Werkzeug des Sommersonnengottes Loki. Hödur muß jedoch mit seinem Leben für den Tod Baldurs büßen. Wali, ein Halbbruder Baldurs, Sohn Odins und der Rinda, schwor, sich nicht eher zu waschen und zu kämmen, bis er den Mörder seines Halbbruders erschlagen, und es gelingt ihm, Hödur zu erlegen.

Unter dem Einflusse Baldurs wächst die Macht der Asen, und es werden die Fesseln, in welche die Erde von den Winterriesen geschlagen worden ist, immer schwächer. Gerda wird frei, in der Luftregion sichtbar, von Freyr, dem lichten Wanengotte, gesehen, und nach kurzem Widerstreben wird sie dessen Gattin. Es wirkt nun Freyr mit zur Beseitigung alles Übels, das von den Winterriesen in die Menschenwelt gebracht worden ist, und es kommt nun die Zeit für das Walten Freyas. Nun grünen die Sträucher, die Bäume in Gärten und Wäldern, nun wächst die Saat mit Macht empor, nun kehren die Vögel zurück und singen ihre Frühlingslieder. Suchen auch die Frostriesen hereinzubrechen in die schöne Natur, um der Wonnezeit ein Ende zu machen, Thor treibt sie mit seinem Blitzhammer zurück und beschützt mit Odin die in der Götterschöpfung

waltenden Geister. Diese herrliche Jahreszeit hat Baldur mit Nanna eingeleitet. Loki, welcher, von Odin gezwungen, dem Thor den Blitzhammer zur Bekämpfung der Götterfeinde verschafft hat, weiß, daß alle Herrlichkeit schwinden muß, wenn Baldur stirbt, und er schnitzt den tötlichen Mistelzweigpfeil, den er Hödur auf Baldur abschießen läßt. Nun sinkt die Sonne mit jedem Tage tiefer, welkt die schöne Schöpfung dahin, und in dieser schlimmen Kampfeszeit führt Forseti, der Sohn Baldurs und Nannas, im Geiste seines Vaters wohl das Richteramt weiter, aber er besitzt nicht die Fähigkeit, die Götter im Kampfe gegen ihre Feinde zu stärken.

3. Thor.

Vom Donnergotte Thor, Thonar, Donar, dem Sohne Odins und der Wanengöttin Jördh, wird gesagt, er habe zur Zeit, als die Götter die Burg zum Schutze der Menschenwelt bauen ließen, im Osten geweilt und sei gerade zurückgekehrt, als der Bau bis auf eine Kleinigkeit fertig gewesen und die Riesen sich anschickten, dafür Rache zu nehmen, daß der ausbedungene Lohn nicht gezahlt worden. Das Auftreten Thors fällt also in das Ende der Lenzzeit, entsprechend der Zeit erster Gewitterbildungen. Er reitet nicht, wie Odin, ein Pferd, sondern fährt in einem von Böcken gezogenen Wagen auf Wolken in Sturmeseile dahin. Er trägt keinen Mantel, sondern einen knappen Anzug und einen Gürtel, der seine Kraft stärkt. Sein Haupt ist von einem Helme bedeckt, sein Kinn umwallt ein großer roter Bart, der an die Farbe des Blitzes erinnert, und mit dem rechten Arme schwingt er seinen Blitzhammer Miölnir. So weit er den Hammer auch schleudert, er trifft sein Ziel, und dann kehrt der Hammer in die Hand Thors zurück. Von allen Bäumen zieht die Eiche am häufigsten den Blitz an. Es wurde dieselbe daher als ein dem Thor heiliger Baum und als ein Schutzbaum angesehen, der vor Gebäuden gepflanzt wurde, während Odins heiliger Baum, die Linde, auf den Gemeindeplätzen, Gerichtsplätzen stehen mußte. Mit Eichen bestandene Berge wurden Thorberge, Dorßberge, Donarberge

genannt. Das gerne auf Eichen sich aufhaltende rotfarbige Eichhörnchen und der ebenfalls meist auf Eichen zu findende Hirschkäfer waren Tiere Thors. Der Hirschkäfer wird heute noch stellenweise Donnerpuppe genannt. Auch das Rotschwänzchen und Rotkehlchen galten als Tiere Thors. Als Bär beschützt Thor die Wälder.

Der Schafbock, Ziegenbock war wohl hauptsächlich wegen der Hörner, die an Donnerkeile erinnern, dem Thor gewidmet, der Storch wegen seines roten Schnabels und seiner roten Beine, der Vogelbeerbaum, der Hagebuttenstrauch wegen der roten Früchte. An den Festen Thors wurden dem Blitzgotte, dem Feuerentfacher, zu Ehren auf Bergen Feuer angezündet.

Thor begleitete den Odin auf dessen Wanderungen während des Winters und beteiligte sich an der Prüfung der Menschenherzen. Die christlichen Priester setzten später, um die Namen dieser vom Volke am meisten verehrten Gottheiten aus dem Gedächtnisse zu verdrängen, für Odin Jesus, für Thor Petrus. Bei Bergbenennungen fand eine Abweichung insofern statt, als Odinsberge Michaelisberge, dagegen Donarberge, Donnersberge Petersberge genannt wurden. An heiligen Thorstätten wurden Peterskirchen gebaut.

4. Hoenir.

Die Mitteilungen über Hoenir sind außerordentlich spärlich. In den mythologischen Systemen ist ihm kein bestimmter Platz und, mit Ausnahme seiner Mitwirkung bei der Erschaffung des Menschen, kein bestimmter Wirkungskreis zugeschrieben, und doch muß er ursprünglich eine hervorragende Rolle gespielt haben, denn er bildet mit Odin und Loki eine Bruderdreiheit. Wahrscheinlich sind viele Züge von ihm auf den herbstlichen Odin übertragen worden. Daß er der Herbstnatur angehört, dafür spricht zunächst die Bezeichnung Bogengott, Pfeilgott. Er ist also Gott der Jagd. Sodann wird ihm nachgesagt, er gebe Licht, aber keine Wärme, und daraus ist gefolgert worden, er sei Gott des Mondes. Es kann ihm der Mond gewidmet gewesen sein, aber das schließt nicht aus, daß

in ihm auch die milde Herbstsonne personifiziert war. Odin ist die wohlthuend erwärmende und belebende Sonne, Loki die verderblich wirkende Sommersonne, Hoenir die milde Herbstsonne, der blinde Hödur die Sonne des kalten, dunklen Winters. Odin haucht dem Menschen Geist, Leben ein, Loki giebt Farbe, Glut, Blut, Leidenschaft, Hoenir den kühl abwägenden Verstand, und Hödur ist bei der Erschaffung des Menschen nicht beteiligt, da er der Sohn des Odin ist.

Hoenir wird, da er keine große Wirkung als Lichtgott ausübt, nach dem Kriege mit den Wanen als Geißel in die Wanenwelt gegeben. Nach Erneuerung der Welt kann er in das Asenheim zurückkehren, da ja nun ewiger Friede ist, also Geißeln nicht mehr erforderlich sind.

5. Hödur.

Eine geringe Selbstthätigkeit ist dem Hödur, dem letzten in der Reihe der Jahresgötter zugewiesen. Er ist nicht eigentlich Wintergott, sondern die Wintersonne, welche auf die Schöpfung der zur Herrschaft gekommenen Frostriesen keine Wirkung auszuüben vermag, folglich auch nicht auf die im Banne der Frostriesen liegenden Erde. Er ist willenlos, darum nicht Gegner, obwohl Gegensatz des Loki, der unermüdlich wirkt, freilich aus eignem Antriebe nur Böses thut, gezwungen aber auch den Göttern große Dienste leistet. Weil willenlos, ist Hödur ein gefügiges Werkzeug, welches sich Loki aussucht, um den totbringenden Pfeil auf Baldur abschießen zu lassen. Eine große Stärke wird dem Hödur zugeschrieben, aber er ist Kraft ohne Geist. Wali, ein Sohn Odins und der Rinda, rächt den Tod Baldurs an Hödur, nicht an Loki, denn der Mörder hat die Blutrache herausgefordert, nicht der Verführer zum Mord. Loki wird für seine Missethaten nach Beschluß der Götterfamilie bestraft. Weil Hödur ermordet worden ist, kommt er ebenso wie Baldur zur Hel, aber nach der Welterneuerung kehrt er mit diesem zurück.

Göttinnen.

1. Freya = Frigga = Fricca = Frouwa, Gertrud.

Das Wasser ist das die Erde fruchtbar machende Element, das Licht die belebende Kraft. Die Erde muß feucht sein, wenn sie eine Pflanzenwelt hervorbringen soll, und das Licht ist erforderlich zu einer gedeihlichen Entwicklung der Pflanzen für Menschen und Tiere. Ohne zeitweisen Regen trocknet die Erde aus, es ist daher die Regen spendende Wolke von gleich großer Bedeutung für die Menschenwelt, wie die Licht und Wärme gebende Sonne. Wie unsere heidnischen Vorfahren in der Sonne einen Gott walten sahen, so in der Wolke eine Göttin, eine Wolkenfrau, wie in der Darstellung der Anschauung über die Weltschöpfung bereits ausgeführt worden ist. Die Wolke gehört dem Luftkreise an, in welchem die Wanen wirken, und die für die Menschenwelt bedeutsamste Wanengottheit mußte die Wolkenfrau sein. Die Sonnenstrahlen umspülen die Wolke, verbinden sich mit dem Wanenelement zur Hervorbringung einer Schöpfung. So lange das bedeutsamste Wanenelement den ganzen Himmel bedeckt, daher keinen Lichtstrahl durchläßt, besteht ein Kampf zwischen den Lichtgottheiten und den Wanen. Beide müssen zur Entwickelung ihrer Kräfte, zu einem Einfluß auf die Erde kommen. Es wird endlich Friede geschlossen, und zwar unter der Vereinbarung, daß die Lichtgeister und die Wanengeister neben einander, mit einander der Entwickelung einer Schöpfung ihre Kräfte widmen. Der oberste Lichtgott, Odin, verbindet sich mit der vornehmsten Wanengöttin, der von Lichtstrahlen umflossenen Wolkenfrau, Freya, die Liebliche, Geliebte. Er nimmt sie mit ihrem Bruder Freyr in Asenheim auf

und läßt sie neben sich in Walhalla als Seelenempfängerin walten, während Hoenir als Geißel in die Wanenwelt geht.

Am 1. Mai, also im Monat des Fruchtansatzes, fand die Vermählung Odins und der Freya statt. Hiermit ist deutlich gesagt, daß diese die Göttin der fruchtbildenden Natur ist, welche in der Naturentwickelung mit dem Bruder Freyas, Freyr, vermählten Riesentochter Gerda folgt. Neben dieser und Freya waltet den Lenz hindurch die Blumen- und Blütenkönigin Nanna, deren Beschreibung mit Baldur zusammen erfolgen mußte, wenn Wiederholungen vermieden werden sollten. In Walhalla war Freya die Mundschenkin. Erklärer meinen, diese Rolle sei ihr zugeschrieben worden, weil es bei den alten Germanen Sitte gewesen sei, die Gäste von den Frauen bewirten zu lassen. Es würde demnach eine Übertragung gesellschaftlicher Gebräuche von den Menschen auf die Götter vorliegen. Allerdings wurde das Leben der Götter nach den im Menschenleben gemachten Beobachtungen gedacht, aber nach den Ergebnissen der Beobachtungen im Naturleben. Freya labte als Wolkenfrau die Erde und ihre Bewohner, die von den Göttern geschaffene Menschenwelt mit Regen, und dementsprechend, darf wohl angenommen werden, wurde sie Mundschenkin in Walhalla. Wie von der Göttin Freya, Frouwa die Bezeichnung Frou, Frau für die Lebensgefährtin des germanischen Mannes entlehnt wurde, so wird wohl auch der Gebrauch, die Gäste durch die Hausfrau bewirten zu lassen, von der Vorstellung über das Walten Freyas in Walhalla auf das häusliche und gesellschaftliche Leben der Menschen übertragen worden sein.

Nach dem Tode Balburs altert mit Odin auch Freya. Als Regengöttin tritt für sie die Sif, Gemahlin des Gewittergottes Thor, ein. Was sie während ihrer Jugendfrische begonnen, das fördert sie während ihres Alters zur Fruchtreife, dann irrt sie, ihren Gemahl, Odin, welcher in der Menschenwelt herumwandert, suchend, umher. Während dieser Zeit wird in einigen Gegenden Gertrud als Erdgöttin und Seelenempfängerin genannt. Iduna übernimmt es im Herbst, die nun gereiften Früchte, besonders die Äpfel, welche den Göttern als erquickende Speise dienen, zu hüten, Peratha besucht die Wohnstätten der Menschen und sieht zu, ob die aus der Schöpfung zu Teil gewordenen Gaben die rechte Verwendung finden und ob

fleißig gesponnen wird, damit, wenn die Arbeit in der Natur wieder beginnt, die ganze Kraft der Pflege des Gartens, des Feldes und des Waldes zugewandt werden kann. Der Mensch soll zu jeder Zeit die Arbeiten erledigen, die erledigt werden können. Der Freya sind die Katzen wohl gewidmet worden, weil diese das Sonnenlicht lieben.

---

2. Iduna.

Trotz aller Anfechtungen von Seiten der Frostriesen und der Glutriesen kam die Schöpfung zur vollen Entwicklung und Fruchtreife. Sollte eine Erneuerung der Schöpfung unmöglich gemacht werden, so durften die Götter die Äpfel der Iduna nicht behalten, denn so lange sie über diese verfügen konnten, waren sie unsterblich. Die Frostriesen wußten Loki zur Entführung Idunas mit den Äpfeln zu bestimmen, und Iduna folgte der Lockung nach einem außerhalb Asgards befindlichen Walde, dessen Bäume gleich schöne Äpfel, als diejenigen Idunas tragen sollten. In diesem Walde hatte sich der Riese Thiassi in Adlergestalt versteckt. Als Iduna den Wald betrat, ergriff er sie und trug sie in seine Burg. Von da ab alterten die Götter noch mehr. Zwar brachte die Geburt Baldurs neues Leben, aber zur Bildung einer neuen Jahresschöpfung konnten die Götter nur fähig werden, wenn Iduna mit ihren Äpfeln zurückkehrte. Da diese zuletzt mit Loki gesehen worden war, wurde diesem gedroht, es werde eine furchtbare Strafe über ihn verhangen, wenn er Iduna nicht wieder zurückbringe. Die Hüterin der Äpfel kam zurück, wie an geeigneter Stelle bereits erwähnt worden, und nun gewannen die Götter ihre volle Schöpferkraft wieder.

---

3. Hel.

Bei der Betrachtung über die Bildung der Welten ist Helheim als diejenige Welt genannt worden, welche unter der Menschenwelt liegt. Sie hat den Namen von der in ihr herrschenden Göttin Hel, Hehlerin, Verbergerin erhalten. Die Hel ist die Mutter der Wanen, und ihr Wirken besteht darin, alle in der Erde verborgenen Kräfte zum Segen der Menschenwelt zur Geltung zu bringen. Unter ihr sind viele Geister thätig, die Entwickelung der Schöpfung zu fördern, sobald die Lichtgötter Einfluß auf die Erde gewinnen. Im Winter sorgen sie, daß die Saaten unter dem Schnee nicht absterben, nach der Befreiung Gerdas aus den Eisbanden und nach der Vermählung dieser Riesentochter mit dem Wanen Freyr helfen sie, daß die Gärten, Wiesen und Felder kräftige Keime treiben, sich unter dem Walten der Nanna mit Blumen schmücken. Der zum Wanengeschlechte gehörige Zwerg Lit giebt den Blumen Duft. Und ist so die Natur zum Walten der Freya vorbereitet, dann fördern Freyas Geister das Grünen der Bäume und Sträucher, das Ansetzen und Reifen der Früchte durch Belebung der Naturkräfte und durch Bekämpfung der vielfachen Riesengeschöpfe, welche in die Luft und in die Erde dringen, um dem Gedeihen der Schöpfung entgegenzuarbeiten. Die der Freya dienenden Geister in der Erde sind Schwarzalben, denn es sind Geister der Dunkelheit, Nacht; die über der Erde waltenden sind Lichtalben. Ist das Schaffen auf der Erde zu Ende, dann kehren die Alben zur Hel zurück. In Helheim befinden sich also schwarze und lichte Geister, und daher wird der Hel eine schwarze und eine weiße Seite zugeschrieben.

Auch die Seelen der nicht im Kampfe für das Allgemeinwohl gestorbenen Menschen kommen nach Helheim und haben da zu wirken. Je nach ihrer Thätigkeit kommen sie in einen mehr oder minder hohen Wirkungskreis auf der Erde zurück, wie das Märchen von der Gold- und Pech-Marie uns erzählt. Helheim war kein Strafort in der heutigen Bedeutung von Hölle. Die Seelen der Menschen wurden in dieser Welt je nach Verdienst belohnt oder bestraft und zu einem

weiteren Leben auf der Erde, unter den Menschen ausgewählt. Ebenso war die Hel nicht nur Todesgöttin, sondern auch Lebensmutter.

Die Hel vereinigte in sich alle Fähigkeiten der Nanna, Gerda, Gertrud, Freya und Iduna, auch der Peratha, und es erscheinen diese nur als Personifizierungen gewisser Wirkungen der Hel. Die hieraus gezogene Folgerung, daß die Hel einmal als Freya, dann als Iduna und als Peratha auf der Erde, im Luftkreise wirke, dürfte immerhin nicht gerechtfertigt sein. Richtiger ist wohl die Annahme, daß die Hel als Verwalterin Helheims dauernd ihren Sitz daselbst hatte und die verschiedenen Naturgöttinen je nach der Entwickelung der Schöpfung aus Helheim kamen und in Thätigkeit traten, nach Lösung ihrer Aufgabe nach Helheim zurückkehrten, wie Baldur und Nanna, die alljährlich neu geboren wurden.

Diese Darstellung, welche nun die einigermaßen klaren, mit einander in enger Beziehung stehenden Bilder der germanischen Welt- und Gottanschauung enthält, zeigt zunächst, daß unsere heidnischen Vorfahren, mit feiner Beobachtungsgabe und reger Folgerungsfähigkeit ausgerüstet, aus dem Walten der Naturkräfte eine poesievolle, den Naturverhältnissen aber gut angemessene Vorstellung von dem Aufbau des Weltalls und der Entwickelung der Schöpfung zu immer größerer Vollkommenheit sich zu schaffen wußten.

Sodann läßt sie auch trotz der knappen Form, die hier zur Herstellung eines übersichtlichen Entwickelungsbildes innegehalten werden mußte, erkennen, daß unsere Altvordern mit tiefem sittlichen Ernste daran arbeiteten, auf der Weltanschauung eine Gottanschauung aufzubauen, aus welcher sich eine zu dem edelsten Streben führende Lebensanschauung entwickeln konnte und entwickelt hat. So umfangreich und vielgestaltig auch der im Laufe der Zeit vorgenommene weitere Ausbau ist, er steht in Harmonie mit dem Grund- und Hauptbau und weist nicht für ein und dasselbe Prinzip verschiedene Personifizierungen und Attribute innerhalb eines germanischen Stammes auf, sondern ist immer nur auf Vervollständigung der Vorstellung über die Entwickelung des Götterlebens entsprechend den in der Natur gemachten Beobachtungen gerichtet. Es wird dies sich ergeben aus der folgenden Beschreibung der Götterfeste, die hier eine besondere

Abteilung bilden sollen, weil ihre Aufnahme in die Darstellung der Gottanschauung zu viel Beiwerk und abschweifende Betrachtungen nötig gemacht haben würde, um dem mit der germanischen Mythologie noch wenig vertrauten Leserkreise — und diesem soll die vorliegende Arbeit vorzugsweise dienen — einen Einblick in den inneren Zusammenhang der Riesen- und Götterfamilien zu verschaffen und dadurch das Verständnis für die späteren Betrachtungen zu verschärfen. Die Erklärung der germanischen Feste im Zusammenhange wird das über die Götterfamilie entworfene knappe Bild ausreichend vervollständigen und das zur Beleuchtung der Märchen- und Volkssagenwelt erforderliche Licht geben.

Götterfeste.

1. Weihnachten.

Ursprünglich wurde in jedem Monate ein der jeweilig vorherrschenden Gottheit gewidmetes Fest gefeiert, dabei auch der übrigen waltenden Gottheiten gedacht. Die Opfer und Festgebräuche waren daher an jedem Feste verschiedenartig, am vielseitigsten am Mittewinterfeste, dem Feste der geweihten Nächte, Wiehenachtenfeste, das vorzugsweise der Geburt des schönen und edlen Sohnes Odins und Freyas, Baldur, gewidmet war. Dieses Fest war dem gesamten Volke das heiligste, und so wurde es auch am schönsten ausgestattet. Andere Feste erlitten im Laufe der Zeit durch das Bestreben, denselben christliche Bedeutung und Form zu geben, eine erhebliche Veränderung, einige gingen ganz ein, aber das Weihnachtsfest hat sich im Namen ganz rein erhalten, in bezug auf Festgebräuche wenig verändert. Es war ja auch so leicht, dieses Fest dem christlichen Glauben anzupassen.

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“
Zu Weihnacht der Deutsche allüberall singt;
Ob ferne er weilet in tropischer Pracht,
Ob Schneesturmgeheul in die Hütte ihm dringt.

Paläste und Hütten sind neu dann belebt,
Denn Liebe entfaltet versöhnende Macht,
Wenn Reiche und Arme zur Andacht erhebt
Das herrliche Lied von der heiligen Nacht.

Das märchenhaft schöne Weihnachtsfest, dessen Bedeutung der poesievolle Germane in seinem geschmückten Tannenbaume sinnig symbolisiert hat, erhebt uns alljährlich über das Alltagsleben und zeigt uns mahnungsvoller, als jedes andere Fest, die Versöhnung als das edelste Ziel menschlichen Strebens. Friede und Freude verkündet der Weihnachtsbaum! Mag er aus dem glanzvollen Saale des Reichen oder aus der düsteren Hütte des Armen hinausleuchten auf die Straße, der Vorübergehende weiß, daß jetzt hier Eintracht waltet, Liebe und Freude die Herzen bewegt und die Menschen inniger denn sonst in der Erkenntnis verbindet, daß die Liebe das erste und höchste Gebot ist. Die Freude an den empfangenen Liebesbeweisen, sowie auch an der Wirkung unserer eigenen Thätigkeit weckt die bessere Lebensanschauung aus ihrem Schlummer, und so übt das Weihnachtsfest einen erziehenden Einfluß sowohl auf die Geber, als auf die Empfänger aus. Wer Liebe säet, der wird auch Liebe ernten. Steht auch ein Mensch ganz allein im Weltgewühle, ist ihm keine Seele ganz zu eigen, die seiner Fürsorge anvertraut ist, so steht ihm doch ein weites Feld der Liebesthätigkeit offen und wohl ihm, wenn er diese übt. Seinem Glücke giebt er dann die rechte Weihe, und sind ihm sorgenvolle Kämpfe nicht erspart, so tröstet ihn der innere Friede, und mit beseligendem Gefühl kann auch er am hochherrlichen Weihnachtsfeste singen:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“

Ein geistbegabter Mensch will schaffen nach freier Wahl, verlangt nach Bethätigung seiner Kräfte, und die verschiedene Begabung der Menschen bedingt ewig verschiedene Lebensstellungen. Der Glaube an die Möglichkeit einer gesellschaftlichen Organisation, welche allen Menschen gleiche sociale Verhältnisse sichert, ist entweder das Produkt eines Träumers, welcher über die unerläßlichen Bedingungen zur geistigen Entwicklung des Menschen hinwegsieht, oder er erwächst aus der Nichtachtung der geistigen Schöpfungskraft im Menschen. Eine Ordnung, welche eine sociale Gleichstellung gewährt, bedingt eine Sklaverei in der krassesten Form und führt zur Versumpfung des Menschengeistes. Die Freiheit des Menschen hat immer eine Ungleichheit in der Verteilung der Lebensgüter zur Folge, aber diese Ungleichheit ist an sich noch keine Quelle des Unglücks, wohl aber immer

und überall eine Ursache des menschlichen Strebens. Und wenn sie ein hartes Schicksal bereitet, welches ein Mensch nicht mehr allein zu tragen vermag, dann soll der besser gestellte Mensch seine Pflicht erkennen, mit tragen zu helfen. Nicht die ungleiche Verteilung der Lebensgüter, sondern der Mangel an Liebe und Gerechtigkeitsgefühl ist ein Unglück. Die Ungleichheit soll eine Schule sein für Arme und Reiche, soll den Menschen führen zum edelsten Thun, zu liebevoller Hingabe in Not und Gefahr der Mitmenschen, denn

„Das allein unterscheidet ihn
Von allen andern Wesen, die wir kennen."

Alle Religionen, Natur- und Offenbarungsreligionen haben einen Lehrsatz, dessen Grundgedanke übereinstimmt mit dem ersten und höchsten Gebot der christlichen Religion. Die Lehre der Brahmanen fordert, dem vom Tiger verfolgten Reh Hülfe zu bringen, um wieviel mehr dem vom Unglücke heimgesuchten Menschen. Die Parsen lehrten, der Mensch müsse unablässig das Böse bekämpfen, das Gute thun, opferwillig für seine Mitmenschen eintreten, um eine Läuterung der Menschenseele zu bewirken, welche erreicht werden müsse, wenn die verlorene Glückseligkeit wieder gewonnen werden solle. Eine gleiche Lehre hatten unsere heidnischen Vorfahren, die Germanen. Diese konnten sich eine Läuterung der Seele nicht anders erreichbar denken, als durch einen Kampf für das Gute und gegen das Böse in jeglicher Art. Die Gastfreundschaft der alten Germanen war ein Ergebnis der Lehre, daß der Mensch dem Mitmenschen ein liebreicher Helfer sein müsse, und in Wodans Runenkunde lautet ein Vers:

„Freudig zu helfen, das sei dir geboten,
In Streit und in Jammer und jeglicher Not."

Dann weiter:

„Der Baum geht ein auf ödem Stein,
Ihm wächst nicht Blatt noch Borke;
So kommt's mit dem Manne, den keiner liebt:
Was soll er länger leben?"

An einer anderen Stelle wird der Lebende daran erinnert, daß er einst sterben muß und jeder Mensch fortlebt, je nachdem er Liebe erworben.

An guter Lehre und Mahnung hat es in unserer Jugend nicht gefehlt, fehlt es der heutigen Jugend nicht, und wenn trotzdem das Zusammenleben der Menschen recht viel zu wünschen übrig läßt, so ist das ein Beweis, daß gute Lehre nicht genügt, die heranwachsende Generation zu einem edel fühlenden, gerecht denkenden und handelnden Geschlecht heranzuziehen. Soll die Lehre kräftig Wurzel treiben und gute Früchte tragen, so muß das kindliche Gemüt zur Aufnahme derselben vorbereitet sein. Der Lehre muß eine sorgsame Pflege des Gefühls für das Schöne, Edle, Rechte vorangehen, und dazu dienen Bilder aus dem Leben einzelner Menschen und der Völker. Wir bieten aber sehr wenig Lebensbilder und sehr viel Lebensweisheit, welche der kindliche Geist nicht zu fassen, daher auch nicht zu würdigen vermag. Und wenn dann die zur Würdigung der Lehre erforderliche Reife kommt, dann ist der Geist mit dieser Nahrung bereits übersättigt, und er weist sie von sich. Das, was die Menschen einigen soll zum gemeinsamen Streben, geht ihnen dann verloren, und Jeder wandelt selbstsüchtig seine eigene Bahn ohne verständnisinnige Pflege dessen, was zum Heile aller nötig ist, des Gemeinsinnes, durch welchen allein das Ganze zum Schutz des Einzelnen gestaltet werden kann. Mehr als jedes andere Fest, mehr als jede Lehre regt das Weihnachtsfest eine Ahnung von den Pflichten an, welche der Mensch seinen Mitmenschen gegenüber erfüllen soll, und es wird der Geist empfänglicher für eine gute Mahnung. Darum möge diese Mahnung der Beschreibung des Weihnachtsfestes vorangehen und geschlossen werden mit den Worten Leopold Schefers:

„Das ist der größte Vorteil für die Menschheit,
Das Jeder für die Andern alles thue
Und Jeder von den Andern es empfange.
Wie wenig bringt der Einzelne dem Ganzen,
Wie viel empfängt dagegen er von allen!
Wie treu beschützt ist Jeder durch die Menschheit,
Und seht, wie wenig mehr bedarfs zur schönen Eintracht,
Zu Glück und Frieden, als den Willen Aller,
Jedwedem mit dem Leben treu zu dienen!

Kein Volk hat die Bedeutung eines seiner Feste so herrlich symbolisiert, als das deutsche Volk dies in der Ausschmückung seines

Weihnachtsbaumes gethan hat. Und diese Symbolisierung ist dem Deutschen so lieb geworden, daß er sie überall übt, wohin ihn seine Wanderung auch führt, im kalten Norden und in der Tropenzone, selbst im Feindeslande, umgeben von Kriegsgetümmel und von Todesgefahren. — Die Kinder bereiten sich wochenlang vor, die Eltern zu erfreuen, die Eltern sorgen Tag und Nacht, auch wenn es schwer, sehr schwer wird, den Kindern eine Freude zu bereiten, und die Bedeutung dieser Wechselwirkung für die Entwickelung des Gemütslebens ergibt sich aus der treuen Erinnerung des Greises an das Weihnachtsfest in der Jugendzeit.

An der Jugend frohe Stunden,
An die Lieb, die wir gefunden,
An die holden Truggestalten
Unsrer Kindheit, an die alten
Längst verklungnen schönen Lieder
Kehrt uns die Erinnerung wieder,
Und wir träumen einen Jugendtraum,
Sehn wir einen Weihnachtsbaum.

Dem urgermanischen Geiste würde es entsprechen, Weihnachten nicht nur in warmer Stube, sondern auch im Walde zu feiern. Von der Herbst-Tag- und Nachtgleiche ab siegt die Nacht über den Tag, die Finsterniß über das Licht, der Tod über das Leben in der Natur. Kalt und kahl wird die Erde und das Laub der Bäume wird vom Winde verweht. Aber die Tanne, die Kiefer, der Wachholder, die Stechpalme erhalten sich den Winterriesen zum Trotze grün und lebenskräftig. Diese Produkte der Schöpfung legten Zeugnis dafür ab, daß die guten Gottheiten noch walteten, und so wurden sie als die denselben heilige Pflanzen angesehen. Und wenn die Sonne wieder zu steigen begann, wurde im Walde unter den schönsten grünen Bäumen ein Fest der Freude über die in Baldur personifizierte Wiedergeburt der Sonne begangen. Die Erneuerung des Lichtes erfüllte die alten Germanen mit dem Vertrauen in den Sieg des Lichtes über die bösen Mächte der Dunkelheit und Kälte. Aller Gaben der guten Gottheiten gedenkend, und im Streben, sich diesen dankbar zu erweisen, brachte jeder Germane das ihm mögliche Opfer in den Götterhainen. Die

vornehmsten Opfergegenstände waren Pferde, Stiere, Böcke, Hähne, Fische, Eier, Äpfel, Nüsse. Das Pferd galt als ein von dem obersten Lichtgott Odin-Wodan bevorzugtes Tier. Auf einem Grauschimmel (grauen Sturmwolken) dachte man sich den gewaltigen Gott mit seinen Geistern über die Erde dahin reitend, die bösen Geister zu verscheuchen und die Fluren vor denselben zu schützen. Als Zeichen der Dankbarkeit für den Segen der Land- und Viehwirtschaft wurden Stiere und Böcke geopfert. Allen guten Gottheiten heilig war der goldgelbe Hahn, der Wächter am Thore der Himmelsburg, und der schwarze Hahn, der Wächter in Holles Reich. Die Fische gehören dem Element an, in welchem man sich alle Lebenskeime aufgelöst dachte, und ohne welches die Sonne keine Schöpfung hervorzubringen vermochte. Sie wurden der Frau Hel, Holle, der Göttin über die Erde und ihre Gewässer, geopfert. Die Eier gaben der Vorstellung Ausdruck, daß Himmel und Erde aus der eiförmigen Urmaterie hervorgegangen. Äpfel und Nüsse waren ausdauernde Früchte, an deren Gedeihen die Gottheiten des Himmels und der Erde gleichen Anteil hatten, Sie widerstanden länger als alle anderen Baumfrüchte einem zerstörenden Einflusse, und den Äpfeln wurde wegen ihres erfrischenden, belebenden Geschmackes noch ein besonderer Wert beigelegt. Sie wurden als eines der bedeutsamsten Zeugnisse der durch die Sonne bewirkten Erdfruchtbarkeit angesehen. Der Apfelbaum galt als ein im herrlichen Garten Helheim, Holle's Garten, goldne Früchte tragender Lebensbaum. Die Sonne wurde als ein Apfel an dem Weltbaume Yggdrasil gedacht. Um den Göttern die Kraft zu nehmen und so der Zerstörung der Frühjahrsschöpfung Dauer zu geben, raubte der Winterriese die Göttin der fruchtreifen Natur, Iduna, mit den Äpfeln und entführte sie in sein Reich. Als Odin von der Entführung erfuhr, zwang er Loki, den Gott der Verderben drohenden Himmelsglut, den ausgearteten Asengott, welcher die Iduna mit ihren Äpfeln in die Hände der Winterriesen geliefert hatte, die Göttin wieder zurückzubringen. Loki zog den Falkenmantel der Iduna an, flog nach dem Riesenheim, verwandelte die Göttin in eine Nuß, die er in seine Krallen nahm und nach Asenheim zurückbrachte. Von da ab gewannen die guten Gottheiten wieder Kraft, und neues Leben regte sich in der Natur.

Dieser Mythus erinnert an die Äpfel der Hesperiden, Töchter der Nacht, welche Herkules aus der Unterwelt holen mußte. Die Göttin Here erhielt bei ihrer Verheiratung im Mai diese Äpfel, damit sie eines reichen Muttersegens teilhaftig werde. Hierher gehört auch, aus derselben Quelle stammend, die Sage vom Paradiesapfel.

Außer den Hauptsymbolen der guten Gottheiten wurden auch diejenigen der schöpfungsfeindlichen Mächte an den Wiehenachtenbaum gehangen. Der rote Hahn war ein Tier des verderbenbringenden Glutriesen, und hierauf ist die Redensart zurückzuführen: „einen roten Hahn aufs Dach setzen", d. h. durch Feuer zerstören. Die Schneegans wurde als ein Geschöpf der Winterriesen, der Eber als ein Tier der dörrenden Sommersonnenglut geopfert, als Sühneber, besonders bei den nordischen Germanen, jedoch auch als Tier des Freyr, welcher mit seiner Gemahlin Gerda die Belebung der Natur vorbereitete und einleitete. Der Germane brachte die Sühnopfer nicht zur Besänftigung der bösen Geister dar, wie der Chaldäer, sondern ganz im Sinne der persischen Lehre, welche forderte, daß unabläßig das Böse bekämpft werde, um mitzuhelfen, daß das Gute endlich zur vollen Herrschaft gelange. Der heidnische Germane glaubte, daß die Seele eines verstorbenen Menschen nicht für immer in das Totenreich der Frau Holle komme, sondern in anderer Gestalt auf die Erde zurückkehre, und um so vollkommener, je mehr der Mensch bemüht gewesen, das Gute zu thun, das Böse um sich herum und in sich zu bekämpfen. Dankbarkeit gegen die Götter, Liebe zu den Mitmenschen und Mahnung zum rechten Lebenswandel sprach aus dem Weihenachtenbaume unserer Altvordern. Nach dem Glauben derselben mußte ja einst der Entscheidungskampf zwischen den guten und bösen Mächten ausbrechen, das Böse unterliegen, das Gute aus dem Chaos, welches der Kampf im Gefolge hatte, in dauernder Vollkommenheit auferstehen und nun die Zeit des unzerstörbaren Glückes kommen.

Bei jedem Jahreszeitenfeste brachten die Germanen in einer dem Feste angemessenen Form ihre Götter- und Lebensanschauung zum Ausdrucke, an keinem jedoch so vielseitig als an dem Wiehenachtenfeste, dem Geburtsfeste Baldurs. Von den Opfertieren kamen nur

Köpfe und Beine auf den Altar der Götter, den übrigen Teil erhielten die Armen. Wie mit Nahrung, so wurden diese auch mit Kleidung versehen. Der müde Wanderer fand überall Aufnahme und Verpflegung, wie sie die Jahreszeit zum Bedürfnis machte. Der Unfreie hatte während der Hauptfesttage volle Freiheit, der Gefangene wurde aus der Haft entlassen, um an der Feier teilnehmen zu können. Wiehenachten war ein Volksfest im weitesten, edelsten Sinne.

Möge der Weihnachtsbaum die Christen immer daran erinnern, wie edel unsere heidnischen Vorfahren fühlten, dachten und handelten. Wenn die Mahnung, die aus dem symbolischen Schmucke des Weihnachtsbaumes spricht, überall befolgt wird, dann ist Friede auf Erden den Menschen zum Wohlgefallen. Hierher paßt Leopold Schefers Wort:

„Nimm Teil mit Herz und Hand am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.
Laß nichts verderben, sonst verdirbst du mit;
Laß Keinen Sklave sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich.
Und denken Alle so wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich!"

Das Weihnachtsfest in engerem Sinne dauerte zwölf Tage. Je ein Tag war einem Monat gewidmet. Es begann am 25. Dezember und dauerte also bis 6. Januar. Dem Feste ging aber noch eine Vorbereitungszeit, Adventszeit, voran, welche am 6. Dezember begann. Der 6. Dezember war dem im Lande umherziehenden und die Menschen prüfenden Odin gewidmet, welcher in Umzügen als Ruprecht, Knecht Ruprecht, der Ruhmglänzende, dargestellt wurde. Die Gestalt Freyrs, welchem ein Eber geopfert wurde, deutete darauf hin, daß nach der Geburt Balders bald die Zeit kommen werde, in welcher Gerda aus dem Banne des Winters befreit werde. Es mußte daher neben Freyr auch diese Riesentochter vertreten sein. Die Erdgöttin erschien als Peratha, Perchta, Berchtel. Während der Hauptfesttage glaubten unsere heidnischen Vorfahren einen Blick in die Zukunft thun zu können. Je nachdem das neu geborene Licht wirkte, wurde die Entwickelung der Natur im neuen Jahre vermutet. Am Vorabende des Festes mußte das Herdfeuer

neu, d. h. durch Reibung zweier Hölzer, angefacht werden, und aus der Entwickelung und Wirkung dieses Feuers wurden Folgerungen gezogen. Das heute noch gebräuchliche Bleigießen ist ein Überbleibsel der Prophezeiungsgebräuche. Aus dem Bleigießen wurde besonders auf das Schicksal der gießenden Personen geschlossen. Nach der Annahme, daß um Mitternacht die dunklen Erdgeister frei werden, welche wissen, was im Dunklen verborgen ist, mußte das Gießen um Mitternacht erfolgen. Junge Mädchen gingen um 12 Uhr ohne Licht hinaus und schlossen aus dem, was sie sahen, auf ihr Geschick im neuen Jahre.

Die Einführung des Christentums konnte die tief im Gemüte des Volkes wurzelnden heidnischen Feste mit ihren Gebräuchen nicht durch ein Verbot sofort verdrängen. Die Verkünder der neuen Lehre suchten nur die Erinnerung an die heidnischen Gottheiten allmählich abzuschwächen, indem sie den Festen christliche Bedeutung gaben. Die unvollkommene Zeiteinteilung hatte zur Folge, daß verschiedene Völkerschaften die Feste an verschiedenen Tagen begingen, und diese Ungleichheit wurde auch nach Einführung eines Kalenders beibehalten. Um herbeizuführen, daß das Weihnachtsfest überall zu derselben Zeit gefeiert werde, ließ Papst Julius I. um die Mitte des 4. Jahrhunderts eine Untersuchung über die Geburt Jesu anstellen. Diese Untersuchung war eine ergebnislose, aber das Priesterkollegium entschied sich dafür, das Geburtsfest Christi auf den Tag der Wintersonnenwende zu verlegen, und als Tag derselben wurde irrtümlich der 25. Dezember angesehen.

2. Februarfeste.

Der Monat Februar brachte unseren Vorfahren eine Reihe von Festtagen, welche in sehr verschiedener Weise begangen wurden. Zunächst galt es, der Freude über die Reinigung der Natur von den Produkten der Winterriesen Ausdruck zu geben. Die Griechen und Römer waren durch gleiche oder ähnliche Vorgänge in der Natur ebenfalls zur Veranstaltung von Reinigungsfesten gekommen, und die Römer nannten den zweiten Monat Februarius mensis, Reinigungsmonat. Nach Einführung des Christentums wurde ein Teil des Festes zum Feste der Reinigung Mariä gestempelt, wie überhaupt die Mutter Maria an stelle der Erdgöttin gesetzt wurde.

Zu einer rechten Begehung des Reinigungsfestes gehörte, daß die Menschen an sich selbst auch eine gründliche Reinigung vornahmen, sowohl durch Feuer, als durch Wasser. Im Freien, am liebsten auf Bergen, wurden Feuer angezündet, aber wie zu Weihnachten ein durch Reibung von Hölzern erzieltes, und die Opferstücke darin verbrannt. Die Menschen sprangen dann über die glimmenden Kohlen und trieben die Herden hindurch.

Unser Carnevalsfest ist eine Überlieferung aus den Februarfesten der alten Germanen. Die Bezeichnung „Carneval" wird vielfach übersetzt mit „Fleisch, lebe wohl!" Das klingt so recht nach Fasten; dieses ist nicht christlich und nicht germanisch. Die alten Germanen hielten sich bei bestimmten Festlichkeiten an bestimmte Speisen, welche von den mit dem Feste verbundenen Opfergebräuchen abhängig waren, und fasteten nicht, entsagten an keinem Feste der Fleischspeise, denn bei jedem Feste wurden Tiere geopfert, welche der Festgottheit heilig waren oder als Geschöpfe der dieser Gottheit feindlichen Mächte angesehen wurden. Es lag also ursprünglich keine Veranlassung vor, ein Fastenfest zu feiern und dieses mit „carnevale", „Fleisch, lebe wohl!" zu bezeichnen. Die ersten christlichen Priester unter den Germanen gaben den Volksfesten und den damit verbundenen Gebräuchen, wenn sie dieselben nicht in christliche umformen konnten, gerne aus dem Lateinischen Namen, wie „Valentinsfest"

von Valentin, der Starke, für das Fest, an welchem unsere heidnischen Vorfahren die zur Vertreibung der bösen Wintergeister erstarkte Lichtgottheit verehrten. Ähnlich muß es auch mit dem Carneval sein, und das Richtige wird wohl Wackernagel getroffen haben, welcher das Wort ableitet von Car-naval, Schiffswagen. Die Göttin Peratha, im Süden und Westen Deutschlands Berchta genannt, von welcher der heidnisch-heilige Ort Berchtesgaden seinen Namen hat, legte zu Anfang Februar ihre Eigenschaften als Wintergöttin und Spinnerin ab und nahm die Eigenschaften der Göttin der Fruchtbarkeit, Hel, an, als welche sie über Land und Meer zog. Ihre Fahrt zu Schiff in Wagengestalt wurde bei den festlichen Umzügen zur Darstellung gebracht und machte den Hauptteil des Zuges aus. Neben dem Sonnengotte wurde diese Göttin Hel gefeiert, welche abwechselnd ihren Sitz in der Erde, über der Erde, auch besonders mit auf Inseln hatte. Bei ihren Zügen fügte sie zu der Wärme den Regen. Wärme und Wasser waren erforderlich, die Folgen der Winterriesenherrschaft baldigst zu beseitigen und die Bedingungen zur Entwickelung einer neuen Schöpfung zu geben. Diese Kräfte machten sich merkbar geltend im Februar, und so wurde Anfang Februar der Beginn ihrer Herrschaft festlich begangen. Dem Sonnengotte wurden Pferde, Böcke, Stiere geopfert, der Erdgöttin Kühe, Schafe, Ziegen. Mehrere Teile der Opfertiere, besonders die Köpfe, wurden auf den Altären der Gottheiten verbrannt, die anderen Teile beim gemeinschaftlichen Mahle verzehrt. Nach Abschluß der Opferhandlung begann das Freudenfest, bei welchem Alt und Jung, Männer und Frauen, die Häute der geopferten Tiere anlegten, in der Meinung, daß Teile der den Göttern geweihten Tiere eine gute Wirkung auf den Körper ausübten. Hieraus ging die Vermummung bei den Festumzügen hervor, die sich besonders bei denjenigen des Februarfestes erhalten haben.

Wie am Weihnachtsfeste der Freude über die Neugeburt des Gottes Ausdruck gegeben wurde, so am Berchta- oder Schiffswagenfeste über die Erstarkung des Lichtgottes zu erfolgreicher Bekämpfung der Wintergeister und über die Verwandlung der Erdgöttin. Es wurden Tänze und Freudenspiele aufgeführt, deren Gestaltung dem Charakter der verehrten Gottheiten angepaßt war. Dabei wurde nicht vergessen, diesen Gottheiten einen Trunk zu weihen, ferner beim

Beginn des neuen Lebens der Verstorbenen zu gedenken. Jedoch sollte beim Meth Maß gehalten werden.

Den alten Germanen darf nicht nachgesagt werden, daß sie ihre großen Volksfeste in Saufgelage hätten ausarten lassen. Erst Jahrhunderte nach Einführung des Christentums, als das Volk kein Verständnis mehr für die Bedeutung der Festspiele hatte, sanken dieselben aus der Höhe tiefernster Religionsspiele zu bloßen Belustigungsspielen herab, die endlich beschränkt, zum Teile ganz aufgehoben werden mußten. Odins Runenkunde giebt uns Gewähr dafür, daß im allgemeinen an den Festen gute Ordnung gehalten wurde.

Unter den Opfern, welche an den Februarfesten der Erdgöttin gebracht wurden, befanden sich Mehlspeisen. Die alten Germanen glaubten, daß der in die Erde einschlagende Blitz die Befruchtung der Natur fördere, und so wurde einer bestimmten Mehlspeise die Gestalt von Donnerkeilen gegeben. Die am Morgen des Festes anklopfenden Burschen erhielten von den Mädchen solches Gebäck. Es lebt dasselbe in manchen Landesteilen, z. B. in Thüringen, noch fort in den Kräppeln, Krapfen, Pfannkuchen. Am Donnerstage vor Ascher-Mittwoch wurden sie zu Ehren Thors gegessen, des Blitzeschleuderers und hervorragendsten Bekämpfers des Winterriesen. Simrock will den Namen Kräppel ableiten von Klöpfel, Knöppel, mit welchen an die Thür geklopft wurde, um die Mädchen am Donnerstage früh zu wecken, wenn mit dem Werfen von Thorserbsen, Donarerbsen, Walderbsen nicht zum Ziel zu gelangen war. Diese Ableitung dürfte wohl nicht zutreffend sein. Es spricht schon die alte Schreibweise Kreppel dagegen, welche auf krepp; krause, lose, wie das Gebäck sein mußte, zurückgeführt werden kann.

Die Bezeichnung Fastnacht aus Fasten zu erklären, ist nach obiger Ausführung unzulässig. Wackernagel vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß zur Zeit, als die heidnischen Feste zu wilden Lustbarkeiten ausarteten, für das Februarfest die Bezeichnung Faselnacht entstanden ist, die bei der falschen Deutung von Carneval in Fastnacht verwandelt wurde.

Auf die Bedeutung dieses Festes als Reinigungsfest läßt auch das in den Alpen stellenweis gebräuchliche Reinigen der Straßen beim Faschings- oder Fastnachtsrennen schließen. Der

Führer des Festzuges durch den Ort fegt unter allerlei Possen die Straßen und Häuser. Die Mädchen folgen in weißen Kleidern den Burschen. Ein Bursche stellt im Zuge einen Schimmel dar, das Pferd des Odin-Wodan. Wer dem Pferde keine Gaben verabreicht, hat nach altem Glauben zu gewärtigen, daß seine Felder und Gärten verhagelt werden. Das Pferd wird zu einem Schmied geführt, um beschlagen zu werden. Es erinnert dies an den Mythus, nach welchem der Feuergott Loki von Odin genötigt wurde, bei der Vertreibung der Winterriesen Hilfe zu leisten. In der Heldensage tritt Loki als Schmied Wieland auf. In manchen Orten wurde auch ein Bär im Zuge dargestellt. Die alten Germanen dachten sich den Gott Thor-Donar während des Winters als Bär herumziehend, bis durch die Macht der erstarkten Sonne die guten Geister aus ihrem Banne erlöst wurden. Man hat auch das aus Stroh hergestellte Bild eines Bären begraben.

Dies Begraben galt jedoch nicht dem Thor, sondern dem Bär, dem Winter. Mit dem Winterbegraben sollte dem in den mächtigen Frühjahrsgott verwandelten Thor, dem erstarkten Lichtgotte, und der nun wieder als eine schöpferische Frühjahrsgöttin waltenden Peratha gehuldigt werden.

In den Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot" und „Das Nußzweiglein" ist der Bär der während des Winters auf Erden waltende Thor, welcher denjenigen Menschen Gutes thut, die pflichtgetreu an der Befreiung aus den Banden böser Geister mitarbeiteten.

Am Valentinstage hatte der Bursche dem erkorenen Mädchen morgens einen Besuch abzustatten, um ein Geschenk zu überreichen. In manchen Gegenden setzte der Bursche seinem Mädchen auch eine Tanne vor das Haus. Beim Besuche wurde eine Bretzel, Brätzel gebrochen. Diese stellte die Verschlingung von Bursche und Mädchen dar, wenn Beide Arm in Arm mit einander gingen. Je nachdem die Bretzel in der Mitte brach und der Bursche oder das Mädchen die größere Hälfte behielt, wurde für Beide das Jahr für günstig oder ungünstig gehalten. Im Elsaß heißt das Gebäck Brätstelle. Der Name wird abgeleitet von dem mittellateinischen Worte Prezitella, von brachium, Arm, weil das Backwerk wie zwei in einander geschlungene Arme aussieht.

Der Valentinstag galt der erstarkten Sonne und war daher ein Fest für die reifere Jugend, während Weihnacht, das Fest der Sonnengottgeburt, im Altertume ebenso wie heute vorzugsweise ein Fest für Kinder und Arme war. Der jetzige Name ist diesem Tage erst in christlicher Zeit beigelegt worden, entspricht aber ganz der Bedeutung des Festes, denn Valentin heißt „der Starke."

An den Festtagen wurde nicht nur gegessen, sondern auch getrunken, denn geistig belebt mußte das Fest gefeiert werden. Ein Irrtum ist es jedoch, wenn angenommen wird, es sei dabei immer des Guten zu viel gethan worden. Die Völlerei trat erst ein, als dem Volke alles Verständnis für die Festgebräuche genommen war. Wir erinnnern uns der von Odin gegebenen Lebensregel:

„Man halt an den Meth sich, halt aber Maß,
so schwatzt man und schweigt, wie es nötig;
und ziehst du zur Ruhe dich zeitig zurück,
wird Keiner dir das verdenken."

---

3. Osterfest.

„Osterfeuer, Osterfeuer,
Flammt empor auf allen Höhn,
Wenn die Thäler rings in neuer
Frühlingsschönheit auferstehn.
Welch Geflacker, welch Geflimmer,
Auf der Berge langen Reih'n!
Werft nun einen Freudenschimmer
In das Menschenherz hinein,
Daß es osterfroh erwacht,
Ihm ein Strom der Lieb entquillt,
Die uns führt aus dunkler Nacht
Zum Tag, der alles Sehnen stillt."

Frewert.

Den Zeitpunkt, von welchem ab die Tage länger wurden, als die Nächte waren, sahen alle heidnischen Völker als einen sehr wichtigen an, denn er verkündigte den Sieg des Lichtes über die Dunkel-

heit. Von Lengez, Längerwerden, hat die Zeit vom 21. März bis zum Sommer den Namen Lenz erhalten. Wie der Februar, so erschien auch der März als eine Zeit des Kampfes zwischen den Mächten des Lebens und des Todes. Die Natur war ja noch nicht ganz gereinigt von den Erscheinungen, welche unter der Herrschaft der Winterriesen sich eingestellt hatten. Immerhin war der 22. März ein bedeutungsvoller Siegestag, an welchem den Lichtgottheiten gehuldigt werden mußte. Um diese Zeit kehren viele Zugvögel zurück und beleben wohlthuend die Natur. Waren auch Bäume und Sträucher noch nicht belaubt, so erfreuten sie doch das Auge durch die Fülle schwellender Knospen, und die Wiesen prangten in einem frischen Grün. Die zurückkehrenden, dem Reiche der Erdgöttin zugehörigen Vögel erschienen als die Boten der wohlwollenden Erdgöttin Hel, Holla, Hulda. Als einer der vornehmsten dieser Boten galt die Schwalbe. Derselben wurde eine Vermittelung zwischen Helheim und der Menschenwelt zugeschrieben, ihr Einnisten in ein Gehöft daher für ein Glück gehalten. Dieser Glaube ist in verschiedenen Gegenden bis auf den heutigen Tag übertragen worden. Auch der Iduna war die Schwalbe heilig, denn sie kehrte um dieselbe Zeit zurück. Während nach einer Quelle diese Göttin in Gestalt einer Nuß von Loki zurückgebracht wurde, giebt eine andere Quelle an, Loki habe sie in eine Schwalbe verwandelt und in seine Falkenfänge genommen.

Jetzt erst wurde die Todeszeit als geschlossen angesehen, und so feierte man um die Frühjahrs-Tag- und -Nachtgleiche ein zweites Totenfest. Bis dahin dachte man sich die Seelen der Gestorbenen als noch auf der Erde, in der Nähe der zurückgebliebenen Verwandten, sogar in deren Wohnungen gegenwärtig. Den Frühlingsanfang sah man aber als den Zeitpunkt an, zu welchem die abgeschiedenen Seelen das Reich der Lebenden verließen, um im Seelenreiche Aufenthalt zu nehmen. Diesen Aufenthaltsort der Seelen aller gestorbenen, nicht im Kampfe gefallenen Menschen stellte man sich als ein herrliches Wiesengefilde voll der lieblichsten Blumen, hauptsächlich Rosen, und reich an den schönsten Fruchtbäumen vor, als einen Rosengarten. Zu der Wanderung der abgeschiedenen Seelen in diesen Garten brachte man am Frühlingsanfange den Toten Liebesopfer, welche

nicht nur auf das Grab gelegt, sondern auch in den Wohnungen ausgestellt wurden.

Das Totenfest wurde in christlicher Zeit durch den Sonntag Lätare, „Freue dich", verdrängt, welchen man auch den Rosensonntag nennt. Die Erklärung dieses Namens daraus, daß der Papst an diesem Tage die goldene Rose weihte, ist wohl nicht als richtig zu bezeichnen. Näher liegt die Annahme, daß die Erinnerung an das ursprüngliche Totenfest und an die Wanderung der Seelen in den Rosenhain zu dieser Benennung führte. Daß man ihn auch Totensonntag nennt, bedarf nach der Darlegung der ursprünglichen heidnischen Bedeutung des Tages keiner Erklärung. Schwarzer Sonntag wurde er in christlicher Zeit genannt, weil man, der heidnischen Festbedeutung sich anschließend, die Altäre mit schwarzen Tüchern behing.

Dem bisher Aufgeführten ist der Name Lätare durchaus nicht entsprechend, aber wohl dem Feste, welches die Heiden im Anschlusse an das Totenfest begingen. Es war dies die Feier über den Beginn des Lebens in der Natur, über die in verschiedenen Erscheinungen bereits sich zeigende Befruchtung der Erde durch die Sonnengottheit. Lätare heißt fruchtbar machen, auch erfreuen, das heißt Jemanden, zum Beispiel durch Gaben, bezeichnet also die Bedeutung des heidnischen Festes beim Frühlingsanfange. Es genügte dieses Wort jedoch nicht, den heidnischen Vorstellungen eine andere Richtung zu geben und heidnische Götternamen zu verdrängen. Das Fest galt der Erdgöttin Holle-Freya und war ein Freudenfest über die Befruchtung der Erde, bei welchem der Tannenbaum wieder als Symbol der Erdfruchtbarkeit eine Rolle spielte. Die christlichen Priester erklärten die Jungfrau Maria für die Erdgöttin und setzten das Fest von Maria Empfängnis auf den 25. März. Diese Umwandlung fand im 5. Jahrhundert statt.

In Griechenland wurde Maria an stelle der Kybele, in Rom an stelle der von den Egyptern angenommenen Isis gefeiert. Man brachte ihr dieselben Opfer wie den heidnischen Gottheiten. Es hatte die alte Sache nur einen neuen Namen erhalten. Aber wohl nicht ganz mit Unrecht ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß

die Identifizierung der Maria mit heidnischen Gottheiten die Vorstellung von ihrer Göttlichkeit gefördert habe.

Einige germanische Stämme, besonders die Sachsen, huldigten am ersten Hauptfesttage des großen Frühlingsfestes einer Göttin Ostara, bei den Angelsachsen Eostra genannt. Sie wird als die Göttin des aufgehenden Lichtes gedeutet, aber nur aus dem Namen. Aufklärende Überlieferungen sind außerdem nicht vorhanden. Gegen die Deutung als einer Göttin des Himmelslichtes läßt sich einwenden, daß die Gottheiten des Himmelslichtes alle männlich gedacht wurden. Es ist die Vermutung wohl nicht ganz ungerechtfertigt, daß mit Ostara die von Osten her wieder erschienene Freya gemeint ist, da dieser Göttin am Osterafeste die Hauptehren erwiesen wurden.

Zu den bedeutungsvollsten Opfergaben gehörten die Eier, weil sie Symbole der Fruchtbarkeit, dann auch der Weltschöpfung waren. Sie wurden der Freya geopfert und in Rücksicht darauf, daß das Fest dem Siege des Sonnenlichtes über die Finsternis galt, rot gefärbt. Das Eierpicken erinnert daran, daß das Stammvolk der Germanen sich vorstellte, das erste Gebilde der Schöpfung sei der Stier gewesen, welcher mit seinen Hörnern das Weltei durchstoßen habe. Andere Opfer waren die Erstlinge der Pflanzen- und Tierwelt als Dankopfer für das Walten der guten Gottheiten. Dem Thor wurden am Thorstage, Donnerstage, Walderbsen geopfert. Weil an diesem Tage das allgemeine Opfermahl mit jungen grünen Pflanzen abgehalten wurde, erhielt derselbe die Bezeichnung „Grüner Donnerstag".

Die Annahme, daß zur Zeit, zu welcher das Licht über die Nacht siegte, die Luft- und Erdgeister frei würden und stärker als sonst in der Erde und im Wasser wirkten, führte zu dem Gebrauche, Weidenzweige, welche in der Baumwelt die erste und kräftigste Entwickelung zu Knospen und Blättern zeigten, mit heiligem, vom Priester des Thor geweihten Wasser zu besprengen, um sie zum Schutze von Haus und Hof, Garten und Feldern gegen den Einfluß böser Geister an Gebäuden und auf dem Lande anzubringen. Der Tag der Zweigeweihe erhielt in christlicher Zeit zur Erinnerung an das Palmenstreuen beim Einzuge Jesu in Jerusalem den Namen „Palmen-

tag", woraus nach der Verlegung auf einen Sonntag Palmensonntag wurde.

Der Freya und dem Odin wurden auch Kühe und Ochsen geopfert, und die Hörner des zur Opferstätte geführten Ochsen oder Stieres mußten vergoldet sein, weil dieser auch ein Tier des Odin und des Thor war. Dem obersten Gotte der Gallier, Belen, sowie dem Ormuzd der Perser war ebenfalls ein Stier gewidmet. Auf dieses Symbol ist vielleicht zurückzuführen, daß als ein Zeichen der Göttin das Horn angesehen wurde. Es wird aber auch vermutet, das Horn deute eine Beziehung der Freya zum Monde an. Ein ferneres Opfertier der Freya war ein Lamm, während dem Thor Böcke geweiht waren. Der Osterbock ist vor nicht langer Zeit noch in einigen Gegenden zu Ostern verzehrt worden.

Das gegenseitige Beschenken mit rotgefärbten Eiern zu Ostern sprach den Wunsch aus, es möge dem Beschenkten das Jahr ein segensreiches werden. Der Hase, welcher als Seelenträger galt und das fruchtbarste Tier ist, wurde mit dem Osterei in Beziehung gebracht, und wohl erst in späterer Zeit wurde vom Osterhasen gesagt, er habe das Osterei gelegt. Eine solche naturwidrige Symbolisierung des Waltens der Erdgöttin entspricht jedoch nicht dem Geiste der alten Germanen. Richtiger wäre, wenn von dem schnell durch Flur und Wald eilenden Hasen gesagt würde, er habe das Ei hingelegt als eine Gabe der Frau Holle.

Die Opfer wurden an den heiligen Stätten der Gottheiten dargebracht in dem Glauben, daß bei einer Feier die Gottheiten in den ihnen heiligen Bäumen, Teichen, Quellen usw. gegenwärtig seien, und daß dadurch die heilige Stätte während einer Feier einen besonders heilsamen Einfluß ausübe. Mit dem heiligen Wasser sich zu waschen, etwas von dem Wasser zu trinken, unterließ kein Germane an einem der Feste. Für am wirkungsvollsten hielt man das Wasser in dem Augenblicke, in welchem es von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet wurde. Kranke erhofften von solchem Wasser Heilung, und so wanderten sie mit den Gesunden hinaus zum heiligen Gewässer. Für die Kranken, welche das Haus nicht verlassen konnten, wurde Wasser in verschließbaren Flaschen mit nach Hause genommen. Die Geister der Nacht sind aber geheimnisvoll, schweigsam. Sollen

sie nicht verscheucht werden, soll das Wasser seine Kraft behalten, so muß das Waschen und Wasserholen schweigsam vor sich gehen. Weil dem Osterwasser eine erhöhte heilsame, von bösen Kräften befreiende Wirkung zugeschrieben wurde, fand es auch Anwendung als Taufwasser. Nicht nur das Volk schrieb diesem Wasser einen Vorzug zu, sondern auch der christliche Priester, obgleich der Glaube ein rein heidnischer war und überdies das Fest nicht an einem bestimmten Tage, wie es der heidnische Sinn forderte, gefeiert wurde.

Am Osterfeste mußte auch eine Reinigung durch Feuer vorgenommen werden, und zwar durch reines, vermittelst Reibung zweier Hölzer hervorgerufenes. Osterfeuer werden noch vielfach abgebrannt, aber nur wenige Teilnehmer denken an die Bedeutung derselben. Vor noch nicht langer Zeit bestand in einigen Gegenden noch der Gebrauch, das Vieh über die glimmenden Kohlen zu treiben, um es vom Bösen zu befreien.

Wie Weihnachten, wurde auch Ostern von verschiedenen Volksstämmen zu verschiedenen Zeit gefeiert. Die Feier zu einer gleichzeitigen zu machen, war man schon im zweiten Jahrhunderte bemüht. Es regten sich viele Stimmen, welche dafür sprachen, Ostern auf die Zeit des jüdischen Passah zu verlegen, aber auf der Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 wurde bestimmt, Ostern an dem Sonntage zu begehen, welcher auf den Vollmond nach der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche fällt, um ja nicht mit den Juden zusammen zu feiern. Es wäre wohl besser gewesen, man hätte eine gemeinsame Feier gesucht, denn nichts vereinigt mehr als eine gemeinsame Freude, ein gemeinsames Fest. Infolge der getroffenen Bestimmung kann Ostern frühesten am 22. März, spätestens am 25. April gefeiert werden. Viele Priester verlangten, daran festzuhalten, daß der Erinnerungstag an den Tod Jesu ein Freitag sei, weil eine Stelle des Johannis einen Freitag als den Tag des Verscheidens Jesu bezeichne. Es gab auch Priester, welche den 25. März als Todestag Jesu angaben und diesen gefeiert wissen wollten, aber die ersteren blieben maßgebend.

Sehr schön sagt Dr. J. H. Albers in seiner Schrift über die christlichen Feste:

„Von Weihnacht bis Ostern hat das zunehmende Licht mit der abnehmenden Finsternis noch gekämpft, aber jetzt ist die Finsternis ganz überwunden. Das Frühlingsfest war ein Siegesfest, das die ganze Natur feierte. Im Frühlinge wird die Natur endlich völlig frei aus den Banden des Winters, ihres schlimmsten Feindes, und in der Freude darüber erschallt auch in ihr gleichsam das große Hallelujah. Das Osterfest ist ein Siegesfest, das Fest der siegreichen Auferstehung der Natur. Die Zeit von Weihnachten bis Ostern ist für die Natur die Zeit des Wachsens, des Werdens, des Ringens, des Kämpfens zweier einander feindlichen Gewalten. Eine solche Zeit hat auch die Menschheit zu durchleben; auch sie muß wachsen und zunehmen im Guten, in der Gesittung. Wann sie ihren Auferstehungsmorgen feiert, wann sie den völligen Sieg des Lichtes über die Finsternis erringt? — Wer vermag es zu sagen! — Wir aber sollen mithelfen, Jeder an seinem Teile, diesen Sieg zu erstreiten; sollen mithelfen, Finsternis in Licht, Haß in Liebe, Böses in Gutes zu verwandeln. Der Kämpfe giebt es für jeden Einzelnen gar viele, und wer ein richtiges Ostern feiern will, der muß sie überwunden haben."

Wer als guter Christ das Osterfest begehen will, der sei dankbar für alles Gute, das Gott ihm gewährt hat, und bethätige seine Dankbarkeit durch freudige Bereitwilligkeit, zu helfen, wo Hilfe nötig ist, mit dem Segen, dessen er sich mehr als seine Mitmenschen erfreut. Es giebt kein folgereicheres Wirken für das Wohl unserer Kinder und Kindeskinder, als das Streben, Gutes zu thun, dem Feinde zu vergeben, allen Haß zu vergraben und so durch das Licht der reinen Menschenliebe das Böse zu bekämpfen und zu besiegen.

4. Maifeste.

„Ja, der Mai, er hat Gewalt!
Weiß nicht, ob er zaubern kann!
Kommt mit seiner Lust er an,
Dann ist niemand alt.“
Walther von der Vogelweide.

Die Maienluft schwellt unsere Brust auch heute noch, obgleich kein Mensch mehr an eine Beseelung der Natur glaubt. Die heidnischen Germanen schritten mit einem ganz anderen Gefühle durch die Natur, als wir es thun. Die rieselnde Quelle, der murmelnde Bach, der rauschende Baum, ja selbst der Felsen erschien ihnen von Geistern bewohnt. Ja, jede Jahreszeit, jeden Monat blickten sie mit anderen Vorstellungen in die Schöpfung hinein, weil sie die wechselnde Gestaltung sich aus dem Wechsel waltender Kräfte erklärten. Jn jedem Monate sahen sie neue Kundgebungen guter und böser Geister, und daraus erwuchs ihnen immer eine neue Mahnung zum Kampfe. Dieser Kampf konnte aber von den einzelnen Personen nicht im eigenen Interesse geführt werden, Der Feind der Naturschöpfung war ein g e m e i n s a m e r, er mußte also auch g e m e i n s a m bekämpft werden, und daraus entstanden die Prozessionen, welchen christliche Priester später christliche Bedeutung zu geben suchten, wodurch der ursprüngliche tiefe Sinn verloren ging, ohne daß ein Ersatz dafür gegeben wurde, denn in der neuen Form standen die Prozessionen im Widerspruche mit der heidnischen und auch mit der reinen christlichen Lehre. Papst G r e g o r d e r G r o ß e hatte vorgeschrieben, die dem Volke liebgewordenen Gebräuche bestehen zu lassen, an stelle des heidnischen Zweckes derselben einen christlichen Zweck zu setzen, die heidnischen Götter mit den Namen christlicher Patrone zu belegen, meinend, daß auf solche Weise dem Christentume rascher Eingang zu verschaffen sei. Es wurde dadurch allerdings das Heidentum in seinem besten Teile zerstört, aber das Christentum derartig mit unchristlichen Elementen versetzt, daß eine gesunde Entwickelung der neuen Lehre unmöglich war.

Einer der bedeutungsvollsten Tage im Jahre war der 1. Mai, der Hochzeitstag Odins und Freyas. Der Monat Mai war für die Entwickelung der Jahresschöpfung der wichtigste. Von dem Ansatze der Früchte in diesem Monate hing der Reichtum des Erntesegens ab. Alle guten Geister der Erde, der Luft und des Himmels nahmen an der Hochzeisfeier teil und zogen in der Nacht zum 1. Mai nach einem hohen Berge mit üppigem Baumwuchs, denn nur auf solchem konnte die Hochzeit stattfinden. Auf jedem dem Odin und der Freya zugleich gewidmeten Berge dachte man sich diesen Hochzeitsakt vor sich gehend. Der Brocken im Harz ist nicht als der einzige, sondern nur als der am bekanntesteu gewordene Festplatz anzusehen. Das Erscheinen Odins auf diesem Berge glaubte man an den ersten Sonnenstrahl geknüpft, welcher den Gipfel des Berges traf. Ein guter Germane, welchen Dankbarkeit gegen die guten Götter das Herz erfüllte, ließ es sich nicht nehmen, an diesem Tage den Sonnengott bei seinem Erscheinen zu begrüßen. Vor Sonnenaufgang zogen unsere Vorfahren hinaus auf die Höhen und warteten auf den ersten Sonnenstrahl, den sie jubelnd begrüßten. Dieses Hinausziehen in den Wald, auf die Berge am Pfingstmorgen ist heute noch gebräuchlich, aber in manchen Orten nicht frei von Ausartungen. Schon einige Jahrhunderte nach Einführung des Christentums wurde dieser Gebrauch ein gedankenloser, denn es ging das Verständnis für die Bedeutung desselben verloren, und das Aufsuchen derjenigen, welche beim Morgengrauen noch im Bette lagen, um dieselben in Zweige zu wickeln und mit geschwärztem Gesichte als Mai-Lümmel in das Wasser zu werfen, artete in Unfug aus, denn Bursche suchten Mädchen auf. Das Werfen ins Wasser hatte die Bedeutung des Vorwurfs, daß der Säumige wert sei, der Maisegen löse sich für ihn in Wasser auf, wie die ganze Schöpfung ursprünglich in Wasser aufgelöst gewesen, auch die Sonne. Vor der Schöpfung von Himmel und Erde und was darauf lebt, war „Finsternis auf der Tiefe", und alle Völker dachten sich die Gottheiten der Finsternis schwarz, wenigstens dunkel, wie die der Asenwelt feindlichen Gottheiten. Deshalb wurde der Mailümmel geschwärzt ins Wasser geworfen. Nach Einführung des Pfingstfestes gingen diese Gebräuche auf dieses über, und der Langschläfer am ersten Pfingstfesttage wurde Pfingstlümmel ge-

nannt. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die in der ersten Mainacht umgehenden Geister keine bösen, sondern gute Geister waren, und daß die Walpurgisnacht nicht als eine Nacht anzusehen ist, in welcher die Hexen ihren Umzug hielten. Unwissende Priester haben den Glauben des Volkes, daß von dem Geisterzuge in der Hochzeitsnacht das Schicksal der Menschen abhänge, in den Wahn umgewandelt, diese Geister der Nacht seien böse Geister, welche das Tageslicht scheuten und, der guten Gottheit feindlich gesinnt, die Schöpfung derselben, also auch die Menschen zu verderben suchten. Die alten Germanen hielten aber die Erdgeister nicht alle für Dämonen der Finsternis, welche auf Böses sinnen. Sie dachten sich den Aufenthaltsort derselben, Helheim, als einen lichtvollen Baum- und Blumengarten, wie unsere Märchen noch besagen. Die Heinzelmännchen kamen auch nur zur Nacht, gehörten aber dennoch zu den guten Geistern. Dem Schicksale der Menschen galt der Umzug der Geister in der Walpurgisnacht, aber er galt eben dem Wohle der Menschen, und zum Unheile gereichte es später, in christlicher Zeit, den Menschen nur, daß der Irrtum nicht durch Belehrung, sondern durch eine Fälschung verdrängt werden sollte. Der ursprüngliche Irrtum verschwand, aber an seine Stelle wurde ein weit gefährlicherer gesetzt, welcher von den Fälschern selbst als Wahrheit genommen wurde, wie von manchem Lügner die eigenen Lügen geglaubt werden. Der Glaube an böse Hexen hat größeres Unheil angerichtet, als das Körnlein Christentum, das in der Lehre der Priester enthalten war, Gutes stiften konnte.

Der letzte Kampf gegen böse Geister begann erst gegen die Mitte des Monat Mai. Die Katholiken haben die Tage, welche hauptsächlich als Kampftage galten, ganz richtig Mamertus, Pancratius, Servatius genannt, den ersten also dem Kriegsgotte, den zweiten dem allgemeinen, großen Kampfe um Sein oder Nichtsein, den dritten dem Erhalter gewidmet. Die Winterriesen schienen ja um diese Zeit noch einmal ihre ganze Kraft aufzuraffen, um den angesetzten Fruchtsegen, welcher ein Fortbestehen der Schöpfung sicherte, zu zerstören, sowohl durch Kälte als durch Sturm und Hagelschlag. Mit Hagelkörnern, also mit Eisstücken, schienen ja die Winterriesen wieder um sich zu werfen, aber dieses Aufbäumen gegen die Macht der guten Gottheiten war ein vergebliches, denn trotz des ärgsten Tobens der

Winterriesen blieb doch der größte Teil der Früchte zum Heile der Menschheit für die Reife erhalten, und deshalb wurde der letzte der drei schlimmsten Tage als Siegestag der guten Gottheiten gefeiert und der Erhaltung der Schöpfung gewidmet.

Die Alten opferten am Maifeste dem Thor auch Stiere. Diese wurden aufgeputzt zum Opferplatze geführt, den jeder heilige Berg, wie auch der Brocken, hatte. Ein Teil der Opfergabe fiel den Priestern zu, ein Teil wurde bei einem Maitrunke gemeinschaftlich verzehrt. Auch dies wurde später Pfingstgebrauch, und der Opferstier wurde Pfingstochse genannt. Dieser Maitrunk lebte in der Form von Hagelbier in manchen Gegenden, wie in Uelzen, bis zur Gegenwart heran fort. Ein Tag des Maifestes bestand in einer Prozession zum Schutze gegen Hagelschaden, und das dabei getrunkene Bier wurde Hagelbier genannt. Bei den Wenden im Hannoverschen, in der Nähe von Uelzen, wurde neuerdings noch um diese Zeit das Hagelbier getrunken. Der Maitrunk wurde dereinst zu Ehren der im Mai gefeierten Gottheiten veranstaltet und mit einem Herzen voll Dankbarkeit für alles empfangene und neu zu hoffende Gute dargebracht. Heute denkt man sich wenig oder nichts dabei. — Mit dem Maifeste wurden auch Gerichte, Maigerichte, abgehalten. Die Grafen, welche solche abzuhalten hatten, hießen Maigrafen. Die Gerichte fanden in den ursprünglich heiligen Hainen statt. Später wurden an den Gerichtsgebäuden, Rathäusern Lauben angebracht, um hier unter freiem Himmel, wie es heiliger Brauch war, Urteile zu fällen, Beschlüsse zu fassen.

Da die Opfergaben an vielen Orten gemeinschaftlich verzehrt wurden, kam es sehr häufig zu bedauerlichen Ausschreitungen, und durch solche wurden protestantische Fürsten und Priester veranlaßt, derartige „katholisierte heidnische Gebräuche“, wie Pfannenschmid in seinem trefflichen Werke: „Germanische Erntefeste“ sagt, ganz zu verbieten. Nach dem angezogenen Werke ließ Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1569 folgende Verordnung ergehen:

„Dieweil bisher im Papsttume in der Kreuzwoche mit dem Kreuze gegangen und die abgestorbenen Heiligen angerufen werden, welches dem reinen Worte unseres Herrn Jesu Christi zuwider, der uns in allen Nöten befohlen hat, seinen Vater allein anzurufen, so

soll hinfüro solcher abgöttischer Kreuzgang abgeschafft und statt desselben in der Kirche jedes Ortes eine christliche Predigt gehalten und Gott ernstlich angerufen werden, daß er die Früchte der Erden vor allem Unglück und Ungewitter bewahren und behüten wolle."

Also ganz abgeschafft wurde der Gebrauch nicht. Es blieb immer noch das Gebet, wie früher an den heidnischen, so jetzt an den christlichen Gott gerichtet. — Die preußische Regierung gestattete derartige Feste, ordnete jedoch an, daß Niemand gehindert werden solle, an solchen Tagen seiner gewöhnlichen Arbeit nachzugehen. Es war dies die beste, praktischste Art der Bekämpfung.

Bemerkenswert ist, daß zwischen dem ersten Frühlingsfeste der heidnischen Germanen, dem Auferstehungsfeste am 21. März, und dem Hagelfeiertage genau derselbe Zeitraum liegt, wie zwischen dem christlichen Osterfeste und dem Himmelfahrtstage, und daß es in vielen Gegenden den Geistlichen gelang, die Hagelfeier auf die Himmelfahrtswoche zu verlegen, mit dem Himmelfahrtstage zu verbinden. Unser Schmücken der Häuser mit Maien ist auch ein Ueberkommen von der Hagelfeier, bei welcher in vielen Orten noch bis nahe an die Gegenwart heran auch die Felder mit geweihten Birken- und Weidenzweigen besteckt wurden, um die bösen Geister von den Fluren fern zu halten. Die Zweige wurden so weit entfernt von einander gehalten, als ein Pfeilschuß reichte. Der Gebrauch des Pfeilschießens ging in späteren Jahrhunderten in denjenigen des Büchsenschießens über, wurde also widersinnig.

Am Donnerstage während der zwölftägigen Festzeit wurden dem Donar zu Ehren Erbsen gegessen, und dieser Brauch besteht heute noch für den Himmelfahrtstag. An manchen Orten findet heute noch die Mai- oder Hagelprozession zum Schutze der Felder statt, wobei natürlich kein heidnischer, sondern ein christlicher Gott angerufen wird. Vor einigen Jahren hielt der Zug eines Dorfes bei Hannover vor einem Felde, für welches vom Besitzer besonderer Segen erbeten war. Der Prediger gehörte zu denen, welche von der Landwirtschaft etwas verstehen, und so erklärte er: „Hier hilft kein Beten, hier muß Mist hinein."

Ein schöner Gebrauch war, daß die Männer den Frauen, die Burschen den Mädchen am Maifeste eine Huldigung darbrachten.

Jeder Bursche suchte sich eine sittsame Jungfrau aus, und dieser setzte er den schönsten Maibaum, den er bekommen konnte, vor die Thüre der Schlafkammer. Mädchen, an deren Lebenswandel etwas auszusetzen war, gingen auch nicht leer aus, denn diesen wurde Häcksel vor die Thüre gestreut.

An stelle des Maifestes wurde das Pfingstfest gesetzt. Das Volk hielt aber an der Feier des 1. Mai und den Festgebräuchen fest. Um auch diesem Rest der ehemaligen zwölftägigen Feier ein christliches Gepräge zu geben, wurde der erste Maitag nach der Äbtissin Walpurgis des Klosters Heidenheim bei Eichstädt, Tochter des Königs Richard von England, benannt. Diese war ihren Brüdern nach Deutschland gefolgt, um hier das Christentum zu verbreiten. Der Name Walpurgis ist übrigens ein altgermanischer und bedeutet Leichenburg oder richtiger Burg abgeschiedener Seelen.

Die heidnischen Gottheiten wurden als Teufelsgeister hingestellt, und dadurch gestaltete sich der ursprüngliche Glaube an einen Zug von Gottheiten und deren Geistern nach dem Götterhochzeitsplatze zu der Vorstellung eines Zuges von Teufeln und Hexen. Weil der Freya Weiden und Birken, sowie Katzen heilig waren, wurde angenommen, die Hexen ritten auf Besen oder zögen in Katzengestalt nach der Hochzeitsstätte, dem Blocksberge. Jemanden nach dem Blocksberge wünschen, heißt jetzt so viel als in die Hölle wünschen. Als Tiere der männlichen Teufelsgeister galten die dem Thor heiligen Böcke, auf denen die Geister nach dem Blocksberge ritten.

Die Darbringung von Liebesgaben an die Armen, ein Opfergebrauch bei der Maifeier, ist wie das Maiensetzen auf das christliche Pfingstfest übergegangen und war im vorigen Jahrhunderte noch vielfach gute Sitte, wird aber jetzt nur in sehr spärlichen Anklängen wiedergefunden. Es sollte dies ein Dankopfer für bereits empfangene und noch in Aussicht stehende Naturgaben sein, genau ebenso, wie nach dem 5. Buch Mose Cap. 16 Vers 10 das Opfer der Israeliten am Erstlings- oder Wochenfeste, mit welchem unser Pfingstfest zusammenfallen würde, wenn es seinerzeit die Priester nicht für gut erachtet hätten, lieber geschichtlich unwahr und biblischen Überlieferungen zum Trotze den Zeitpunkt für christliche Feste so zu bestimmen, daß dieselben nie mit den verwandten jüdischen zusammenfallen

können. Dieses Verfahren entspricht nicht der Bedeutung des Festes, welches die Menschen anregen soll, Werke der Liebe zu üben, die versöhnt, vereinigt, nicht trennt, nicht hochmütig zurückstößt.

Von dem Geiste edelster Menschenliebe beseelt, zogen die Apostel aus und lehrten alle Heiden.

5. Johannisfest.

Der Tag der Sommersonnenwende war bei mehreren alten Völkern, bei den Chaldäern, Phönikiern, Griechen, ein Tag der Trauer. Die Chaldäer und Phönikier glaubten, Moloch, der Gott der verderblichen Sommersonnenglut, ähnlich dem germanischen Loki und Surtur, wolle die Schöpfung des wohlwollenden Frühlingsgottes Adonis vernichten und trete mit diesem in einen Kampf. In Gestalt eines Ebers, des unreinen, im Schmutze wühlenden und darum der bösen Gottheit gewidmeten Tieres, verwunde er Adonis so, daß dieser sterben müsse. Die Perser lehrten, Ahrimann, das böse Princip, trete in die Welt des Ormuzd, des guten Princips, um diese zu zerstören, und es beginne mit den heißen Tagen der Kampf, in welchem Ormuzd eine zeitlang zu unterliegen scheine. Die Griechen hatten von Anfang ähnliche Bilder in ihren Göttermythen und nahmen außerdem noch die Sage von dem Adonis auf. Der dem Adonis entsprechende germanische Sonnengott ist Baldur, welcher auf Anstiften Lokis getötet wird. Der Tod dieses edelsten Göttersohnes führt die Sonnenwende im Sommer herbei. Der Tod des Adonis durch den Eber erinnert dagegen an Odin-Hackelbärend.

Nach dem Tode Baldurs schien in verschiedener Weise das Böse in die Welt des Guten einzudringen. Zerstörende Glut wurde den Früchten in Gärten und auf Feldern gefährlich, Insekten aller Art, die Geschöpfe böser Geister, wurden den Menschen lästig, und Krankheiten, schnelle Todesfälle häuften sich. Auch die Tage wurden kürzer,

die Nächte währten länger, was ebenfalls als ein Zeichen galt, daß die Macht der bösen Geister von Tag zu Tag zunehme.

Der Wirkung der bösen Geister zu begegnen, kamen bei dem neuntägigen Feste der Sommersonnenwende alle Mittel zur Anwendung. Feuer wurden auf den Anhöhen angebrannt, um die bösen Dämonen zu verscheuchen, Räder, welche die Sonne vorstellten, wurden mit Stroh und dürren, leicht brennenden Reisern umwunden und brennend von den Anhöhen in das Thal hinabgetrieben, wodurch man symbolisch auch das Sinken der Sonne von diesem Feste ab zum Ausdrucke brachte. Die Asche und Kohlenbrände wurden als das Wachstum befördernd und Böses vertreibend angesehen, daher auf Feldern, Wiesen und Gärten umhergestreut, nachdem man, um sich vom Bösen zu reinigen, dreimal über den noch glühenden Kohlenhaufen gesprungen war.

Ebenfalls zum Zwecke der Reinigung und zur Huldigung der guten Geister nahm man am Sonnenwendstage, Mittsommertag genannt, wieder eine Taufe in einem einer guten Gottheit heiligen Gewässer vor. Dieser Brauch wurde noch beibehalten, als bereits das Mittsommerfest zum Geburtsfeste Johannis des Täufers gestempelt war. Manche Priester duldeten schweigend solche Taufe, der heilige Augustin nannte sie aber einen heidnischen Aberglauben und drang auf ihre Beseitigung.

Am Mittsommerfeste wurde auch dem obersten Lichtgotte, Odin, und dessen Gemahlin Freya gehuldigt, welchen in jedem Orte auf einem öffentlichen Platze eine Linde, die Schutzlinde, gesetzt war. Abends versammelte sich die Gemeinde um die Linde und hielt einen feierlichen Akt ab, an welchen sich ein Tanz anschloß. An diesem Wendepunkte hatten die Menschen erst recht Ursache, sich Glück zu wünschen, da die Kraft der guten Gottheiten nach Baldurs Tode abnahm. Wie beim Weihnachtsfeste, bei Baldurs Geburt, trank man sich beim Mittsommerfeste Glück zu. Der Trunk bei letzterem Feste wurde in christlicher Zeit „Johannissegen“ genannt. Zur Verwendung kam ein vom Priester geweihter Wein. Es sollte dieser Trunk schützen gegen Verzauberung durch böse Geister, gegen Krankheit und auch gegen Blitzgefahr. Geweihter Johanniswein wurde getrunken bei der Bitte um eine gute Ernte. Da die Linde ein

Baum Odins und Freyas war. Freya als Göttin der Ehe galt, wurden unter der Linde Verlöbnisse und Ehen geschlossen, und am Johannistage mußte Johannisminne unter der Linde getrunken werden.

Am Johannisfeste fand wie an anderen Festen eine Reinigung durch Feuer an heiliger Stätte statt, und nachdem dies geschehen, zerstreuten sich die Mädchen und Burschen in den Fluren, um andere Feuerstätten aufzusuchen, und zwar in der Hoffnung, dadurch in Jahresfrist zur Verlobung oder in die Ehe zu kommen. Der früher gemeinsame Johannistrunk für die ganze Gemeinde ist jetzt noch in den Haushaltungen einzelner Gegenden üblich, zum Beispiel im Ravensburgschen.

Um die Zeit des Mittsommerfestes waren nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren alle Geister frei, die bösen wie die guten. Man sah eben in dieser Jahreszeit die höchste Machtentwickelung aller Kräfte. Weil man für viele Geister den Wohnort im Innern der Erde annahm, glaubte man auch, daß zur Mittsommerzeit in der Nacht die Erde sich öffne und die Geister aus derselben aufstiegen. Also mußte die Mittsommernacht geeignet sein, einen Blick in das Innere der Erde zu thun, und gerade da, wo die Geister aus und ein gingen, wo Schätze verborgen sein mußten. Man hielt ja die Geister alle für Besitzer reicher Schätze, wie sie Rübezahl, Frau Holle usw. austeilten. Wer diese Schätze heben wollte, mußte es natürlich verstehen, gegen Geister zu kämpfen, Geister zu verscheuchen.

Auch die Wassergeister wurden in der Mittsommernacht mächtig und die bösen, der guten Welt des Baldr feindlichen Wassergeister gingen auf Verderben aus. Darum sollte man um diese Zeit die tiefen oder durch starken Fall mächtigen Wasser meiden. Unter den Schiffern ist der Glaube allgemein, am Peters- und Paulstage verlange Gott drei Opfer, eins durch Feuer (Loki, Surtur), eins durch Wasser (Oegir), eins durch Selbstmord in der Nacht des Gemüts, im Kampfe und Sturme des Lebens.

Das Fronleichnamsfest ist ebenfalls an stelle des Baldurtotenfestes gesetzt worden. Baldur ist Herr, altdeutsch Fron. Das Johannisfest ist kein Toten-, kein Leichnamsfest, im Volke lebte aber die Erinnerung an den Fron Baldur fort. Papst Urban IV. ordnete

deshalb im Jahre 1264 an, am 24. Juni ein Fest zur Erinnerung an den Leichnam des Herrn zu begehen. Es wurde mithin das Fest gewissermaßen zu einem Nachfest der Charwoche gemacht, und man führte als Grund der verspäteten Feier an, es sei die Charwoche bereits mit christlichen Festgebräuchen überfüllt. Auch die prunkvollen Prozessionen der Heiden nahm man wieder auf, und da die alten Germanen das ernsteste, heiligste, wie auch das jubelvollste Fest nicht schließen konnten, ohne einen bestimmten Teil der dargebrachten Opfer im gemeinsamen Mahle zu verzehren, wobei man ebenfalls der Festbedeutung eingedenk war, so schloß auch das christliche Fronleichnamsfest mit einem gemeinsamen Mahle. Das Festmahl artete schließlich zu Lustbarkeiten aus, die Prachtentfaltung entsprach nicht mehr dem Ernste des Festes nach heidnischer, wie christlicher Deutung, und so wurde es im Beginne der Reformation von protestantischen Fürsten verboten.

---

6. Das Schützenfest.

Die viel verbreitete Meinung, daß die Schützenfeste aus den Schützengilden, Schutzgilden der Städte hervorgegangen seien, ist eine irrtümliche. Diese Feste wurden lange vor Gründung der Städte gefeiert und hatten nicht bloß Belustigung zum Zwecke, sondern auch eine sehr ernste Seite. Geschossen wurde von unseren heidnischen Vorfahren bei jeder Flursegnung, jedem Flurumgange, anfänglich mit Bogen und Armbrust, später mit der Büchse. Das Schießen hatte im Frühjahre den Zweck, zu ermitteln, wo die geweihten Schutzzweige in die Felder gesteckt werden mußten. Von jedem solchen Zweige ab wurde geschossen, und wo der Bolzen oder Pfeil niederfiel, wurde ein Zweig in den Boden gepflanzt. Dieses Zweigstecken, welches auch auf Gärten, Wohn- und Stallhäuser ausgedehnt wurde und heute noch fortlebt, wenn auch nur in althergebrachter Gewohnheit, ohne sich etwas dabei zu denken, galt der Bekämpfung böser Geister, war aber kein offener Kampf. Anders war es am Mai-, Johannis- und

Michaelifeste, an welchem geschossen wurde, um zu kämpfen. Man schoß nach den Tieren, welche als Haus-, Feld- oder Walddämonen galten, und als der Hauptrepräsentant solcher Dämonen, als Korndämon wurde der Hahn angesehen. Was dazu geführt hat, dem Hahn eine solche Bedeutung zu geben, ist noch nicht vollständig klar ermittelt. Dem Sinne nach gleichbedeutend mit dem Hahnschießen ist das Hahnschlagen, und schon aus diesem grausamen Spiele ist zu entnehmen, daß der Hahn als ein böser Dämon galt. Die Natursymbole guter Gottheiten hat der Germane verehrt, nicht gemartert. Er hat sie geopfert, aber nicht gequält. Die Chaldäer haben bald den guten, bald den bösen Gottheiten gehuldigt, je nachdem diese vorherrschten, bald Dankopfer, bald Sühnopfer gebracht, aber nicht der Germane. Dieser hielt wie der alte Parse fest an dem Prinzip, daß der Mensch unablässig zu jeder Zeit mit den guten Mächten gegen die bösen kämpfen, das heißt Alles, was in der Natur, wie im sittlichen Menschenleben Unheil im Gefolge haben könnte, auszurotten suchen müsse. Das Hahnschlagen fand vorzugsweise in der Erntezeit, Juli und August, statt, also in der Zeit des wildesten Kampfes gegen die verderblichen Glutgeister Surtur, Loki und andere. In der letzten Garbe, die eingefahren wurde, schlug man den Hahn tot. Wie in der Wolke ein wohlthätiger und ein feindseliger Dämon hauste, so hatten auch gute und böse Geister im lichtvollen Himmelsraume Aufenthalt. Vom Himmel konnte Gutes und Böses kommen, belebende Wärme und vernichtendes Feuer. Aus dieser Auffassung der alten Germanen und dem Hahnschlagen, Hahnschießen während der Ernte- und heißesten Kampfzeit glaube ich die Folgerung ziehen zu können, daß der Hahn als ein Symbol der den Menschen und der ganzen Schöpfung feindseligen Feuermächte angesehen wurde und daraus die Redensart entstand, einen Hahn aufs Dach setzen, was soviel heißt, als jemandem den Teufel auf den Hals hetzen, denn Surtur und Loki sind die Teufelsgeister der Germanen, entsprechen dem Ahriman der Perser und Moloch der Chaldäer. Sie kommen vom Himmel und bringen Verderben von Oben, dringen durch das Dach in die Wohnräume der Menschen. Daher kommt vielleicht der Glaube, daß der Teufel durch den Schornstein herab- und hinauffahre. Die Griechen hatten

in ihrem Hephästos einen Gott dörrender, schädlicher Hitze. Diesem wurde auch nachgesagt, er habe sich im August, in Griechenland die heißeste Zeit, welche wegen des gleichzeitigen Aufganges der Sonne mit dem Sternbilde des großen Hundes die Bezeichnung Hundstage erhielten, so übermütig im Olymp betragen und so lästig gemacht, daß ihn Zeus herab auf die Erde geworfen. Das Verderben kommt von Oben, daher wurde der Hahn, das Symbol des Surtur, des Loki, auf dessen Dach gewünscht, dessen Verderben man herbeisehnte. Diese Erklärung sagt auch, weshalb man den Hahn, nach welchem im Juli, nach Johanni geschossen wurde, vermittelst einer langen Leine, welche ein Umherfliegen gestattete, an den Gipfel eines hohen Baumes band. In späteren Jahrhunderten kam das Schießen nach einem lebendigen Vogel ab und das nach einem hölzernen, an einer möglichst hohen Stange befestigten, in Gebrauch. Als später die Schutzgilden der Städte dieses Schießen nach einem Vogel, das „Vogelschießen", wie jetzt noch in manchen Gegenden das Schützenfest genannt wird, fortsetzten, geschah es ohne eine Ahnung von der ursprünglichen Bedeutung. Der Hahn ist ein bunter Vogel, daher wurde auch der hölzerne Vogel bunt angemalt, was zur Folge hatte, daß in ihm in manchen Städten ein Papagei gesehen und das „Schützenfest" „Papageischießen" genannt wurde. Davon erhielten die Schutzgilden in der Folge den Namen „Papageigilden". Diesen Gilden lag in erster christlicher Zeit die Verpflichtung ob, die kirchlichen Prozessionen zu eröffnen und während des Umzuges für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Die Kirche gab ihnen auch einen Heiligen, wie bei dem Streben, dem in vielfacher Hinsicht heidnisch denkenden Volke Sand in die Augen zu streuen, nicht anders zu erwarten war. Dieser Heilige war Sebastian, welcher angeblich von mauritianischen Bogenschützen mit tausend Pfeilschüssen durchbohrt worden und doch mit dem Leben davon gekommen sein soll. In Brüssel wurde auch ehemals der Vogel am Kirchthurme, statt an einer Stange, befestigt. Alles dies weist auf einen heidnisch-religiösen Ursprung des Schießfestes hin. Diese Erläuterung steht mit der gegebenen Erklärung des Hahnschießens in voller Übereinstimmung und dürfte richtiger sein, als die Zurückführung auf ein der guten Lichtgottheit dargebrachtes Hahnopfer, welches allerdings

auch bestand. Aus der Völuspa-Dichtung ergiebt sich, daß es drei mythische Hähne gab, wie drei Hauptjahreszeiten und drei Weltreiche. Der Hahn Fialar, der hellrote Hahn, verkündete laut krähend den Beginn des Kampfes zwischen Surtur und Thor, also den Anfang der Verderben bringenden Jahreszeit. Über den Asen, den guten Lichtgöttern, krähte Gullinkambi, der goldgelbe Hahn, der Hahn der guten Lichtgottheiten, welcher die Helden, die Geister Odins und Thors, zum Kampfe gegen Surtur und seine Schar weckte. Und in Helas Saal, in der Unterwelt, krähte der rußfarbige Hahn. Der Schützenhahn konnte also kein anderer als Fialar sein, der Hahn der bösen Glutgeister, sonst wäre er nicht symbolisch in der letzten Garbe totgeschlagen oder als Schützenziel an einen hohen Baum gebunden worden. In diesem Schießen nach dem Hahn sehe ich kein Opfern desselben im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern ein Morden des Feindes. Im Juli und August kämpften die den Menschen wohlwollenden Asen gegen die Feinde der Schöpfung, und an diesem Kampfe nahmen die Germanen pflichtgemäß teil.

Hiermit glaube ich die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des Schützenfestes so weit erklärt zu haben, als der gegenwärtige Stand germanischer Mythenforschung es zuläßt. Die späteren Schützengilden hatten andere Feinde zu bekämpfen, hatten nicht die hohen nationalen und religiösen Ziele, und das Schießfest verlor vollständig die ursprünglich ernste Bedeutung. Heute dient es dem Volke einzig und allein nur zur Belustigung, und auch in dieser Form wollen wir dem Feste Dauer wünschen. Jedoch mag nicht vergessen werden, was es unseren Vätern war, eine tieferuste symbolische Teilnahme an dem furchtbaren Götterkampfe vor dem Weltuntergange. Beim Herannahen der Feinde zu diesem Kampfe stößt Odins Sohn Heimdall mächtig in sein Horn, daß die Berge erzittern. Ungeheuer wühlen das Meer auf und drohen die Erde zu verschlingen. Von Süden kommen Surtur und Loki mit Glut und flackernder Lohe. Die Götter und Riesen töten sich gegenseitig, nur Surtur bleibt, aber im allgemeinen Weltbrande verzehrt er sich selbst.

So dachte sich der Germane den einstigen Untergang der Welt, und den Götterkampf im Juli sah er als ein jährliches Vorspiel, als

einen jährlichen Versuch der bösen Geister an, die Welt zu zerstören. Eine solche Vorstellung war wohl geeignet, ernst zu stimmen. Und wenn wir auch weit entfernt sind, dem Schützenfeste einen derartigen Charakter zu wünschen, so dürfte doch in der Entstehung desselben ein reicher Stoff zu sinnigerem Spiel liegen, als gemeiniglich auf den Schützenfesten geübt wird.

---

7. Michaelisfest.

Im September stirbt die Natur ab. Die letzten Früchte sind eingeheimst, die Felder sind kahl, die Blätter werden fahl, fallen von den Bäumen und werden vom Winde verweht. Odin verläßt die Weltesche Iggdrasil, das Wirken Freyas in der Natur hat seinen Abschluß gefunden und Iduna waltet ihres Amtes als Hüterin der Äpfel, der edelsten Götterspeise. Die Sonne beschreibt einen immer tieferen Bogen am Himmelsgewölbe, die Nächte werden immer länger, und vom 22. September ab werden sie länger als die Tage. Die kürzere Spanne heller Tageszeit wird noch verkümmert durch das Auftreten der Nebel. Der Auferstehung der Natur im Frühjahre ist nach der Reifezeit das Absterben der Natur gefolgt. Die ganze Schöpfung der guten Gottheiten scheint der Auflösung entgegen zu gehen. Odin giebt jedoch den Kampf nicht auf. Die eindringenden Geister der Nebel- und Winterriesenwelt zu bekämpfen, jagt er mit seinem Seelenheere in Sturmwolken über die Erde hin, um den völligen Untergang abzuwehren, und um zu erhalten, was zur Entwickelung einer neuen Jahresschöpfung erforderlich ist. Für das Pferd Odins muß ein Ährenbüschel stehen bleiben, um den Dank für die empfangenen Gaben zu bekunden. Das Septemberfest war zunächst ein Dankfest, bei welchem in erster Linie dem Odin, der Freya, dem Thor und Freyr Opfer gebracht wurden, und zwar Pferde, Böcke, Ziegen, Lämmer und Eber, dann auch Früchte des Landes. Am Abende versammelte sich die Gemeinde um die Linde, wo die nicht geopferten

Tierstücke gemeinsam verzehrt, ferner die Armen mit Gaben versehen wurden.

Frau Holles Frühlingsbote, die Schwalbe, zog aus der Menschenwelt fort nach Helheim, wie der Glaube war, und mit den Seelenträgern verließen auch die Seelen abgeschiedener Menschen die Oberwelt, da es in derselben öde und traurig geworden war. Die Blumen auf den Gräbern welkten und dienten nun nicht mehr wie früher zum Aufenthalte der Seelen Verstorbener. Das Septemberfest war daher auch ein großes Totenfest. Die Friedhöfe wurden besucht, die Gräber mit frischem Grün geschmückt und mit den Lieblingsspeisen der Verstorbenen belegt. Da der oberste Lichtgott seinen Hochsitz verlassen hatte und mit seinem Heere umherzog, um die Wintergeister zu bekämpfen, nachdem er die Glutgeister, den an der Wurzel der Weltesche Yggdrasil nagenden Drachen besiegt hatte, wurde Odin beim Septemberfeste als Erhalter, als Kämpfer, als Sieger und als Seelenführer, Totengott verehrt.

Den christlichen Priestern stand kein Heiliger zur Verfügung, welcher die Eigenschaften in sich vereinigte, um zum Patron des heidnischen Herbstfestes gestempelt werden zu können. Sollte dem Feste die heidnische Bedeutung genommen werden, mußte ein anderer Patron dem Zwecke dienen. Ein solcher Patron war der Erzengel Michael. Dieser galt als Vorsteher des Paradieses, folglich auch als Führer der Seelen; ferner als Bekämpfer des bösen Geistes in Drachengestalt, sowie als gerechter Richter über das Seelenleben, als Beurteiler, Abwäger der Seelen, wie Odin. Es wurde an stelle von Odin Michael gesetzt und das Herbstfest Michaelisfest genannt. Die Opfergebräuche blieben lange Zeit dieselben. Die Berge mit Odintempeln erhielten zum großen Teile den Namen Michaelisberge, Michelsberge, jedoch einzelnen blieb der Name Odensberg, Godensberg, Wodensberg. Die auf den heiligen Stätten Odins erbauten Kirchen wurden Michaeliskirchen genannt. Der Name Michael erlangte bald große Verbreitung, und die Priester sorgten dafür, den Erzengel als Seelenführer und Drachenbekämpfer im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen.

Kaiser Heinrich der Vogler, welcher viel mit dem Volke verkehrt hatte und dasselbe kannte, ließ, als es galt, das deutsche

Volk von der Tributpflichtigkeit gegen die Ungarn frei zu machen und einen Kampf mit diesem kriegerischen, sieggewohnten Volke zu wagen, ein Reichsbanner mit dem Bilde Michaels als Fahnenträger und mit dem Schwert in der Hand anfertigen. Als im Jahre 933 die große Schlacht bei Merseburg begann, ließ er das Banner entfalten und dem Heere vorantragen. Eine heilige Begeisterung erfüllte die Krieger, als sie das Bild Michaelis erblickten. Alle Furcht vor den Ungarn wich auch von den Zaghaftesten, und löwenmutig stürzten die Deutschen sich auf die Ungarn. Diese hatten bisher überall gesiegt, vornehmlich die Deutschen so oft niedergeworfen und ausgeplündert, aber diesmal halfen alle ihre Kriegskünste und mit Todesverachtung ausgeführten Angriffe nichts. Sie mußten endlich weichen und schließlich in regelloser Flucht ihre Rettung vor dem früher verachteten Feinde suchen. Im Jahre 955 erst wagten die Ungarn einen Versuch, die erlittene Niederlage auszugleichen. Kaiser Heinrich war 936 gestorben; aber Otto I. war ein würdiger Nachfolger. Er hatte das Reichsheer in bester Verfassung erhalten, verstand es trefflich, große Heeresmassen zu leiten und zum Kriege zu führen, und wußte auch die Krieger zu begeistern. Auch er ließ vor Beginn der Schlacht auf dem Lechfelde daß Reichsbanner mit dem Bilde Michaels entrollen und vor dem Heere hertragen. Seine Kriegerschar wurde ebenfalls beim Anblicke der Fahne mit dem Michaelisbilde von heiliger Begeisterung erfaßt und ging mutig in den heiligen Kampf für das Vaterland. Die Ungarn hatten besondere Vorbereitungen getroffen, um hier den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, und lange schwankte auch die Entscheidung hin und her, aber die Deutschen vertrauten ihrem Michael mit seinem Heere und standen fest wie Felsen, bis die Kraft der Feinde erlahmte, und als sich zeigte, daß die Angriffe der gefürchteten Gegner immer schwächer wurden, da jubelten die deutschen Krieger: „Heiliger Michael!“ und drangen mit wuchtigen Schlägen auf die Ungarn ein. Ob diese auch ihre letzte Kraft einsetzten, den Germanen zu widerstehen, sie wurden niedergeworfen und erlitten infolge ihrer Standhaftigkeit eine noch weit schwerere Niederlage, als 22 Jahre vorher.

Von jener Zeit ab galt Michael bei allen Völkern Europas als gewaltiger Schutzpatron der deutschen Krieger, überhaupt des deutschen

Volkes. Schließlich wurden Volk und Schutzpatron identifiziert, und man verstand unter der Bezeichnung „Deutscher Michael“ die deutsche Nationalität. Mit Achtung wurde überall dieser Name genannt, bis die Achtung vor dem Volke schwand. Einen schweren Stoß erlitt dieselbe schon, als der französische König Karl von Anjou in Übereinstimmung mit dem Papste es wagen durfte, Conradin von Schwaben, den letzten Sprößling des großen Hohenstaufengeschlechtes, enthaupten zu lassen. Von jener Zeit ab gaben sich die Deutschen in Wirklichkeit Mühe, sich bei allen kultivierten Völkern verächtlich zu machen, und es ist ihnen gelungen. Der Bundestag, dieses Muster politischer Jämmerlichkeit, war nicht geeignet, eine Wandlung herbeizuführen, und niemand hat vor drei Jahrzehnten gehofft, den Tag zu erleben, an welchem der deutsche Schlafmichel das Zeitliche segnen werde.

Die zur Michaeliszeit in Journalen und Tageszeitungen oft wiederholte Ableitung der Bezeichnung „Deutscher Michel“ von dem kühnen Reiterführer Michael Obentraut ist also eine irrtümliche.

Montanus teilt folgendes Michaellied mit:

„O, unbesiegbarer starker Held,
Führ du das deutsche Heer ins Feld!
Du unser Herzog, in dem Streit
Beschirmest treu die Christenheit.
Des Himmels Geister allzumal
Vermehren deiner Kämpfer Zahl.
Durch alle Welt zu Meer und Land
Sind deine Schlachten wohl bekannt.

— — — — — — — — — — — — —

Wirf nieder grimmer Feinde Wut,
Belebe der Verzagten Mut.
Gieb dann dem blutigen Gefild
Des holden Friedens Segen mild.
Von Pest und Hunger uns befrei,
Der Knechtschaft Ketten brich entzwei.
Mit Schwert und Schild, mit starker Hand
Schütz unser deutsches Vaterland.“

8. Martinsfest.

Von Michaelis ab sinkt die Sonne immer tiefer. Im November wurde von unseren Altvordern Odin nicht mehr vorzugsweise als Führer eines Heeres durch die Lüfte dahin brausend gedacht, sondern mehr als Wanderer unter den Menschen, dieselben prüfend, strafend. Die Überlieferungen führen ihn unter dem Namen Hruodperath, Ruprecht, d. h. rother Perchtl, auf, weil die Sonne in dem vorherrschenden Nebel meistens rot erscheint. Peratha ist die schnee- und eisglänzende Erdgöttin, Ruprecht, der rote Sonnengott der Winterzeit. Nicht nur als Fußwanderer, sondern auch als Schimmelreiter mit weitem Mantel wird er erwähnt, wodurch eben Odin erkennbar wird. In manchen Sagen wird der Reiter als Mann ohne Kopf bezeichnet, d. h. den Kopf im Arme tragend. Es erinnert dies an die Sage der Chaldäer über die Schöpfung des Menschen. Es heißt in derselben:

Belus, der oberste Lichtgott, nahm einen Erdenkloß, schnitt sich den Kopf ab, mischte die Erdmasse mit dem aus dem Kopfe herabfließenden Blute und formte aus dieser Mischung den Menschen. Auf diese Weise wurden die Menschen mit göttlichen Eigenschaften begabt.

Die Israeliten, deren Gottanschauung aus der chaldäischen hervorgegangen, sagten später: „Die Seele liegt im Blute", und der Genuß tierischen Blutes wurde verboten.

Dem Ruprecht wurden Pferde, Böcken, Eber und auch Gänse geopfert, der Peratha besonders Backwaren. Das Gansopfer ist bisher immer als Dankopfer angesehen worden, und zwar in der Annahme, der die Erde bedeckende und die Saaten schützende Schnee sei mit einer Gans verglichen worden, welche ihre Flügel schützend über ihre Küchlein ausbreitet. Ein solcher Vergleich würde aber in Widerspruche damit stehen, daß der Schnee als ein Produkt der Winterriesen angesehen wurde, wonach die Gans nicht einem Lichtgotte oder einer wohlwollenden Erdgöttin, sondern einem Riesen hätte als Dankopfer dargebracht werden müssen. Es dürfte daher richtiger sein, in dem Gansopfer ein Sühnopfer zu sehen.

Die Schneegänse ziehen im November vom Norden nach dem Süden, und sie kündigen das Nahen scharfer Kälte an. In alter Zeit waren die Züge der Schneegänse sehr zahlreich, und auf den Feldern, auf welchen sie sich niederließen, richteten sie großen Schaden an. Sie erschienen mithin als Feinde der Vorbereitung zu einer neuen Schöpfung, und so wird wohl die Gans als Tier der Winterriesen zur Sühne geopfert worden sein, wie der Eber als Tier des Glutriesen. Als neues Opfer trat im November noch ein das Weinopfer, da der Wein erst nach dem großen Dank- und Erntefeste, Michaelisfeste, geerntet worden war. Dem Ruprecht wurde bei einem Gansessen der erste Trunk geweiht.

Ruprecht war ein Freund der Kinder und der Armen. Wo er, in einen Pelz gehüllt, den Kopf mit einer Pelzmütze bedeckt, einkehrte, brachte er Geschenke mit, den Kindern auf jeden Fall, wenn sie als gute Kinder sich erwiesen hatten, Äpfel und Nüsse. Unartige Kinder bekamen Rutenhiebe. Den in Bedrängnis sich befindlichen guten Menschen ließ er die erforderlichen Wohlthaten angedeihen. Mußte jemand weit über Land, und es versagten ihm bei der Ungunst der Witterung, bei der schlechten Wegeverfassung die Kräfte, oder es stellten sich andere unüberwindliche Hindernisse ein, so nahm ihn Ruprecht in seinen Mantel, mit welchem er wie die Sturmwolken durch die Luft dahin flog. Auch hier wird durch den Mantel Odin bekundet.

An Stelle Ruprechts einen christlichen Heiligen zu setzen, hielt nicht schwer, und als ein ganz besonders geeigneter Ersatzmann erschien der heilige Martin, Bischof von Tours, welcher stets bereit war, mit dem Bedürftigen seine Habe zu teilen, sogar einem mangelhaft gekleideten und den Unbilden des Winters ausgesetzten Wanderer die Hälfte seines Mantels gegeben haben soll. Hierzu kommt, daß Martin am 11. November 402 starb, dieser Tag daher als ein November-Gedenkfesttag begangen werden konnte. Es wurde das Martinsfest eingeführt, die Opfergans Martinsgans, das dem Schimmelreiter und der Peratha gebrachte und in Hufeisenform oder auch Bockhörnerform gestaltete Gebäckopfer Martinshorn, der Trunk Martinstrunk genannt, aber nebenbei blieb Ruprecht bestehen, und heute noch kehrt er in Familien ein und bringt den guten Kindern Äpfel und Nüsse.

Ruprecht stand mit den guten Berggeistern, welche über reiche Schätze verfügen, in Verbindung und konnte so den Armen ein großer Wohlthäter sein. Der Schwarzspecht, welcher schon wegen seiner schwarzen Farbe ebenso wie Rabe und Krähe als ein Tier unterirdischer Geister erscheint, erinnert durch sein Hämmern an den Bergmann. Er zeigt die Blume, mit welcher Schatzräume zu eröffnen sind, und giebt den Weg nach solchen Räumen, nach unterirdischen Schlössern an. Er ist ein Tier des winterlichen Odin und erhielt den Namen Martinsvögelchen.

Als weitere Erläuterung der Bedeutung einzelner Gottheiten und als Beweis für einen Zusammenhang zwischen germanischer und chaldäischer Gottanschauung möge hier noch eine Erklärung der Wochentag-Benennung und -Bedeutung folgen.

Die Wochentage.

Die Bezeichnung der Wochentage ist auf den astrologischen Glauben zurückzuführen, daß die Planeten von oben nach unten in ihrer Wirkung auf das Erdenleben stündlich abwechselten. Die Sonne wurde ebenfalls als Planet, Wandelstern, angesehen, bis das kopernikanische System zur Geltung kam. Die im Altertum angenommene Reihenfolge der sieben bekannten Planeten von der Himmelssphäre zur Erde war: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond.

Wie man die Welt aus einem Chaos, einer Mischung aller Elemente hervorgegangen, das Chaos als den Anfang sich dachte, so setzte man den Anfang der jährlichen Erdschöpfung in den Winter, weil der winterliche Naturzustand als eine Annäherung an den Urzustand erschien. Als Wintergottheit und Herrscher über das alle Lebenskeime in sich schließende feuchte Element galt den Chaldäern, auf deren astrologische Deutung die Bezeichnung unserer Wochentage zurückzuführen ist, der Gott des höchsten Planeten, weil man annahm, daß dieser alle anderen Planeten beeinflusse. Diese Gottheit

war Kaivan, von den Römern Saturn genannt. Von dem Planeten Saturn abwärts bis zum Mond, dann wieder vom Saturn wurde bis 24 gezählt, und der nächste, auf die erste Stunde des folgenden Tages kommende Planet wurde als Herrscher für den ganzen Tag angesehen. Je nach den Eigenschaften, welche den einzelnen Planeten zugeschrieben wurden, legte man den einzelnen Tagen Bedeutungen bei. Hieraus geht hervor, daß die von Jacob Grimm gegebene Erklärung, Sonnabend sei eine Kürzung aus Sonntagsabend, bedeute also Abend vor dem Sonntage, eine irrtümliche ist.

Der erste Zählakt von Saturn ab durch 24 Stunden schließt mit Mars ab, der nächste beginnt mit Sonne, und so wurde die Gottheit des lichtgebenden Planeten, der Herr des Lichtes, Bel, Baal, welches Wort Herr, Fürst bedeutet, zum Herrscher des ersten Wochentages. Der Sonntag war also schon bei den Chaldäern der Tag des Herrn. Der Herrschaft während der ersten Tagesstunde wurde ein bestimmender Einfluß auf den ganzen Tag zugeschrieben, und da nur durch die Wirkung der Sonne auf die Lebenskeime eine Schöpfung zum Wohle der Menschen sich entwickelt, wurde die Sonnengottheit als die segensreichste verehrt und der Beltag, Sonnentag für den größten Glückstag gehalten. Hieraus ist unsere Bezeichnung „Sonntagskind" für „Glückskind" hervorgegangen. Die erste Stunde des folgenden Tages fiel dem Monde zu. Die Chaldäer nahmen an, daß der Mond das von der Sonne empfangene Licht wieder an die Erde abgebe, für eine Lichtschöpfung nicht empfänglich, einer solchen also feindlich sei. Und weil sie im Geiste einer jeweilig herrschenden Gottheit lebten, begannen sie am Montage, unter der Regierung der Mondgöttin Aschera, kein neues Werk. Dieser Tag war ihnen ein Unglückstag. Der dritte Tag kam unter die Herrschaft des Moloch, des Marsgottes, welcher Sommerglutgott und Kriegsgott war. Unter seiner Herrschaft konnte ein großes Werk begonnen, konnten Ehen, Verträge usw. geschlossen werden. Der vierte Tag wurde nach dem Mercur, dem Gotte der Kaufleute, genannt und war ebenfalls ein Glückstag, der fünfte nach Jupiter, bei den Chaldäern Bel-Adonis, Herrscher über die Frühjahrsschöpfung, mithin zählte auch der Donnerstag zu den Glückstagen. Am sechsten

Tage herrschte Astera, die Sternkönigin. Sie war die Göttin der Schönheit und Liebe, und ihr Tag wurde als Glückstag genommen. Ehen sollten am Freitage aber nicht geschlossen werden, weil der Sonnabend, ein Unglückstag, der Tag des Kaivan, folgte, welcher kein Werk zum Wohle des Menschen gelingen ließ. Der siebente und letzte Tag, bei dessen erster Stunde die Zählung von Saturn ab begonnen hatte, fiel dann diesem obersten Planeten zu. Wie bereits bemerkt, huldigten die Chaldäer dem Grundsatze, den Eigenschaften der herrschenden Gottheit gemäß zu leben, um den guten Mächten zu gefallen, aber auch nicht den Zorn der bösen auf sich zu laden. Im Winter ruhte die Kraft der Sonne, und die Welt schien dem Urzustande, der Auflösung aller Keime der Frühjahrsschöpfung im feuchten Elemente entgegen zu gehen. Das war die Zeit des Kaivan, Saturn, des Herrn über das Chaos und das feuchte Element. Weil Kaivan am siebenten Wochentage herrschte, mußten die Menschen an diesem Tage jede dem Geiste der guten Gottheiten entsprechende Arbeit unterlassen. Ferner durfte an diesem Tage nichts genossen werden, was an die Lichtgottheit erinnerte. Fische waren zuläßig, denn sie waren Tiere des Kaivan, des Herrn über das Wasser und alles, was darin ist.

Diese Wochentagordnung kam von den Chaldäern zu den Hebräern, und von diesen wurde der siebente Tag „Sabbath", „Ruhetag" genannt. Dieselbe Bedeutung hat unser „Sonnabend". Wie die alten Germanen die Winterzeit als Jahresnacht ansahen, so den siebenten Wochentag als Abend, als Ruhezeit in der Sonnenwirkung, weil der Wintergott an diesem Tage regiert. Die Griechen und Römer entnahmen den Chaldäern diese Einteilung und Benennung mit allem damit verbundenen Glauben. Wir finden sie auch bei den alten Germanen vor, und dies ist einer der vielen Beweise für die Stammverwandtschaft der Germanen und Chaldäer. Der Sonntag, Suntag ist gleich Beltag, Baaltag; der Montag stimmt mit Ascheratag überein; Dienstag stammt von Ziustag, Tiestag, Tag des alten Kriegsgottes Ziu, Tiu, harmoniert also mit dem Marstage. Der Tag des Kriegsgottes wurde als ein guter angesehen. Die abstrakte Bezeichnung Mittwoch ist eine Abweichung, aber keine ursprüngliche Tagbenennung, sondern eine spätere,

zur Verdrängung des Namens Odin-Wodan eingeführte. Die ursprüngliche Bezeichnung Wodanstag, Wodenstag, Godenstag hat sich in Westfalen, Holland, England und bei den skandinavischen Völkern erhalten. Im Geiste Wodans sollte jedes Werk begonnen und vollbracht werden, darum galt der Wodanstag als ein besonders günstiger Werktag. Bei den Römern hieß dieser Tag Mercurtag, und diese einzige Abweichung der germanischen Tagbenennung von der römischen führte Tacitus zu der irrtümlichen Annahme, Odin-Wodan sei gleich dem Mercur. Diesen Irrtum finden wir heute noch in den meisten Darstellungen des germanischen Götterglaubens. Der fünfte Tag war der Tag des Gottes Thor-Donar und darum ebenfalls ein Glückstag. Donar war wie Jupiter Gott des Blitzes und Donners. Der Freitag erhielt seinen Namen von der Göttin Freya, der Ehegöttin, Gemahlin Odins. Von dem Namen dieser Göttin stammt das Wort „freien" für „verehelichen" ab. Obgleich die Germanen ebenfalls den Freitag für einen guten Tag hielten, waren sie doch der Meinung, daß dieser Tag nicht zur Eheschließung geeignet sei. Diese Anschauung klingt noch in dem bei den Elsässern zu findenden Aberglauben nach, daß die Küken aus den Eiern, auf welchen die Henne zum erstenmale in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend gesessen habe, verkümmerten. Im Sonnabend sahen die alten Germanen ebenso, wie die Chaldäer, einen Unglückstag, einen Ruhetag der wohlthätig wirkenden Sonnengottheit, an welchem Tage die bösen Mächte einen größeren Einfluß erlangten. Unsere heidnischen Vorfahren glaubten aber nicht, daß sie nun gleichfalls ruhen müßten, sie hielten vielmehr für nötig, recht thätig zu sein, um die Wirkung der bösen Geister abzuschwächen. Aus dem Glauben unserer Vorfahren an den Wechsel der Herrschaft überirdischer Mächte von einem Wochentage zum andern hat sich ein Aberglaube entwickelt, welcher heute noch nicht ausgestorben ist.

Zweiter Teil.

Göttermythus in den Märchen und Volkssagen.

---

1. Märchen.

Die Zurückführung des Namens „Märchen“ aus „Maere“, „Erzählung“ genügt nicht, um das Wesen des Märchens zu kennzeichnen. Eine Erzählung im Sinne der allgemein gebräuchlichen Anwendung dieses Wortes liegt auch in der Sage vor, welche geschichtliche Thatsachen zur Grundlage hat und nur auf diesen sich aufbaut, während das Märchen den Glauben unserer Altvordern an das Wirken der Götter, Riesen, Zwerge, Alben und Seelen abgeschiedener Menschen wiederspiegelt, also in seiner Reinheit nicht einmal als Dichtung bezeichnet werden kann, wenn nicht jeder Glaube an das Walten überirdischer Mächte und der Menschenseelen als eine Dichtung angesehen werden soll. Die Übertragung der Erinnerung an den alten Glauben von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert ist leider nicht rein erfolgt, sondern lückenhaft vor sich gegangen, zumal als das Verständnis für den Glauben der Väter verloren gegangen war, und nun suchte die Phantasie die Lücken zu ersetzen, dabei auch, die Märchen auszuschmücken. Das Letztere geschah im Laufe der Zeit selbst dann, wenn keine Lücken vorhanden waren. Auf diese Weise ging vielfach das Grundwesen und damit der eigentliche Märchencharakter im dichterischen Beiwerk unter. Ein Märchen muß

einer bestimmten Jahreszeit angehören und das Eingreifen überirdischer und unterirdischer Geister, sowie der Seelen, Maren Verstorbener in das Menschenleben darstellen. Dazu gehört, daß das Wesen der wirkenden Geister sowohl durch die Thätigkeit an sich, als durch das Ziel derselben getreu wiedergegeben wird. Diesen Anforderungen entsprechen die neuen und ein großer Teil der alten im Laufe der Zeit stark veränderten Märchen sehr wenig. Musäus entnahm zwar märchenhafte Überlieferungen aus dem Volke, aber bei der Bearbeitung verfolgte er einen anderen Zweck, als das Märchen haben soll, und verfehlte dadurch die Form der Entwickelung und des Auftretens der wirkenden Kräfte.

Da jedes Volk in seiner Kindheit an eine Beseelung der Natur glaubte, die Entwickelung des Naturlebens in verschiedenen Ländern zum teil gleiche wesentliche Ursachen hat, müssen die Naturreligionen in manchen Punkten innerlich wie äußerlich ähnlich sich gestalten. Es können daher verschiedene Völker zu ähnlichen, sogar gleichen Vorstellungen, gleichen Lebensbildern kommen. Es ist mithin nicht immer richtig, für ähnliche Märchen verschiedener Völker eine und dieselbe Quelle anzunehmen. Die alten Germanen sahen die Milchstraße als einen Weg abgeschiedener Seelen an, und derselben Auffassung begegnen wir bei den Indianern Nordamerikas. Wenn selbst solche abstrakte Anschauungen bei ganz verschiedenen Völkern sich selbständig zu fast völliger Gleichartigkeit entwickeln, so müssen die Eindrücke eines jährlich sich wiederholenden Aufblühens, Entwickelns und Vergehens in der den Menschen umgebenden Natur erst recht gleichmäßige Vorstellungen vom Wirken der Natur- und Himmelsgeister erwecken. Wenn wir bei den Ariern, Persern, selbst bei den Griechen und Slaven Märchen finden, deren Kern in derselben Götterlehre besteht, dann kann eine gemeinsame Quelle für dieselben bestehen, aber es ist auch bei jedem einzelnen Volke ein selbständiges Herauswachsen aus dem Volksglauben ebenso wahrscheinlich.

Wie die Weltschöpfung aus dem Chaos, die Götterschöpfung aus der Eisriesenwelt, die jährliche Naturentwickelung aus der Winterstarre hervorgegangen dargestellt worden ist, so hat hier die Beschreibung der Götterfeste mit dem Mittwinterfeste begonnen, und sollen auch die folgenden Märchendeutungen ihren Anfang mit einem

Märchen nehmen, welches das Versinken des Naturlebens in den Winterschlaf und das Erwachen zu neuem Leben darstellt, mit „Dornröschen“. Es gehört dasselbe nicht zu den am reinsten erhaltenen, sondern viel, aber sinnig und poesievoll ausgestalteten Märchen, und so kann es mit Recht an die Spitze der Wintermärchen gestellt werden.

Der Märchenbearbeitung sind vorzugsweise die Bechsteinschen und Grimmschen Märchen zugrunde gelegt. Ein teilweises Abweichen von der bisherigen Bearbeitung wird hoffentlich als berechtigt anerkannt werden. Um den Märchencharakter in rechter Weise hervortreten zu lassen, mußten Entstellungen, störende Beimengungen weggelassen, an geeigneter Stelle auch Zusätze gemacht werden.

Dornröschen.

Ein König und eine Königin waren lange Zeit kinderlos, wünschten sich aber ein Kind. Die Königin sprach den schon oft geäußerten Wunsch, ihren Gatten mit einem Kinde beschenken zu können, auch an einem Teiche aus. Da rief eine Stimme: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, bevor ein Jahr vergeht“. Die Königin blickte sich verwundert um, konnte aber nur einen Frosch am Ufer des Teiches sehen, also mußte dieser die Worte gesprochen haben. Die Vorhersagung ging in Erfüllung, und die Freude darüber war groß. Es war ein Töchterlein, das geboren wurde. Das Wiegenfest desselben glänzend zu feiern, ließ der König alle Verwandten und Freunde zur Teilnahme einladen. Um dem Kinde eine glückliche Zukunft zu sichern, sollten auch die mit Zaubermacht begabten dreizehn Schicksalsfrauen eingeladen und dieselben durch Bedienung mit Speisen auf goldnen Schüsseln ausgezeichnet werden. Nun hatte der König aber nur zwölf goldne Schüsseln. Eine Ausnahme in der Bewirtung wollte der König nicht machen, und so ließ er zwölf einladen. Von diesen hatten elf dem Kinde Reichtum und zehn hervorragende Geistes- und Charaktereigenschaften gewünscht, da trat die nicht eingeladene

weissagende Frau herein und rief, um sich für die Vernachlässigung zu rächen: „In ihrem 15. Lebensjahre soll die Königstochter an einer Spindel sich stechen und tot hinfallen." Während alle erschreckt auf die davon eilende Frau blickten, trat die eine Frau, welche ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen hatte, hervor und wünschte, um das Schicksal, das nicht ganz abzuwenden war, zu mildern, der Tod solle nur ein hundertjähriger totenähnlicher Schlaf sein.

Der König hoffte, die Erfüllung des bösen Wunsches ganz abwenden zu können, und ließ einen Befehl ergehen, im ganzen Lande die Spindeln zu verbrennen und ein Spinnverfahren ohne Spindeln einzuführen. Die Königstochter stand im 15. Jahre, als sie eines Tages im Schlosse herumging und auch in ein Turmgemach trat, das sie noch nie gesehen hatte. Es saß darin ein altes Mütterchen, das spann. Die Königstochter fragte: „Was machst Du da?" „Ich spinne!" war die Antwort. Das Mädchen hatte Freude an dem Drehen der Spindel, griff nach ihr und stach sich. Da fiel sie sofort leblos hin. Zu gleicher Zeit verfiel der König, die Königin, der ganze Hofstaat, das Vieh in den Ställen, kurz Alles, was vorher Leben gehabt hatte, selbst die Fliege an der Wand, in Schlaf, wie die zwölfte der weisen Frauen gewünscht hatte. Aber etwas wuchs mit Macht empor, eine Dornhecke um das Schloß herum. Diese bekam eine Höhe, daß von dem Schlosse nichts mehr zu sehen war. Bei den Bewohnern des Landes blieb jedoch die Erinnerung an die schöne, liebreizende Königstochter, die nun verzaubert in dem von der Dornhecke überwachsenen Schlosse schlief. Sie wurde allgemein „das Dornröschen" genannt, und da im ganzen Lande und weit darüber hinaus von ihrer Schönheit und von ihren Tugenden, die sie schon frühzeitig entwickelt hatte, erzählt wurde, kamen von Zeit zu Zeit Königssöhne, welche die Dornhecke durchdringen und, wenn möglich, die Prinzessin entzaubern wollten. Alle Bemühungen, hindurch zu bringen, blieben lange vergeblich. Die Prinzen, die den Entzauberungsversuch gewagt, wurden von den Zweigen der Dornehecke wie von fesselnden Armen umschlungen, konnten nicht vorwärts, nicht rückwärts und erlitten einen schrecklichen Tod. Trotzdem wagte wieder einmal ein Königssohn einen Entzauberungsversuch, und es gelang ihm ohne Mühe, die Dornhecke zu durchdringen.

Im Schloßhofe sah er Hund und Katze, alles Geflügel, im Schlosse die Dienerschaft, den König und die Königin schlafen. Endlich kam er in das Turmgemach, in welchem Dornröschen schlief. Er küßte diese, und in demselben Augenblicke erwachte die schöne Prinzessin. Der Prinz erzählte, was er von ihr gehört, wie er in das Schloß gekommen, da erhob sich Dornröschen, und beide gingen zum Königspaare. Nun erwachte der König, die Königin, die Dienerschaft im ganzen Schlosse, es flogen die Tauben im Hofe herum, es liefen Hund und Katze umher, es wieherten die Pferde in den Ställen, und Alles war so, wie genau vor hundert Jahren. Der Königssohn verlobte sich mit Dornröschen, und bald wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert.

In diesem Märchen spiegelt sich der Gerda-Mythus wieder. Wenn die Jahresschöpfung vollständig abgestorben ist, Peratha, Bertha als Spinnerin umherzieht und überall nachsieht, ob fleißig gesponnen wird, da zieht sich Gerda in ihr Heim zurück. Alles Leben ist abgestorben, es schläft die ganze Natur den Winterschlaf, bis die Sonne wieder ihre erlösende Wirkung ausübt und das Eindringen in Gerdas Heim ermöglicht. Das ist die Zeit vom Februar ab. – In diesem Monate beginnt die jugendliche Sonne die Bande, mit welchen die Wintermächte das Heim der Gerda umgeben haben, zu lösen, zu brechen. Der Schnee schmilzt und das Eis wird spröde. Von dem Sprödewerden, Sprökeln hat der Februar den Namen Sprökel-, Spörkel-Monat. Gerda läßt sich auf der Erde sehen, Freyr erblickt sie vom Hochsitze Wodans aus, wirbt um sie, macht sie zu seiner Gemahlin, als welche sie die nun grünende Erde darstellt. Die Dornhecke, welche das Schloß umgiebt, stellt das im Winter wachsende Hindernis vor, in das Bereich der eingeschlossenen Gerda zu kommen. An Stelle der hundert Jahre, welche Dornröschen mit ihrer ganzen Umgebung schläft, sind hundert Tage zu setzen, während welcher Gerda in ihrem Winterpalast wohnt. Sind diese hundert Tage um, so verlieren die aufgebauten Werke der Winterriesen ihre schützende Kraft, wie die Dornheckenzweige die Fähigkeit, den Eindringling zu umklammern und festzuhalten, bis er eines schauerlichen Todes stirbt. Nun ist es möglich, zum Heim Dornröschens zu ge-

langen. Es ist die Zeit, in welcher die Nordlichter ihren schönsten Glanz entwickeln, aus der Erde mächtige Strahlenbüschel, Lichtsäulen zum Himmel emporleuchten, in welcher Freyr Gerda sieht, die von einem Flammenmeere, einer Waberlohe, Waberlogi umgeben ist. Er läßt um sie werben, und sie läßt sich bestimmen, nach neun Nächten mit ihm in einem Walde zusammenzutreffen, wo sie einwilligt, seine Gemahlin zu werden. Nun beginnt ein neues Leben in der Natur, nun kommen die Vögel zurück, die Frühlingsboten, die bisher bei der Hel geweilt, nun grünt die Erde, blühen die Blumen.

Aus der Erwähnung von dreizehn weisen Frauen ist zu schließen, daß dieses Märchen aus einer jüngeren Quelle stammt. Diese Frauen sind Nornen, nicht Walküren, denn diese können hier gar nicht in Frage kommen.

Als ungerechtfertigt ist wohl die Ansicht zu bezeichnen, daß ursprünglich die Anzahl der Nornen entsprechend der Anzahl der obersten Lichtgottheiten angenommen worden, demnach drei gewesen sei, die Vermehrung auf sechs durch die Zuzählung der drei Walküren stattgefunden habe, die Zwölfzahl und die Dreizehnzahl aus der Annahme von zwölf beziehungsweise dreizehn Monaten hervorgegangen sei. Das Wesen der Nornen berechtigt mehr zu der Vermutung, daß die Dreizahl der Nornen aus der Dreiteilung der Zeit nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hervorgegangen ist. Die lebengebende Norne Urdr, also für das lebende Geschlecht diejenige der Vergangenheit, wird demgemäß die älteste, die das Leben abschließende Norne Skuld, welche für den Lebenden erst in der Zukunft waltet, die jüngste genannt. Erst in später Zeit mag die von der ursprünglichen Grundanschauung abweichende Vorstellung von dem Walten je einer besonderen Norne in jedem Monat sich ausgebildet haben.

Der Glasberg.

Auf einem Glasberge stand ein aus Gold hergestelltes Schloß, davor ein Baum mit goldnen Äpfeln. Wer den spiegelglatten Berg erstieg und einen Apfel vom Baume pflückte, konnte in das Schloß gelangen. In diesem war eine verzauberte, mit herrlichen Schätzen reich versehene Prinzessin von großer Schönheit gefangen. Viele Ritter kamen herbei, auf scharf beschlagenen Pferden den Glasberg zu ersteigen und die Prinzessin zu befreien, stürzten aber lange bevor sie das Ziel erreichten in die Tiefe. Die liebreizende Prinzessin sah von ihrem Fenster aus das vergebliche Bemühen an und beklagte das Schicksal der Jünglinge, die den Versuch, sie zu befreien, mit dem Leben büßen mußten. Schon sieben Jahre war sie eine Gefangene, da kam ein Ritter mit goldner Rüstung, ebenfalls einen Versuch zu wagen. Er übte erst sein Pferd im Ritte auf dem Glasberge, dann unternahm er den Befreiungsversuch. Es gelang ihm, zum Apfelbaume zu kommen, aber aus dem Wipfel desselben flog ein mächtiger Falke auf ihn zu, rauschte gewaltig mit seinen Flügeln und machte das Pferd scheu. Dieses bäumte sich auf, schlug über und stürzte mit dem Ritter in die Tiefe.

Am letzten Tage vor Ablauf des siebenten Jahres kam ein junger, fröhlicher Bursche, welcher von der Prinzessin gehört hatte. Er befestigte an seinen Händen und Füßen die Krallen eines Fuchses, und so bewaffnet klomm er den Berg in die Höhe. Bereits auf halber Höhe versagten ihm die Kräfte. Er gab sich verloren, aber er krallte sich doch fest, um nicht hinabzustürzen. Ermüdet von der Anstrengung schlief er ein, und der Schlaf brachte ihm Stärkung. Der Falke auf dem Apfelbaume glaubte eine Leiche zu sehen und flog auf den regungslos daliegenden Burschen zu. Dieser erkannte die Möglichkeit, durch den Falken sich zu retten, ertrug die Schmerzen, welche der Falke ihm durch das Einschlagen der Fänge bereitete, und faßte die Beine des Raubvogels, welcher erschreckt empor und nach dem Schlosse flog, das er umkreiste. Als er nach dem Apfelbaume zuflog, nahm der Bursche sein Messer, schnitt dem Falken die Beine

durch, und so fiel er auf den Baum. Er zog aus seinem Fleische die Falkenfänge, nahm vom Baume einen goldenen Apfel und rieb mit der Schale seine Wunden, worauf diese sofort heilten. Die Taschen füllte er mit Äpfeln, dann stieg er vom Baume herab und ging in das Schloß. Als die auf dem Balkon sitzende Prinzessin den Jüngling über den Hof kommen sah, eilte sie ihm entgegen, begrüßte ihn als ihren Herrn und übergab ihm alle Schätze. Der vormals arme Bursche war nun ein reicher, mächtiger Herr und wurde seinen vielen Untergebenen ein Wohltäter. Eine Schwalbe diente ihm als Botin, und als einmal unten am Berge viel Menschen sich bewegten, trug er der Schwalbe auf, Nachricht über die Ursache der Menschenansammlung zu holen. Diese meldete, durch das Blut des Falken, das auf die verunglückten Ritter gefallen, seien diese mit ihren Pferden lebendig geworden. Es erinnert dies an die Belebung der Erde durch das Blut des Riesen Ymir.

Diese Prinzessin ist, wie durch den Apfelbaum schon verraten wird, die in Thiasis Eispalast gefangen gehaltene Iduna, die nach einer Abwesenheit von sieben Monaten durch Loki, welcher das Falkenhemd der Freya angelegt hatte, wieder nach Asgard zurückgebracht wurde. Dieser heimtückische Glutgeist war es, welcher die Götterwelt dadurch schädigen wollte, daß er die Iduna in die Macht der Eisriesen brachte. Es konnte daher nicht sein Wille sein, sie zu befreien und zurückzubringen. Er wurde durch die Androhung qualvoller Strafen durch die guten Götter dazu gezwungen. Die Unfreiwilligkeit der Befreiung kommt im Glasberg-Märchen nicht zum Ausdrucke.

Die von Körner bearbeitete Kynastsage ist eine Parallele zu diesem Märchen.

Das Kätzchen und die Stricknadeln.

Eine arme Frau ging in den Wald, um Holz zu lesen. Auf ihrem Wege hörte sie, wie ein Kätzchen klägliche Töne ausstieß. Das Tierchen war krank. Die Frau nahm es in ihre Schürze und trug es nach Hause. Sie gab ihm frische warme Milch und bereitete ihm ein warmes Lager. Ihren Kindern, welche mit dem Kätzchen spielen wollten, gebot sie, dasselbe in Ruhe zu lassen, und ihrer Forderung wurde immer genau entsprochen. Am anderen Tage war das Kätzchen verschwunden. Einige Tage darauf ging die Frau wieder in den Wald, und als sie mit ihrer Holzbürde auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo sie das Kätzchen gefunden hatte, stand eine Dame in glänzendem Gewande da und reichte ihr fünf Stricknadeln hin. So unbedeutend dieses Geschenk auch aussah, die Frau nahm es dankend an. Als sie abends müde vom Stricken war, legte sie, wie jeden Abend, ihr Strickzeug auf den Tisch, die geschenkten Nadeln daneben, und begab sich zur Ruhe. Am Morgen gewahrte sie zu ihrer Verwunderung, daß die Strümpfe fertig waren. Abends fing sie wieder ein paar Strümpfe an, und auch diese waren am nächsten Morgen fertig. So ging es von Tag zu Tag. Der Kundenkreis der Frau wurde immer größer, die Einnahme immer reichlicher, und bald wuchs die zurückgelegte Summe zu einem Kapital an, das hinreichte, den Kindern eine gute Existenz zu sichern. Die Frau hatte gleich von Anfang an geahnt, daß ihr die Nadeln von der gütigen Erdmutter geschenkt worden, der die Katzen heilig waren, und die wie Odin im Winter herumzog, um die Menschen zu prüfen.

Schneewittchen und Rosenrot.

Eine Witwe lebte mit zwei Töchtern in einer Hütte, die von einem kleinen Garten umgeben war. Ein Rosenbäumchen im Garten trug weiße, ein anderes rote Rosen. Eine Tochter der Witwe

hieß Schneeweißchen, die andere Rosenrot. Die erstgenannte Tochter hatte ein stilles Wesen und wirtschaftete am liebsten im Hause herum. Abends strickte oder spann sie. Die andere schuf am liebsten im Garten, Felde oder Walde, sprang lustig wie ein Lämmlein umher und ließ gerne ihre klare Stimme erschallen. Die Schwestern waren herzensgute Kinder, und das wußten auch die Tiere im Felde und im Walde. Vöglein, Hasen, Rehe usw. nahmen Futter aus ihrer Hand. Manche Nacht schliefen sie im Walde, und die Mutter war unbesorgt, denn sie wußte, daß die Tiere sorgsam Wache hielten, damit den beiden Mädchen kein Leid geschehe. An einem Winterabende las die Mutter aus einem Buche vor und gab dabei ebenso belehrende als unterhaltende Erklärungen, während die beiden Töchter spannen. Ein Lämmchen, das auf dem Boden lag, und ein weißes Täubchen, das auf einer Stange saß, schliefen. Da machte sich ein Pochen an die Thür bemerkbar. Rosenrot wurde von der Mutter aufgefordert, rasch aufzuschließen, da vielleicht ein müder Wanderer nach Unterkunft suche. Als die Thür geöffnet war, steckte ein Bär seinen Kopf herein. Rosenrot erschrak und wich ängstlich zurück. Der Bär aber ermahnte, nicht ängstlich zu sein, da er guten Menschen nichts thue. Er sei durchfroren und wolle sich nur etwas wärmen. Die Mutter bat den Bären, am warmen Herde sich eine ihm genehme Stelle auszusuchen. Der Bär wünschte, die Töchter möchten ihm erst den Schnee aus dem Pelze klopfen. Diese thaten es auch und spielten vertraulich mit dem Bären. Als die Mutter mit ihren Töchtern zu Bett ging, sagte sie zu dem Bären, er möge am Herde liegen bleiben, da sich hier die Wärme am längsten halte. Am Morgen, da Schneeweißchen kaum aufgestanden war, wollte der Bär wieder hinaus, und so wurde ihm die Thür geöffnet.

Den ganzen Winter über kam der Bär jeden Abend, und es wurde manche Kurzweil mit ihm getrieben, was ihm anscheinend Wohlbehagen bereitete. Als die Lenzeslüfte durch die Wälder und über die Felder wehten, sagte er zu Schneeweißchen, mit der er immer am vertrautesten war: Von heute ab komme ich auf lange Zeit nicht wieder. Ich muß im Walde nun dafür sorgen, daß die bösen Geister, die häßlichen Zwerge, das neu erwachte Leben nicht schädigen und keine Schätze stehlen, zu welchen ihnen jetzt die Eingänge frei werden.

Über den Abschied des Bären herrschte große Traurigkeit. Als der bisherige Wintergast hinausging, streifte er den Thürpfosten und ritzte sich das Fell. Schneeweißchen war es, als hätte sie einen goldfarbigen Streifen gesehen.

Als Schneeweißchen und Rosenrot wieder im Felde und Walde wirtschafteten, begegneten sie oft einem Zwerge, der, wie sie schon mehrmals bemerkt hatten, Schätze in einem Sacke forttrug. Bei seinem Herumsuchen auf der Erde nach wertvollen Sachen war dieser verschiedene Male in Bedrängnis geraten, und wenn die beiden Schwestern dazu kamen, ließen sie ihm immer wirksame Hilfe angedeihen. Obgleich sie von vornherein statt Dank nur groben Undank geerntet hatten, dachten sie doch bei nächster Gelegenheit nicht daran, den Zwerg in seiner schlimmen Lage sitzen zu lassen. Eines Tages hatten sie ihn von einem Adler befreit, der den Zwerg gepackt hatte, um mit ihm davon zu fliegen. Auf ihrem Heimwege überraschten sie den im Haidekraute sitzenden Zwerg, wie er seine Edelsteine im Sacke besah. Erst erschrak der Zwerg, daß er bei dieser Beschäftigung gesehen worden war, dann aber wurde sein graues Gesicht glühend rot, und zornig fuhr er die Schwestern an, sie sollten machen, daß sie fortkämen, denn sie hätten hier nichts zu suchen. Kaum hatte er dies gesagt, da ließ sich ein Brummen hören, und ein großer Bär trabte, aus dem Walde kommend, gerade auf die Stelle zu, an welcher der Zwerg saß. Dieser fuhr von seinem Sitze auf und wollte nach seinem Schlupfwinkel fliehen, aber es war bereits zu spät. Da bat er inständig den Bär, er möge ihm nichts zu leide thun, er wolle ihm Alles geben, die schönen Edelsteine, die er vor sich habe, und was er sonst noch besitze. Er möge lieber die beiden jungen Mädchen zerreißen, nicht ihn, den alten mageren Kerl. Der Bär antwortete: „Jedem das Seine!“ und gab mit seiner Tatze dem Zwerge einen Schlag, daß dieser gleich tot zusammenbrach.

Die beiden Schwestern wollten davon eilen, der Bär aber rief: „Schneeweißchen und Rosenrot! Ich will mit euch gehen!“ Diese erkannten nun ihren lieben, guten Bären und blieben stehen. Als der Bär herangekommen war, fiel das Fell von ihm ab, und es stand ein schöner, ganz in Gold gekleideter Jüngling da. Dieser teilte ihnen mit, er sei der Sohn eines Königs. Von dem Zwerge, den

er eben totgeschlagen habe, sei er erstens um seine Schätze bestohlen, dann auch noch in einen Bären verwandelt worden. Durch den Tod des Zwerges sei er nun aus seiner Verzauberung erlöst worden.

Der Prinz hielt um die Hand Schneeweißchens an, und diese wurde freudig zugesagt. Nach der Hochzeit nahm der Prinz die Witwe und Rosenrot mit auf sein Schloß, und mit dieser verheiratete sich bald darauf der zweite Prinz. Die beiden Rosenbäumchen wurden nach dem Schlosse verpflanzt.

In der Wittwe haben wir die Erdmutter Hel vor uns, in Schneeweißchen die Nanna, in Rosenrot die sommerliche Freya. Der Bär ist Thor, welchem von den Winterriesen der Blitzhammer genommen worden ist, und dessen Kraft mit dem Sinken der Sonne und nach dem Verschwinden der Iduna soweit abnahm, daß er dem Einflusse der Winterriesen unterlag und die Gestalt eines Bären annehmen mußte. Nach Baldurs Geburt wächst die Kraft des Thor wieder, während diejenige der Winterriesen abnimmt. Als ein Geist der letzteren oder der Bergriesen erscheint der Zwerg. In der Vermählung des Thor mit der Nanna liegt eine Abweichung vom Mythus. Das Märchen hätte mit der Aufnahme Nannas und Freyas in Asgard, im Heim der Sonnengötter schließen müssen. Die Rosen deuten den Rosengarten der Hel an. Der Zwerg ist ein der Götterschöpfung, besonders den Menschen feindlicher Geist.

Schimmel und Bär.

Nach Colshorns deutscher Mythologie wird in Ribbesbüttel ein Umzug gehalten, bei welchem Odin und Thor zur Darstellung kommen. „Den Bußtag vor Weihnachten spinnen," wie Colshorn erzählt, „die Mädchen für sich aus dem Flachs ihrer Herrschaft. Den Ertrag für das Garn verwenden sie zur Veranstaltung einer Festlichkeit, bei welcher ein besonders kräftiger und munterer Bursche also ausstaffiert wird: Man befestigt an jeder Seite der Brust ein auf-

recht stehendes Sieb, am Rücken ein drittes wagerecht, schnallt ihm einen Riemen um den Leib und steckt eine Gaffel hinein, sodaß die Gabel nach oben und der Griff zwischen die Schenkel kommt; auf die Zinken steckt man einen mit Kohle gezeichneten natürlichen Pferdekopf, dessen Mundhöhle mit Stroh ausgestopft ist, in der Weise, daß die Spitzen durch die Ohrlöcher stehen; um diese Enden wickelt man die Zipfel von einem sehr großen schneeweißen Laken, wodurch ziemlich natürliche Ohren hervorgebracht werden, spannt dasselbe um die ganze Figur und der Schimmel ist fertig. Ihm beigegeben wird ein Fuhrmann mit einer Peitsche und ein Kurschmied mit einem Hammer, und jetzt geht der ganze Zug unter Peitschenknall und von vielen Burschen und anderen Zuschauern begleitet lärmend durchs Dorf, um Gaben, als Würste, Speckschnitte, Obst usw., einzusammeln, und endlich zu einer Spinnstube. Die Mädchen sind unterdes auf die Diele geeilt und haben hier einen Halbkreis gebildet; dahinein galoppiert der Schimmel, und mit ihm stellen Fuhrmann und Kurschmied sich ein. Nach mancherlei kurzweiligen Gebräuchen, wozu gehört, daß der Fuhrmann den Schimmel verhandeln, der Kurschmied ihn beschlagen, dabei vernageln und hierauf besichtigen, auch wohl eine eingetretene Kolik desselben beschwichtigen muß, beginnt die wichtigste Feierlichkeit: der Schimmel muß Orakel erteilen. So wird zum Beispiel gefragt, wann jedes der Mädchen heiraten werde, und so oft er nickt, so viele Jahre muß das Mädchen noch warten; wenn er sich schüttelt, bleibt es ledig. Andere Fragen sind, welches das beste, jungfräulichste Mädchen sei, was durch dreimaliges Nicken kund gemacht wird; oder wieviel Teller voll Erbsen die Mädchen essen, wieviel Tassen Kaffee sie trinken können. Das Ende vom Liede heißt hier wie bei anderen Spinngesellschaften: ‚Essen mag ich gern, aber trinken, immer trinken!' — Mit diesem Schimmel zieht zuweilen ein Bär um. Ihn hat man dadurch angefertigt, daß man einen Burschen mit einer bedeutenden Masse Erbsenstroh umwickelte, worauf derselbe in der Versammlung auf Händen und Füßen, erstere mit Fausthandschuhen angethan, auftritt. Will er nicht brummen, so bekommt er Hiebe, ebenso, wenn er sich zu tanzen weigert. Auch muß er Säcke und andere ihm vorgeworfene Dinge zerreißen und allerlei Kurzweil treiben."

Odin ist durch den Schimmel, sowie durch sein Orakeln gekennzeichnet, Thor durch den Bär, durch das Erbsenessen der Mädchen, das Umwickeln mit Erbsenstroh und durch den Hammer. In der Heldensage ist Thor der Schmied Wieland.

Dem Märchen „Die sieben Raben“ liegt das Entweichen der sieben Monatsgötter, welche vom Erwachen bis zum Absterben der Natur walten, zu Grunde. Freya sucht sie und findet sie im Heim der guten Zwerge. In Raben sind sie verwandelt, weil sie in die Unterwelt gehen.

Das Märchen: „Die schöne junge Braut“ ist als ein Bild der Entführung Idunas durch die Riesen, Räuber, anzusehen. Die junge Braut entflieht, nachdem sie sich in Honig, dann in Federn gewälzt, und so das Ansehen eines Vogels gegeben hatte, was an die Schwalbe erinnert, in deren Gestalt, nach einer Quelle, Iduna zurückgehrt ist.

Den ursprünglich ethischen Charakter haben die meisten Märchen im Laufe der Zeit verloren. Das nachfolgende Märchen mag als ein Beispiel dienen, wie im Märchen der Wille der Gottheiten zum Ausdrucke kommen soll.

Pflichtgetreu und gut.

Jahrhunderte sind mit der Freude und dem Leide der Menschen in das Meer der Vergangenheit gesunken, seit gute Geister, welche in mancherlei Gestalt unter den Menschen verkehrten, um deren Herzen zu prüfen, nicht mehr gesehen worden sind. Aber von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert ist weiter erzählt worden, wie überirdische Geister in irdischer Gestalt den Menschen sich näherten, sie prüften, belohnten und straften.

Auf dem schönen Thüringer Lande lastete vor langer Zeit, als der Glaube an die heidnischen Götter noch im Volke lebte, ein ungewöhnlich strenger Winter schon vom Beginn des Dezember an. Das

Knirschen der Wagenräder zeugte von einer Kälte, bei welcher selbst der unruhigste Wandergeist gerne in seiner Behausung bleibt und bei einer sonst gehaßten Arbeit sich behaglich fühlt. Aus Flur und Wald kamen die Thiere in die Ortschaften, um Nahrung zu suchen, und selbst das scheuste Wild drang in die Hofräume ein.

In solcher Zeit empfindet der Mensch erst ganz die Wohlthat einer guten häuslichen Versorgung, aber nicht immer und überall ist mit dieser Empfindung das Gefühl warmer Dankbarkeit verbunden.

Ein kleines, breitschultriges Männchen mit faltigem Gesichte, tiefliegenden Augen, hervorstehender Nase, mit grauem Haupthaare und Barte, ärmlich gekleidet, das Haupt bedeckt mit einem breitrandigen Schlapphute, einen Mantelsack auf der Schulter, kam einige Tage vor Weihnachten aus dem winterstillen Walde und schritt rasch einem kleinen Orte zu. Der bedürftig und erschöpft aussehende Wanderer trat in das erste Haus und bat um einen warmen Trunk. So wenig freundlich derselbe ihm auch geboten wurde, nahm er ihn doch ohne Zögern an. Im zweiten Hause bat er um etwas warme Speise, klagend, daß er unbemittelt sei und noch einen weiten Weg zurückzulegen habe, aber wegen Mangel an stärkender Nahrung bei dieser Kälte seine Wanderung kaum fortsetzen könne. Im dritten Hause schilderte er die Not einer Familie, die noch nicht einmal ihren Hunger stillen, viel weniger vor der Kälte sich schützen könne. In jedem Hause gab er eine andere Veranlassung für seine Inanspruchnahme der Mildthätigkeit an. In manchen Häusern wurde er lieblos empfangen, in einigen ganz abgewiesen, und zwar regelmäßig mit der Bemerkung, die Bettelei höre nicht auf, es laufe zu viel Gesindel herum, das keine Lust habe, auf ordentliche Weise etwas zu erwerben. Auf solche Redensarten hatte er immer die Antwort:

> „Wer wahrhaft fromm und gut ist, vermag in das Herz der Menschen zu blicken und die Guten von den Bösen zu unterscheiden.“

Auch in einer kleinen dürftigen Hütte kehrte der Wanderer ein. Die Thür war so niedrig, daß er, so klein er auch war, sich noch bücken mußte. Die Luft im Flur war dumpf, aber der Zwerg beachtete es nicht, sondern schritt sofort, als ob er im Häuschen bekannt sei, auf die Thür des Wohnraumes zu und klopfte an. Auf das

kleinlaut gesprochene „Herein!“ öffnete er, und er trat in einen kleinen, düsteren Raum, in dessen einer Ecke auf Streu und Moos ein Kranker lag, welcher mit Kleidungsstücken zugedeckt war. Eine Frau saß am Fenster und spann, ein Knabe zog das fertige Gespinnst in Strähne auf, ein Mädchen strickte, und auf einem Pfühle lag ein noch nicht einjähriges Kind.

„Ach, verzeiht! Ich sehe, daß ich hier nicht zur rechten Stelle komme, ich muß wohl ein Haus weiter!“ sagte der kleine Mann, und wandte sich zum Gehen.

Frau und Kinder sahen ihn überrascht an, und die Frau fragte:

„Wen sucht ihr denn?“

„Ach, ich suche keinen Menschen, sondern nur etwas Erholung von der weiten Wanderung bei der großen Kälte. Aber ich kann nichts bieten dafür, denn ich bin ganz ohne Mittel, und ihr habt wohl nichts übrig. Überdies scheint ihr auch noch die Sorge um einen Kranken zu haben.“

„Unsere Not haben wir, zumal mein armer Mann krank ist. Wenn euch aber mit einer Schale warmer Milch gedient ist, geben wir sie euch gerne, und ihr könnt euch etwas wärmen. Als Speise können wir freilich nur etwas Erbsenbrei bieten, der euch aber wohl zu mager sein wird.“

„Liebe Frau, damit würdet ihr mir eine große Wohlthat erweisen! Was den Erbsen mangelt, läßt sich ersetzen. Hier habe ich eine schöne Wurst, die ihr beifügen mögt, dann werden die Erbsen schon schmecken.“

„Das will ich für euch gerne thun!“

„Nein, nicht blos für mich! Ihr mit euren Kindern müßt teil daran nehmen, sonst müßte ich auf eure Gastfreundschaft verzichten. Um euretwillen würde ich mich freuen, wenn euer Mann mit uns speisen könnte.“

Der Mann drehte sich auf seinem Lager herum und fragte, wer da sei. Als ihm die Frau Bescheid gegeben hatte, sprach er seufzend:

„Das thut weh, einen armen Wanderer in dieser bösen Zeit nicht besser bewirten zu können.“

„Euer braves Weib hat mir Speise und Trank angeboten, und, was dem Angebot erst den rechten Wert giebt, mitleidigen Herzens

mich willkommen geheißen. Besseres kann mir niemand gewähren. Gar viele Menschen, die sich reich dünken; haben für die Bedürftigen nicht übrig, mit was ihr gerne einen Mitmenschen erfreut. Ich wünsche nur, ich könnte die Wohlthat vergelten, die ihr mir erwiesen."

„Sprecht nicht so! Ihr kennt doch wohl Wodans Gebot:

„„Gerne zu helfen soll jeder bereit sein
In Streit und in Jammer und jeglicher Not!""

„Wer an Vergeltung denkt, wenn er die Hand reicht", fuhr der Kranke fort, „der lebt nicht im Geiste Wodans, und hat nicht den Frieden im Herzen, ohne welchen auch der Reichste nicht des rechten Lebensglückes sich erfreuen, der Bedrängte keinen Trost finden kann."

„Ich merke wohl, daß ihr die Lehren Wodans nicht nur im Gedächtnis, sondern auch im Geist und Gemüt aufgenommen habt, und darum ein schweres Los besser zu tragen wißt, als mancher ein leichtes. Wenn ich von Vergeltung sprach, so meinte ich nicht mit Brot gegen Brot, Gold gegen Gold, sondern mit Liebe gegen Liebe. Ich sehe euch krank, und kurz vor dem schönen Wiehenachtenfeste. Ich habe einen Einblick in die Behandlung mancher Krankheiten gewonnen, und wenn ihr mir sagt, woran ihr leidet, kann ich euch vielleicht dazu verhelfen, in wenigen Tagen, am Wiehenachtenfeste schon, vollständig gesund zu sein."

„Ach, wenn ihr das könntet! Ich würde euch segnen und im Gebet eurer gedenken! Wir haben unser gesammeltes Holz verkauft, um den Einkauf von Nahrungsmitteln zu ermöglichen, und nun muß mein Junge, der kaum zwölf Jahre alt ist, in diesem harten Winter in den Wald gehen und Leseholz sammeln. Ich stehe immer Angst aus um den armen Jungen, aber meine Frau kann ja nicht vom Spinnrade fort. Sie verhütet durch ihren rastlosen Fleiß noch, daß wir der öffentlichen Mildthätigkeit verfallen."

Der Wirt teilte nun sein Leiden mit, und der Gast holte aus seinem Mantelsacke ein Pulver heraus, von welchem er dem Kranken etwas gab. Darauf erklärte er, das beste Mittel gegen die Krankheit sei der frische Saft einer auch dem starken Frost widerstehenden Pflanze. Er wolle in den Wald gehen und diese Pflanze suchen, die fast überall

wachse, wo der Drudenfuß gut gedeihe. Wenn der Knabe bescheid wisse, möge er eine solche Stelle im Walde zeigen.

„Karl, nun freue dich! Du brauchst heute nicht allein in den Wald zu gehen!“ sagte der Vater. Auch die Mutter, welche jetzt herein kam und den Erbsenbrei mit der Wurst auftrug, freute sich darüber.

Nach Beendigung des in dieser Familie ungewöhnlich köstlichen Mittagsmahles begaben sich der Gast und der Knabe mit einem Schlitten in den Wald. Die Pflanze war bald gefunden, noch rascher der Schlitten mit Holz bepackt, und nun ging es eilig zurück. An einem jungen Tannenbestande angekommen, fragte der Fremde:

„Wollen wir nicht Tannen mitnehmen und verkaufen? Diese werden als Weihnachtsbäume gut bezahlt.“

„Nein, nein! Das dürfen wir nicht! Nur die Waldarbeiter haben die Erlaubnis dazu!“ antwortete Karl ruhig.

„Willst du nicht wenigstens für euch einen mitnehmen?“

„Auch nicht! Es ist verboten!“

„Es sieht's ja aber niemand!“

„Wenn auch! Vater und Mutter würden sehr böse sein, wenn ich etwas thäte, was niemand sehen darf.“ Bei diesen Worten schritt der Knabe mit großer Anstrengung vorwärts, als wenn er den kleinen Mann schleunigst aus der Nähe der Tannen führen wollte. Dieser schwieg und schritt ebenfalls kräftig aus.

In die Hütte zurückgekehrt, bereitete der Gast seinem Wirte den Trank, dann begab er sich wieder auf die Wanderung, trotz aller Mahnung, doch wenigstens eine Nachtruhe zu halten. Als die Frau am anderen Morgen aufstand, sah dieselbe, daß der ganze Flachs aufgesponnen war und das Gespinnst in Strähnen an der Wand hing. Gerne hätte sie ihren Mann geweckt, aber dieser schlief so fest und ruhig, wie seit lange nicht, und er bedurfte sehr der Stärkung. Als die Morgensuppe fertig war, that dieser die Augen auf. Er begrüßte sein Weib und erhob sich so munter und gekräftigt, als sei er gar nicht krank gewesen. Da war die Freude noch viel größer, und jubelnd erwiderte sie den Gruß des Mannes, dann zeigte sie ihm das Wunder, das sich begeben hatte.

„Wir haben einen guten Geist als Gast gehabt!" rief der Mann staunenerregt aus. „Nun, mit Wissen und Willen haben wir kein Unrecht gethan, und so brauchen wir kein Gottesgericht zu fürchten!"

Als der Knabe diese Worte hörte, erzählte er, wozu ihn der Fremde bei dem jungen Tannenbestande aufgefordert, und was er darauf geantwortet hatte.

„O mein guter Junge!" sprach schluchzend die Mutter, indem sie ihr Kind umarmte.

„Deine Standhaftigkeit bringt uns Segen!" sagte der Vater, den Kopf seines Sohnes streichelnd.

Am anderen Tage war Vorabend des Wiehenachtenfestes. Als die Mutter am Morgen Licht gemacht hatte, sah sie zunächst einen Tannenbaum auf dem Tische stehen und um denselben herum Äpfel, Nüsse, Lichter und Backwaren liegen. Dann bemerkte sie, daß wieder aller Flachs aufgesponnen war. Bald trat auch die Tochter ein, und sprachlos vor Überraschung blickte sie die Weihnachtsbescheerung an.

„Mutter, Mutter! Was sind die kleinen blinkenden Streifen unter dem Baume?" fragte sie so laut, daß der Vater erwachte und sich schnell erhob.

„Das sind ja goldene Tannennadeln!" sagte die Mutter, und der herbeikommende Vater bestätigte dies. Im Laufe des Tages vermehrten sich die Nadeln auf dem Tische, und es stellte sich heraus, daß die vom Baume herabfallenden trockenen Nadeln als goldne auf den Tisch fielen.

„Wenn wir den Baum schüttelten, wären wir ja gleich reich!" äußerte die Tochter.

„Der Mensch aber, welcher beim Anblicke einer reichen Gabe nur das Verlangen nach größerem Reichtume hegt, ist derselben nicht wert, und statt Segen wird ihm Verderben erwachsen," antwortete die Mutter.

Hildegard errötete beschämt, begab sich an ihre Arbeit und bebekundete durch ihren Fleiß, daß sie den Vorwurf der Mutter beherzigen wolle.

Die Familie verlebte das Weihnachtsfest in unerwartetem Glücke. Den aus dem Tannenbaume zuteil gewordenen Reichtum verwendete der Vater zum Ankauf von Land an seiner Hütte und zum Bau

eines Hauses. Die Hütte ließ er jedoch stehen. Er gab sie einer armen ordentlichen Familie unentgeltlich zur Wohnung. Hilfreich griff er mit seiner treuen Lebensgefährtin überall ein, wo er Beistand leisten konnte. Er war auch fortan glücklich in allen seinen Unternehmungen. Seine Felder trugen reiche Früchte, in seinen Ställen gedieh das Vieh, während andere Ortsbewohner durch Mißwachs und Viehseuche schwer geschädigt wurden. Mancher Bewohner des Dorfes, welcher einst verächtlich auf den armen Hüttenbewohner herabgeblickt hatte, sah sich genötigt, dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen, und dieser gewährte sie gern, ohne merken zu lassen, wie tief ihn der Hochmut seiner Nachbarn oft gekränkt hatte.

Wieder übte das Weihnachtsfest seinen Zauber aus, da erschien der kleine Mann abermals in dem Thüringer Dorfe. In allen Häusern wurde er überaus freundlich empfangen, denn niemand zweifelte daran, daß der „Zwerg", wie man den kleinen Mann nannte, für freundliche Beherbergung Glück gebracht hatte. Die Erfüllung jeder Bitte belohnte der Fremde durch Überreichung eines Stückes Gold. Wenn aber Diejenigen, deren Gastfreundschaft nicht aus dem Herzen kam, das Gold zeigen wollten, hatten sie einen Stein in der Hand.

Den ehemaligen Hüttenbewohnern leuchtete warme Dankbarkeit aus den Augen, als sie dem eintretenden vorjährigen Gaste entgegen eilten. Auf die Dankesäußerungen antwortete dieser:

„Ihr empfindet den Segen eures Wohlstandes nur so tief, weil ein gutes Bewußtsein euch beseelt und ihr von eurem Besitze den rechten, beseligenden Gebrauch zu machen versteht.

Armselig ist der reiche Mann,
Der sich der Waise nicht erbarmen kann.

„Aber ich hoffe, der Hochmut wird sich legen, und man wird lernen, die Würdigkeit eines Menschen nach Geist und Gemüt, nach Pflichtreue und Herzensgüte abzumessen."

Diese Erwartung ging in Erfüllung. Die vornehmsten Einwohner erkannten, daß Derjenige, auf welchen sie einst glaubten, herabsehen zu können, von jeher weit über ihnen gestanden hatte, und sie wählten ihn einstimmig zum Ortsvorsteher.

Nicht viele Jahre vergingen, da hielten die Einwohner dieses Orts wie die Mitglieder einer Familie zusammen. Jeder war bestrebt, für das allgemeine leibliche und geistige Wohl thätig zu sein, und diese freie Pflichterfüllung gereichte Allen zum Segen. Es war der Einzelne durch das Ganze beschützt, und so wußte Jeder seine Kinder und Kindeskinder nach Möglichkeit vor einem harten Lebensloose behütet.

Die Hütte, in welcher der gute Geist einst freundliche Aufnahme gefunden, fiel endlich zusammen. An der Stelle derselben wurde ein einfaches Denkmal errichtet, welches die Inschrift erhielt:

„Sei pflichtgetreu und gut."

Der Wanderer in diesem einfachen Märchen ist sofort als der winterliche Odin zu erkennen, welcher die Menschen prüft und durch Lohn und Strafe das Schicksal bestimmt, also das Wirken der Norne Verdandi vervollständigt, ergänzt.

Mann ohne Herz.

Sieben Brüder waren verwaist und hatten auch keine Schwestern. Es gefiel ihnen nicht, den Haushalt allein führen zu müssen, und da in ihrem Bereiche keine Mädchen waren, die sie zu Lebensgefährtinnen hätten wählen können, so beschlossen sie, im benachbarten Reiche um Bräute zu werben. Einer der Brüder mußte jedoch zu Hause bleiben, und dieses Loos fiel dem jüngsten zu, für welchen die anderen sechs eine schöne Braut aussuchen wollten.

Der Weg führte durch einen Wald. In diesem trafen sie mit einem vor seiner Hütte stehenden alten Manne zusammen. Dieser fragte, wohin die Reise gehe, und nachdem er hierauf Bescheid erhalten, bat er, ihm ebenfalls eine schöne junge Braut mitzubringen. Die Brüder gingen weiter, und in dem Nachbarlande angekommen, hatten sie bald sieben schöne Mädchen gefunden, die zu ihrem Wesen paßten und auch bereit waren, den Brüdern zu folgen. Für den alten

Mann eine Braut auszusuchen, hatten sie keine Neigung. Auf dem Rückwege sahen sie den Alten wieder vor seiner Hütte stehen. Auf dessen Frage, welche von den sieben schönen Bräuten die seinige sei, antworteten die Brüder: „Keine! Die siebente und jüngste gehört unserem daheim gebliebenen Bruder.“ Da murmelte der Alte einige Zauberworte, berührte mit einem Stäbchen die Brüder und die Bräute bis auf die jüngste, und sofort waren alle zwölf in Felsen verwandelt. Das jüngste Mädchen nahm er mit in seine Hütte, um ihm zu zeigen, was es zu thun habe, und zu sagen, daß ihm nichts fehlen solle, wenn es Alles in guter Ordnung halte.

Das Mädchen merkte bald, daß es mit dem Alten ganz allein in dem weiten Walde wohnte, und war bange vor der Zukunft, denn nach dem Tode des Alten wäre es ganz allein im Walde gewesen und hätte nicht gewußt, wohin es sich wenden sollte, um in seine Heimat oder in ein anderes bewohntes Land zu kommen. Eines Tages sprach es diese Befürchtung aus, worauf der Alte antwortete: „Ich werde nicht sterben, denn ein Vogel, der ewig lebt, wenn er nicht gefangen und gemordet wird, hat mein Herz. Er behält es, so lange er lebt, und solange er es behält, solange lebe ich.“

„Kann denn der Vogel auch nicht gefangen werden?“ fragte das Mädchen.

„Ach nein!“ gab der Alte zur Antwort. „In weiter Ferne und tiefer Einsamkeit ist eine große Kirche. In dieser fliegt der Vogel, der keiner Nahrung bedarf, herum. Starke Thüren und Gitter verwehren ein Eindringen, und außerdem ist die Kirche von einem breiten und tiefen Wassergraben umzogen, über welchen keine Brücke führt.“

Dem siebenten Bruder daheim wurde die Zeit des Wartens auf seine sechs Brüder doch gar zu lang, und so machte er sich, als er zu Hause nichts zu thun hatte, auf den Weg, die Brüder zu suchen. Er kam ebenfalls vor der Hütte des Alten im Walde vorbei, und da stand das junge Mädchen vor der Thür. Dieses freute sich, einmal einen anderen Menschen zu sehen, zumal einen so jungen, hübschen und gutherzig aussehenden. Auf die Frage, woher er komme und wohin er wolle, gab der Bursche Bescheid, worauf das Mädchen freudig erregt ausrief:

„Da bist du gerade an die rechte Stelle gekommen! Ich kann dir sagen, was aus deinen Brüdern und den sechs Bräuten geworden ist. Erst aber komme herein und labe dich an Speise und Trank.“

Als der Bursche sich gesättigt hatte, sagte das Mädchen:

„Als deine Brüder mit ihren Bräuten und mit einem siebenten Mädchen, das für dich bestimmt war, hierher kamen, wollte der Alte, dem diese Hütte gehört, ein Mädchen haben, das ihm die Wirtschaft besorgte. Deine Brüder wollten nicht darauf eingehen, da nahm der Alte ein Stäbchen, berührte damit deine sechs Brüder und ihre Bräute, und sofort waren alle in diese Felsen hier verwandelt. Die für dich bestimmte Braut mußte nun in der Hütte bleiben, und diese Braut bin ich.“

Der Bursche sprang auf, umarmte sein Bräutchen und fragte, ob es kein Mittel gebe, eine Entzauberung herbeizuführen. Die Braut antwortete, es sei dies nur möglich, wenn dem Alten das Zauberstäbchen abgenommen werde, aber dies sei nicht auszuführen. Sterben thue der Alte auch nicht, solange der Vogel, welcher in einer Kirche herumfliege, sein Herz habe. Diesen Vogel könne aber kein Mensch fangen. Der siebente Bruder ließ sich sagen, weshalb dies nicht möglich sei, und erklärte darauf, er wolle und müsse sein Leben daran setzen, diesen Vogel zu bekommen, und trat sofort die Wanderung zum Aufsuchen der Kirche an. Unterwegs that er überall Gutes, wo er wußte und konnte, an großen und kleinen Tieren. Wenn er seine Mahlzeit hielt, gab er jedem Tiere, das zutraulich zu ihm herankam, etwas ab, und jedes sagte im Fortgehen Hilfe zu, wenn es angerufen werden sollte. Nach langem Suchen fand der Bursche eine Kirche, wie sie ihm beschrieben war. Als er an dem breiten Graben um die Kirche stand, seufzte er: „Ja, da möchte ich wohl, daß der große Ochse, dem ich Futter gegeben, da wäre und das Wasser austränke.“ Kaum waren diese Worte heraus, kam der Ochse angelaufen und trank den Graben leer. Dankend ging der Bursche hinüber zur Kirchmauer, die so hoch und dick war, daß er nicht wußte, wie er dieses Hindernis überwinden sollte. Er sprach vor sich hin:

„Wenn nun der Eber da wäre, der könnte mit seinen Hauern wohl einige Steine aus der Mauer brechen, um ein Loch zu schaffen, durch das ich kriechen kann.“

Sofort war der Eber da, und in kurzer Zeit war ein Loch gewühlt, durch welches der Bursche bequem hindurch konnte. Dieser säumte auch nicht, in das Innere der Kirche zu gelangen, und als er sich in derselben aufgerichtet hatte, sah er den Vogel fliegen. Er war also an der rechten Stelle angelangt. Nun handelte es sich nur noch darum, den Vogel zu fangen, was aber in der großen hochgewölbten Kirche unmöglich schien.

„Ja, wenn der Vogel Greif hier wäre, der würde ihn bald in den Fängen haben!“ sagte der Bursche. Im nächsten Augenblicke wurde Flügelschlag hörbar, und durch die Öffnung, die der Eber gewühlt, flog Vogel Greif in die Kirche. Nach kurzer Jagd ließ er sich vor dem Burschen nieder, der den für ihn so bedeutsamen Vogel aus den Fängen nahm. Als dies geschehen, flog der Vogel Greif davon, während der Bursche sich beeilte, aus der Kirche zu kommen und zu seinem Bräutchen zurückzukehren.

Als er bei diesem ankam und seine frohe Botschaft überbrachte, da war große Freude. Die beiden jungen Menschen herzten und küßten sich in ihrer beseligenden Zuversicht, daß der Tag der Entzauberung angebrochen sei und nun ein glückliches Zusammenleben beginne.

Als der Abend anbrach, die Ankunft des Alten daher zu erwarten war, sagte das Mädchen: „Du mußt dich nun unter dem Bette verstecken und dich ganz ruhig verhalten, damit der Alte keinen Verdacht schöpft. Wenn er sich gesetzt hat, dann drückst du den Vogel tot. Ist der Alte gestorben, nehme ich ihm den Zauberstab weg, entzaubere deine Brüder und ihre Bräute und morgen ziehen wir eurer Heimat zu.“

Der Alte kam, als es zu dunkeln begann. Kaum hatte er sich auf einen Stuhl gesetzt, da kniff der Bursche den Vogel, worauf der Alte klagte, es werde ihm so unbehaglich zu Mute, daß er fürchte, er müsse sterben, weil der Vogel in der Kirche gefangen genommen und im Sterben begriffen sei. Kaum hatte er dies gesagt, da drückte der Bursche den Vogel tot, worauf der Alte tot vom Stuhle fiel. Die Braut nahm den Zauberstab, berührte mit demselben die zwölf Felsen, und sofort standen die sechs Brüder und deren Bräute da. Jetzt gab es ein Herzen und Küssen, ein Pläneschmieden für die Zukunft, daß an eine Stärkung durch Speise und Trank erst sehr spät gedacht wurde.

Am anderen Morgen begruben die Brüder den Alten unter einem mächtigen Tannenbaume, dann traten sie mit ihren Bräuten die Wanderung nach der Heimat an. Viele Jahre lebten sie zusammen, Glück genießend und Glück um sich verbreitend, darum verehrt und geliebt im ganzen Lande.

Die sieben Brüder sind die Lichtgeister, von welchen je einer den Monaten März, April, Mai, Juni, Juli, August und September den besonderen Charakter gibt. Da im August die Haupternte stattfand, hatten die Gottheiten der Monate von März bis August auf der Erde nichts mehr zu thun. Sie waren tot für die Menschenwelt, nnd das Märchen macht daraus eine Reise in ein anderes Land, wo die Monatsgötter sich Bräute suchen. Dieses Land liegt im Reiche der Wanen. Die Lichtgeister müssen sich mit Wanengöttinnen verbinden, um im anderen Jahre ihre Thätigkeit zum Segen der Menschheit beginnen zu können. Der Alte, der sie in Felsen verwandelt, ist ein Berggeist. Der siebente Bruder ist ein Septemberlichtgott, welcher nach Ablauf seines Monats den Brüdern folgt. Er findet die Unterstützung aller Tierarten, weil er denselben bei seinen Mahlzeiten gerne einen Teil zum Opfer brachte, wie in der Menschenwelt die guten Menschen ihren Gottheiten opferten, von Feld- und Baumfrüchten etwas ungeerntet ließen, damit den Geistern der guten Gottheiten auch etwas zuteil werde.

Der Vogel mit dem Herzen des Alten symbolisiert die Gefangenschaft der Vogelwelt während der 5 Monate von September bis März. Das Erdrücken des Vogels ist wohl als dichterisches Beiwerk zu betrachten, denn der Alte stirbt schon, nachdem Freyr mit seinem Eber die Mauern durchbrochen, innerhalb deren die Vogelwelt gefangen gehalten worden, das heißt, die Schnee- und Eishülle gelöst hat, sodaß die Wärme in die Erde dringt, die Vögel zur Menschenwelt wieder zurückkehren können und das Erstarrte neues Leben gewinnt, der Frühling, der holde Lenz seinen beglückenden Einzug hält und die Natur unter dem Einflusse der sieben Monatsgottheiten neben dem Wirken Odins und Freyas sich zur Blüte und dann zur Fruchtreife entwickelt.

Aschenbrödel.

Die Frau eines reichen Mannes war sterbenskrank. Sie wußte, daß ihr letztes Stündlein nahe war, daher rief sie ihre einzige Tochter an das Bett und ermahnte sie, fromm und gut, immerdar den göttlichen Lehren treu zu bleiben, so schwer es auch manchen Menschen gegenüber sein möge. Die sterbende Mutter versicherte, sie werde auch im Tode immer um die gute Tochter sein.

Bitterlich weinend über den schweren Verlust, der ihm bevorstand, gelobte das Mädchen feierlich, auch die schwersten Pflichten gern zu erfüllen und selbst bösen Menschen Gutes zu thun, niemals Böses mit Bösem zu vergelten.

Bald darauf starb die Mutter, und nachdem sie auf dem Friedhofe bestattet war, ging die Tochter tagtäglich zum Grabe, und ihr Gebet bestand in dem Gelöbnis, immer der Mahnungen ihrer Mutter getreu zu leben. Auch als der Winter ein Leichentuch über die Erde ausgebreitet hatte, ging die Tochter täglich zum Grabe der Mutter. Als die Sonne wieder zu steigen begann und lösend auf die Winterprodukte wirkte, nahm sich der Vater des Mädchens eine zweite Frau, die ihm zwei Töchter mitbrachte. Diese waren zwar schön von Gestalt, hatten eine blendend weiße Hautfarbe, aber sie waren hochmütig, neidisch, boshaft und faul. Sie putzten sich und zeigten sich gerne der Welt, während ihre Stiefschwester, deren schöne, von der verstorbenen Mutter erhaltenen Kleider und Schuhe jene wegnahmen und durch schlechtes Zeug ersetzten, alle Arbeiten machen, Wasser tragen, Holz holen, scheuern, waschen und kochen mußte. Damit begnügten sich aber die bösen Schwestern noch nicht. Sie waren tagtäglich bemüht, allerlei schlechte Streiche gegen die Stiefschwester auszuüben, z. B. Erbsen, Linsen, die gekocht werden sollten, in die Asche des Herdes zu schütten, die Schwester zu lästern, indem sie ihr Schuld gaben, schlecht mit den Nahrungsmitteln umzugehen. Schließlich forderten sie, die Erbsen und Linsen gesondert wieder aus der Asche zu lesen. Weil die Stieftochter bei solcher Arbeit von morgens

bis abends nicht reinlich aussehen konnte, wurde sie Aschenbrödel genannt.

Eines Tages mußte der Vater nach einem fernen Orte reisen. Er fragte jede Tochter, was als Geschenke gewünscht werde. Seine Stieftöchter wünschten schöne Kleider und Geschmeide, aber Aschenbrödel nur den ersten Zweig, an welchen der Vater bei seiner Rückkehr stoße. Für die Stieftöchter kaufte der Mann schöne Kleider und Schmucksachen, für die rechte Tochter nichts. Auf dem Rückwege hatte er aber acht darauf, an welchen Zweig er zuerst stoßen werde. Als er durch einen Busch ritt, streifte der Zweig einer Haselstaude den Hut vom Kopfe. Diesen Zweig brach der Mann ab und nahm ihn mit nach Hause. Die Stieftöchter machten viele Worte des Dankes, als sie ihre Geschenke erhielten. Aschenbrödel blickte ihren Vater freudestrahlend an, gab ihm einen herzigen Kuß und sagte, eine größere Freude hätte ihr nicht gemacht werden können, denn es sei für sie sehr bedeutungsvoll, daß gerade ein Zweig der Haselstaude den Vater berührt habe. Gleich darauf ging sie auf den Friedhof und pflanzte den Zweig auf das Grab ihrer Mutter. Der Zweig wuchs zu einem schönen Baume heran, und auf diesem ließ sich immer ein weißer Vogel nieder, wenn Aschenbrödel an das Grab kam.

Der König des Landes ließ eine Einladung an die schönsten Mädchen seines Reiches ergehen, an einem Feste, das er veranstalten werde, teil zu nehmen. Sein Sohn wolle sich aus dem Kreise der Schönen eine Braut aussuchen. Aschenbrödels Stiefschwestern beschlossen, zu diesem Feste zu gehen, und es wurde nun alles aufgeboten, recht glänzend auftreten zu können. Aschenbrödel bat, es möge ihm doch auch erlaubt werden, hinzugehen.

„Ach, was willst du schmutziges Ding da! Du hast ja noch nicht einmal Kleider, in denen du dich dort sehen lassen kannst!“ wurde entgegnet.

Als Aschenbrödel mit Bitten nicht nachließ, erklärend, es wolle ja nicht mit unter die Festgenossen im glänzenden Saale, sondern nur von einer Stelle aus hineinsehen, schüttete die Stiefmutter eine Schüssel voll Linsen in die Asche und sagte:

„Wenn du die Linsen in zwei Stunden ausgelesen hast, sollst du mitgehen dürfen.“

Als Aschenbrödel sich an den Herd setzte, seufzte es:

„Ach, wenn meine lieben Täubchen und die anderen guten Vögelchen, die ich immer gefüttert habe, mir helfen könnten, würde ich bald fertig sein!"

In demselben Augenblicke rauschte es, und durch das offene Küchenfenster, sowie durch die nach dem Garten offen stehende Thür kamen viele Vögel geflogen, setzten sich auf den Herd und pickten die Linsen aus der Asche heraus, während Aschenbrödel sagte:

„Die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Nach kaum einer Stunde war die Arbeit geleistet, und die Vögel flogen davon. Aschenbrödel trug voll Hoffnung auf Erfüllung ihres Wunsches die Linsen zur Mutter herein und fragte: „Jetzt darf ich doch wohl das Fest ansehen?"

Es ist aber schlechter Menschen Art, Versprechungen nur unter Bedingungen zu geben, welche anscheinend nicht erfüllt werden können, und wenn diese dann doch erfüllt werden, neue Bedingungen zu stellen, um das Versprechen nicht zu halten. Die Stiefmutter sagte: „Du passest nicht dahin, hast keine Kleider und siehst schlecht aus, folglich bleibst du zu Haus."

Als Aschenbrödel wieder weinend bat, schüttete die Stiefmutter zwei Schüsseln voll Linsen in die Asche und verlangte die Auslese innerhalb einer Stunde. Das, meinte sie, wäre doch nun ganz unmöglich. Aschenbrödel rief ihre Vögelchen, und ehe eine Stunde verging, war die Arbeit in derselben Weise gethan. Die Stiefmutter staunte über diese Leistung und wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. Das stand aber bei ihr fest, daß das gegebene Versprechen nicht gehalten werden solle. Endlich sagte sie: „Du hast keine Kleider, kannst dich also dort nicht sehen lassen, kannst auch nicht tanzen, folglich hast du dort nichts zu suchen. Du bleibst zu Hause." Darauf ging sie mit ihren Töchtern fort. Aschenbrödel ging zum Grabe der Mutter, kniete unter der Haselstaude nieder und klagte ihr Leid. Da kam der weiße Vogel wieder geflogen, und mit feiner Stimme sprach er:

„Mein liebes Kind, o sage mir,
Was wünschest du? Ich schenk es dir."

Aschenbrödel blickte empor und bat:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich.“

Als das letzte Wort gesprochen war, fielen goldene und silberne Fäden vom Baume herunter auf Aschenbrödel, vereinigten sich zu einem herrlichen Kleide, wie es die reichste Prinzessin nicht schöner haben konnte, und auf der Erde standen prachtvoll gestickte Pantoffeln. Aschenbrödel zog dieselben an und ging zum Balle im Königsschlosse. Dort wurde das Mädchen von der ganzen glänzenden Gesellschaft angestaunt. Nicht nur sein reiches Gewand, auch seine Schönheit und Lieblichkeit wurde bewundert. Der eine fragte den andern, woher diese „Prinzessin“ gekommen sein möge, wie sie heiße, aber niemand wußte es. Die Stiefmutter und Stiefschwestern erkannten das Mädchen nicht. Allgemein war die Annahme, die Prinzessin müsse eine Königstochterr aus weit entferntem Lande sein. Der Königssohn erkannte sie sogleich als die schönste und lieblichste aller hier versammelten Töchter des Landes. Er tanzte nur mit dieser, und wenn ein Tanz herum war, und er sie an ihren Platz geführt hatte, setzte er sich neben sie und behielt ihre Hand in der seinen. Er bat sie laut genug, daß alle um ihn herum es hören konnten, alle folgenden Tänze mit ihm tanzen zu wollen, und sie sagte dankend zu. Da wagte denn niemand, sie um einen Tanz zu bitten. Neidvoll flüsterten die anderen Jungfrauen und deren Mütter einander zu: „Diese Fremde aus fernem Lande wählt der Königssohn zur Gemahlin, obgleich er nicht weiß, wen er bekommt.“

Als es Abend war, wollte Aschenbrödel nach Hause gehen. Der Königssohn erbot sich zur Begleitung nach Hause, aber unerwartet schnell war ihm die holde Jungfrau von der Seite gewichen, und alles Suchen nach ihr war vergeblich. Aschenbrödel eilte zum Grabe der Mutter, legte das schmuckvolle Kleid und die Pantoffeln dort ab und ging in ihrem Hausgewande nach Hause. Als die Stiefmutter und deren Töchter nach Hause kamen, schlief es schon auf seinem ärmlichen Lager. Mutter und Töchter lästerten über die fremde Person, die den Königssohn bezaubert hatte, und meinten, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, daß dieselbe so plötzlich verschwunden war.

Sie werde wohl einer von den unheimlichen, bösen Geistern sein, die alle Gestalten annehmen könnten.

Am folgenden Tage fand wieder ein Ball im Schlosse statt. Als die Stiefmutter und Stiefschwestern Aschenbrödels sich auf den Weg dahin begeben hatten, ging dieses nach dem Friedhofe, kniete unter dem Haselbäumchen nieder und bat, den Blick zu dem sofort wieder erschienenen weißen Vogel emporgerichtet:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich.“

Das Kleid, welches jetzt um Aschenbrödel gewoben wurde, war noch schöner, als das erste, und die Pantoffeln, die unter dem Bäumchen standen, waren noch reicher gestickt.

Auf dem Balle zeigte der Königssohn für die erschienenen Damen wenig Interesse. Sein Blick war vorzugsweise auf den Eingang zum Saale gerichtet, bis die erwartete „Prinzessin“ aus fernem Lande erschien. Als dieselbe sichtbar wurde, ging er freudestrahlend auf sie zu. Ihr die Hand reichend und Dank für ihr Erscheinen sagend, bat er wie am Tage vorher, seine Tänzerin für den ganzen Abend sein zu wollen, und Aschenbrödel sagte lieblich lächelnd zu. Durch die ganze Festgenossenschaft ging wieder ein Flüstern, das teilweis Bewunderung, bei den meisten Damen aber neidvolle Mißgunst bekundete, zumal als sich herausstellte, daß der Königssohn mit keiner anderen Dame, als mit der fremden „Prinzessin“ tanzen wollte. Als es Abend war, wußte Aschenbrödel wieder plötzlich zu entweichen, obgleich der Königssohn auf alle Bewegungen seiner Tänzerin Acht hatte, weil er ihr folgen wollte, um zu erfahren, wo sie wohnte.

Am dritten Balltage erschien Aschenbrödel mit einem noch schöneren Kleide und mit ganz goldnen Pantoffeln im Festsaale. Wiederum tanzte der Königsohn nur mit der fremden „Prinzessin“, und der Neid der anderen Tänzerinnen kam in noch gehässigeren Formen zum Ausdrucke. Besonders giftige Blicke warfen die Stiefmutter und die Stiefschwestern Aschenbrödels auf die „unbekannte Person“. Die letzteren gehörten zweifellos zu den schönsten Erscheinungen in bezug auf Gesicht und Gestalt, und vor anderen gepriesenen Töchtern des Landes konnten sie sich sehr kleiner Füße rühmen, ein Vorzug, der bei einer Brautwahl entscheidend wirken

konnte. Menschenkenner fanden jedoch trotz dieser Eigenschaften diese beiden Schwestern durchaus nicht anziehend, weil dem Gesichtsausdrucke der geistige Adel fehlte, den ein reiches und edles Seelenleben giebt. Der Kronprinz war ein Menschenkenner. Schon nach dem ersten Festtage sagte er zum Könige:

„Und wenn das fremde Mädchen das am wenigsten schöne an Gestalt und Gesicht wäre, ich würde nur diese zur Lebensgefährtin wünschen, denn aus ihrem seelenvollen Auge leuchtet der Geist, welcher allein das Glück gewähren kann, das ich ersehne.

Beglücken kann die Seele nur,
Doch nicht der äußere Schein,
Drum lieb ich Geist wohl und Gemüt,
Doch nicht den funkelnden Stein.

Auch diesmal gelang es Aschenbrödel, unbemerkt zu entschlüpfen, aber in der Eile seiner Flucht verlor es einen Pantoffel, welchen der nacheilende Königssohn fand. Er erklärte, nur diejenige Jungfrau zur Gemahlin zu wählen, welcher dieser Pantoffel gehörte. Am anderen Morgen ritt er selbst von Haus zu Haus, den Jungfrauen den Pantoffel anzupassen. Endlich kam er auch in das Haus der Stiefmutter Aschenbrödels. Es wurden ihm die beiden Töchter der Frau vorgestellt, und der Prinz ersuchte, den Pantoffel anzuziehen. So ungewöhnlich klein die Füße auch waren, der Pantoffel war doch zu niedlich für dieselben. Alle Versuche, ihn anzuzwängen, blieben vergeblich, und der Prinz sagte, er sehe schon, daß der Pantoffel einer anderen Jungfrau gehöre. Auf die Frage, ob nicht eine dritte Schwester noch da sei, wurde ihm erwidert, es könne diese ihm nicht vorgeführt werden, denn sie sei zu unansehnlich. Der Prinz bestand auf seiner Bitte, ihm die dritte Tochter vorzustellen, und als diese hereintrat, erkannte er sie trotz des aschgrauen Hausanzuges sofort an dem Gesichtsausdrucke als seine Tänzerin wieder.

„Das ist meine holde Tänzerin, an ihren Fuß wird der Pantoffel passen!“ rief er aus, indem er denselben zum Anprobieren überreichte. Die Stiefschwestern wurden blaß vor Neid und Bosheit, als sie sahen, wie genau der Pantoffel paßte. Der Prinz aber jubelte auf, nahm Aschenbrödel bei der Hand, führte es hinaus und nahm es mit auf sein Roß. Im Schlosse angelangt, stellte er die edle

Jungfrau als seine Braut vor. Nach wenigen Wochen schon wurde die Hochzeit gefeiert, und viele der Schönen des Landes, die auf die fremde „Person" gelästert hatten, mußten derselben als der Braut des Kronprinzen Huldigungen darbringen.

Auf dem Wege zur Kirche kamen Vögel geflogen und pickten jeder Stiefschwester ein Auge aus, auf dem Heimwege das andere. Sie waren nun ganz mit Blindheit geschlagen, während das von ihnen mißachtete und mißhandelte Aschenbrödel von einem Königssitze herab im ganzen Lande wirkte, weit über die Grenzen des Landes hinaus wie eine Heilige verehrt, geliebt wurde und viele Jahre hindurch sich der Früchte ihres edlen Strebens erfreute.

Der reiche Mann ist Odin, seine erste Frau Freya, welche im Herbste als Naturgöttin stirbt. Beim Eintritt der Winterzeit vermählt sich Odin mit einer Wintergöttin, Njördh oder Skadi, einer Tochter des Riesen Thiassi, welche der Freya-Schöpfung feindlich gesinnt ist. Die zweite Frau und ihre Töchter hassen daher die Tochter der ersten Frau. Nach der Geburt Baldurs und weiter nach der Rückkehr Idunas verjüngt sich Odin. Der Kronprinz ist der verjüngte Odin, welcher sich mit der verjüngten Freya vermählt. Die Schöpfung der Wintergeister verschwindet, die Töchter der zweiten Frau Odins werden blind. Als der reiche Mann verreiste, wünschten sich seine Stieftöchter, Kinder der blinkenden Eis- und Schneewelt, blinkendes Geschmeide, die Tochter der ersten Frau, Freyas, nur einen Haselzweig, den Zweig einer der Freya heiligen Staude. Diesen Zweig pflanzt sie auf das Grab ihrer Mutter, und er wächst rasch zu einem Bäumchen empor, in welchem sich, so oft Aschenbrödel am Grabe betet, ein weißer Vogel niederläßt. Dieser Vogel ist ein Seelenträger. Mit ihm läßt sich die Seele der Mutter auf dem Bäumchen nieder, immer bereit, die Wünsche des guten, frommen Kindes zu erfüllen.

Wachholderbaum (Machandelbaum).

Unter den im April blühenden Pflanzen ist die in Sage und Märchen bedeutsamste der Wachholder. In ihm hält sich gerne die vom Februar ab herrschende Göttin Spörkel auf, die Göttin der aus der Eisstarre sich lösenden, aufspringenden, spörkelnden Erde. Der Baum zeichnet sich dadurch aus, daß er den ganzen Winter hindurch seine Nadeln behält, also neben anderen Nadelhölzern der Macht der Winterriesen trotzt. Unsere heidnischen Vorfahren beteten unter ihm zu den die Natur belebenden Geistern, und dieser Gebrauch liegt dem Märchen vom Wachholderstrauche zugrunde.

Ein frommes Ehepaar war kinderlos, wünschte aber, wenigstens ein Kind zu haben, für das sie liebend sorgen könnten, wodurch dem Leben und Streben das schönste Ziel gegeben werde. Auf dem Hofe zu dem Hause des Ehepaares befand sich ein Wachholderbaum. An einem Wintertage stand die Frau unter diesem Baume und schälte einen Apfel, den sie essen wollte. Sie dachte daran, wie schön es sei, wenn sie für ein Kind sorgen könnte. Vertieft in ihr Sehnen, hatte sie auf die Führung des Messers nicht acht, und sie schnitt sich in den Finger, daß gleich das Blut in den Schnee träufelte.

„Ach," seufzte sie, „hätte ich doch ein Kind, so rot wie Blut, so weiß wie Schnee!"

Sie aß den Apfel und ging ins Haus. Es wurde ihr so eigentümlich froh zumute, wie seit langer Zeit nicht. Es war ihr, als solle ihr Sehnen Erfüllung finden. Einen Monat später schmolz der Schnee, dann wurde die Erde grün, kamen Blumen und Knospen hervor, grünten die Bäume, sangen die Vöglein ihre Frühlingslieder. An einem herrlichen Frühlingstage stand die Frau wieder unter dem Wachholderbaume, aber nicht sehnsuchtsvoll und traurig. Ihr Herz war vielmehr freudevoll. Sie richtete ihren Blick gen Himmel und sprach in wenig Worten ein Dankgebet.

Es kam die Blütezeit, welcher die Fruchtzeit folgte, und als die Frau die ersten Früchte von den Bäumen pflückte, da kam ihr der

Gedanke, sie könne vielleicht niemals wieder einen Frühling sehen. Sie sagte zu ihrem Manne:

„Mir ist, als müßte ich bald sterben. Geht meine Ahnung in Erfüllung, dann begrabe mich unter dem Wachholderbaume."

Der Mann redete ihr liebreich die Sterbegedanken aus, und sie wurde auch wieder frohen Mutes. Als die Erntezeit da war, da legte die Frau sich hin, und sie beschenkte ihren Mann mit einem Knaben, der so rot wie Blut und so weiß wie Schnee war. Ihre Freude darüber, Mutter zu sein, war groß, aber auch kurz. Nach wenigen Wochen starb sie. Heiße Thränen weinend begrub der Mann seine liebe, treue Lebensgefährtin unter dem Wachholderbaume.

Dem Vater, welcher viel außer dem Hause beschäftigt war, lag daran, dem Kinde eine treue Pflegerin zu geben, und er glaubte, er könne auf keinem Wege dies besser erreichen, als wenn er sich wieder verheirate. Er that es auch, und die zweite Frau gebar ihm ein Töchterchen, das den Namen Marlenchen erhielt. Dieses entwickelte im Laufe der Zeit gleich gute Charaktereigenschaften, wie der Stiefbruder, war aber nicht so schön, wie dieser. Der Neid erzeugte in der zweiten Frau eine von Tag zu Tag wachsende böse Eigenschaft, den Haß, der sie zu schlechter Behandlung des Knaben, endlich zum Morde trieb. Hierzu kam auch noch das schnöde Verlangen nach der Vererbung des ganzen Vermögens auf ihr Kind. Eines Tages führte sie den Mord aus, indem sie den Deckel der Kiste zuschlug, in welcher der Stiefsohn auf ihre Anregung einen Apfel suchte. Der Tochter stellte sie den Vorfall als ein Unglück dar, von welchem der Vater nichts erfahren dürfe. Das Fleisch des Knaben kochte sie und gab es dem Manne zu essen, als dieser nach Hause kam. Auf die Frage nach dem Verbleib des Knaben antwortete sie, dieser sei zum Ohm gegangen, nach welchem er sich gesehnt habe, und werde in einigen Wochen wohl wiederkommen.

Marlenchen weinte um den Bruder, sagte dem Vater aber nicht, warum es weinte. Als der Vater gegessen hatte, nahm die Tochter ein weißes Tuch, wickelte die Knochen ihres Bruders hinein und begrub diese unter dem Wachholderbaume. Da flog ein Vogel aus dem Baume auf, der sang so wunderbar schön, daß die ganze Nachbarschaft herbeilief, um den Vogel aus der Nähe zu hören. Auch die

böse Frau kam heraus, obwohl ihr angst und bange wurde, denn sie verstand den Gesang des Vogels. Der Gesang lautete:

„Meine Mutter, die mich geschlachtet,
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester, das Marlenchen,
Sucht alle meine Benchen,
Bindet sie alle in ein Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum,
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich."

Der Vogel sang an mehreren Stellen im Orte, bei einem Goldarbeiter, bei einem Schuhmacher und auch auf einer Mühle. Überall ließen die Leute die Arbeit stehen, um dem Gesange des Vogels zu lauschen und ihn zur Wiederholung des Gesanges anzuregen. Er that es aber nur gegen Erfüllung einer Forderung. Vom Goldarbeiter verlangte er eine goldne Kette zum Abholen zurecht zu legen, vom Schuhmacher ein paar schöne Schuhe, vom Müller einen Mühlstein. Darauf flog der Vogel zu dem Wachholderbaume zurück, und er sang dort wieder dieselbe Weise. Der Vater sagte: „Mir wird bei dem Gesange so eigenartig zumute, ganz, als wenn mir etwas Besonderes, aber was Gutes bevorstände. Ich werde hinausgehen und dem Vogel nochmals lauschen.

„Ach nein, geh nicht hinaus! Mir ist im Gegenteil, als wenn das ganze Haus wanke und ein Unglück bevorstände," sagte die Frau, die Augen zudrückend, die Ohren schließend, um nichts zu sehen und zu hören!

Marlenchen saß in einem Winkel, hielt ein Tuch vor ihr Gesicht und weinte bitterlich. Der Mann ging hinaus, und als er zu dem Vogel emporblickte, fiel eine goldne Kette herab und ihm auf die Schultern. Nun ging er wieder in das Haus zurück und zeigte, welch ein schönes Geschenk ihm der Vogel gemacht habe.

Abermals begann der Gesang, und nun ging Marlenchen, obgleich noch weinend, hinaus, hoffend, daß auch ihr ein schönes Geschenk zufalle. Als der Gesang zu Ende war, fiel ihr ein Paar Schuhe herab. Nun wurde es ihr auch leichter ums Herz, und sie bekannte dies ihrer Mutter. Da ging auch diese hinaus, in der Hoffnung, es

werde ihr leichter werden, denn es war ihr, als müsse sie ersticken. Das böse Gewissen quälte sie. Als sie den Hof betreten hatte, fiel ihr ein Mühlstein auf den Kopf und schlug sie tot. Jetzt kam auch ein Feuerstrahl vom Himmel herunter, welcher den Leichnam der Frau verzehrte. Und als das Feuer erloschen war, stand das Brüderchen wieder da. Marlenchen umarmte es freudig, und Vater, Sohn und Tochter lebten noch viele Jahre.

Die dem Wachholder beigelegte Bedeutung als Seelenbaum spricht nicht nur aus dem Aufenthalte des Vogels in demselben, sondern auch daraus, daß dieser Baum an Gräbern gepflanzt wurde. Ein Knecht wollte einen solchen Baum abhauen, obgleich eine Stimme ihn davor warnte. Nachdem er den ersten Hieb gethan hatte, sah er Blut aus dem Baume rinnen. Er hielt nun zwar inne, mußte aber doch dafür büßen, denn er siechte von dieser Stunde ab hin und starb noch innerhalb Jahresfrist.

Die Bedeutung des Apfels und Apfelessens geht aus dem Mythus über Iduna hervor.

Das Märchen:

„Schneeweißchen“

erinnert in seinem Anfange an das Märchen: „Wachholderbaum“, hat jedoch eine dichterische Ausschmückung erfahren, welcher ein anderer Mythus zu grunde liegt. Beide Mütter, welche sich nach einem Kinde sehnten, verletzten einen Finger, daß das Blut in den Schnee floß, wobei sie wünschten, das ersehnte Kind möge so rot wie Blut und weiß wie Schnee sein. Beide Mütter starben bald, und es bekamen die Kinder Stiefmütter. Im Märchen „Wachholderbaum“ ermordete die zweite Frau ihren Stiefsohn, im Märchen „Schneeweißchen“ gab die zweite Frau den Auftrag, die Stieftochter umzubringen, aber der Diener war besser als seine Herrin und vollzog den Befehl nicht. Schneeweißchen wurde im Walde sich selbst überlassen, war aber fromm und gut, und das wußten die Tiere des Waldes. Ungefährdet kam

es zur Behausung der sieben Zwerge, die es freundlich aufnahmen. Nach alten Überlieferungen ist es ein Glasberg, in welchem die sieben Zwerge wohnen Es würde also Schneeweißchen zusammenfallen mit der im Glaspalast gefangen gehaltenen Prinzessin. Ferner ist es nicht die Königin, welche eifersüchtig auf die Schönheit von Schneeweißchen ist, sondern die bösen Schwestern fragen, wer die Schönste im Lande sei, und die Antwort lautet: „Schneewittchen auf dem Glasberge bei den Zwergen.“ Zwei böse Schwestern walten neben einer guten Schwester auch in den Märchen „Aschenbuttel“, „Nußzweiglein“ und „Bärenhäuter“. Es regt diese Übereinstimmung bei ganz verschiedener Mythenverwertung die Vermutung an, daß in der guten Tochter die lichte Seite der Hel, die Freya, zu sehen ist, welche nur fünf Monate im Jahre in der Natur zum Segen der Menschen wirkt, also sieben Monate diese Thätigkeit nicht ausübt, nach dem Märchen bei den sieben Zwergen verweilt, die beiden anderen Schwestern die herbstliche und die winterliche Seite der Hel bedeuten.

„Das Wasser des Lebens“

ist ein Märchen, das manche unliebsame Entstellung erfahren hat. Dem Leser wird es bald klar werden, daß in dem Wasser des Lebens nur das Wasser aus Mimirsbrunnen zu sehen ist, dessen Odin von Zeit zu Zeit zur Erfrischung und Stärkung bedarf. Von den Söhnen Odins, die bei der Vererbung der Herrschaft in Frage kommen können, sind nur Thor, Wali, Hödur und Baldur aufzuzählen.

Keiner derselben ist aber als ein auf Lug und Trug sinnender Bruder und als ungerathener Sohn zu bezeichnen. Das Märchen stellt jedoch sowohl den ersten als den zweiten Sohn als pflichtvergessen und voll tückischen Sinnes gegen den dritten und besten Sohn hin. Das Verhalten der beiden ältesten Söhne zum jüngsten steht auch nicht in Übereinstimmung mit der Angabe, alle drei Brüder hätten bitterlich geweint über die Hoffnungslosigkeit, den kranken

Vater am Leben zu erhalten, und ebenso nicht mit der Bereitwilligkeit, jeder Gefahr zu trotzen, das Leben daran zu setzen, um das Wasser des Lebens zu suchen, welches nach dem Ausspruche eines alten Mannes allein die Kraft besitzen sollte, die Gesundheit des Königs wieder herzustellen. Der Vater weiß, welche Gefahren mit dem Aufsuchen dieses Wassers verbunden sind, und will lieber sterben, als die Erlaubnis zu einem solchen Unternehmen geben. Der älteste Sohn bittet aber so inständig, daß der Vater nachgiebt.

Unterwegs begegnet der Prinz einem Zwerge, der ihn fragt, wohin er wolle, und er antwortet: „Darnach hast du Knirps nicht zu fragen!“ Der Zwerg rächt sich für diese schnöde Behandlung, indem er den reitenden Prinzen verführt, den Weg nach einer Bergschlucht einzuschlagen, die, nachdem sie betreten ist, so eng wird, daß der Prinz weder vorwärts noch rückwärts kann.

Das lange Ausbleiben des ältesten Sohnes regte die Befürchtung an, es sei derselbe verunglückt. Der zweite Sohn machte sich nun trotz alles Abmahnens auf den Weg. Er war aber nicht von einem guten Geiste beseelt, denn er freute sich, daß er nun, wenn es ihm gelinge, das Wasser des Lebens zu bringen, das ganze Reich allein erben werde. Dem Zwerge, welcher ihn ebenfalls fragte, wohin er wolle, gab er eine gleich ungebührliche Antwort, und darauf schlug er mit seinem Pferde ebenfalls den Weg nach einer Schlucht ein, die immer enger wurde und ihn so einzwängte, daß er weder vor- noch rückwärts konnte.

Der dritte und jüngste Sohn zog nun aus, und als dieser von dem Zwerge in gleicher Weise angeredet wurde, gab er zur Antwort: „Ich suche das Wasser des Lebens, das mein sterbenskranker Vater trinken soll.“

Der Zwerg beschrieb nun den Weg zu dem Schlosse, in dessen Hofe der Brunnen mit dem Lebenswasser sich befinden sollte, und gab dem Prinzen eine eiserne Rute und zwei Brode. Nach einem dreimaligen Anschlagen mit der Rute an das Schloßthor sollte dieses sich öffnen, und mit den Broden sollten die hinter dem Thore befindlichen Löwen beruhigt werden. Der Prinz that, wie ihm geraten war, und kam in das Schloß. Im Saale fand er verzauberte Prinzen, denen er die Ringe von den Fingern nahm, dann eignete er sich ein auf

einem Tische liegendes Schwert und ein Brot an. In einem anderen Saale sah er eine schöne Jungfrau, die ihn freudig mit der Erklärung begrüßte, er habe sie erlöst, und ihm gehöre nun das ganze Reich. Wenn er in einem Jahre wiederkomme, solle die Hochzeit sein. Sie sagte ihm, wo der gesuchte Brunnen war, und nachdem er daraus geschöpft hatte, verließ er das Schloß. Auf dem Rückwege traf er wieder mit dem Zwerge zusammen. Dieser erklärte ihm, welchen großen Wert das aus dem Schlosse mitgenommene Schwert und Brot habe, daß er mit dem Schwerte allein ganze Heere schlagen könne, und daß das Brot niemals alle werde. Der Prinz freute sich, aber als ein guter Sohn und Bruder wünschte er, seine beiden Brüder auffinden und mit zurückbringen zu können. Der Zwerg teilte ihm mit, was mit denselben vorgegangen war, und wollte sie nicht freigeben. Der Prinz bat aber so herzlich, daß der Zwerg endlich nachgab. Den Prinzen ermahnte dieser jedoch, auf der Hut zu sein, denn seine Brüder hätten ein böses Herz.

Die drei Brüder zogen nun ihres Weges weiter und kamen in ein Land, in welchem der Krieg und infolge dessen auch Hungersnot herrschte. Der König dieses Landes gab sich und sein Volk verloren. Da überreichte der Prinz sein Brot, das nicht aufgezehrt werden konnte, dann nahm er sein Schwert und trieb die Feinde aus dem Lande. So verfuhr der Prinz noch in zwei Ländern, dann bestieg er mit seinen Brüdern ein Schiff, um zu seinem Vater zurückzukehren. Die beiden älteren Brüder fürchteten, dem jüngsten Bruder werde dafür, daß er das Wasser des Lebens bringe, das ganze Reich zuteil werden, und beschlossen, diesen zu verderben. Sie nahmen eine Gelegenheit wahr, das Lebenswasser sich anzueignen und in den Behälter Meereswasser zu gießen.

Bei dem Vater angekommen, reichte der jüngste Sohn freudig in einem Becher das Wasser aus seinem Behälter. Der König trank davon und wurde noch kränker. Nun kamen die älteren Brüder mit dem Lebenswasser und sagten dem Bruder nach, er habe den Vater vergiften wollen. Dies könnten sie aber abwenden, denn sie hätten das heilbringende Wasser. Der König nahm davon, und von der Stunde ab wurde er gesund. Nun erfüllte ihn Zorn gegen den jüngsten Sohn, und er gab einem Jäger Befehl, diesen auf einer

Jagd zu begleiten und ihn zu erschießen. Der Jäger that dies jedoch nicht, denn er hatte den jungen Prinzen wegen seines Gerechtigkeitsgefühls lieb; er teilte ihm aber mit, welchen Auftrag er erhalten hatte. Der Prinz dankte dem Jäger und ging nun weiter in das Land hinein.

Nach einiger Zeit kamen am Schlosse des genesenen Königs drei Wagen mit schönen und wertvollen Geschenken an, welche als Zeichen der Dankbarkeit dem jüngsten Sohne überreicht werden sollten. Als der König erfuhr, welche Thaten sein zum Tode verurteilter Sohn vollbracht hatte, kam ihm eine Ahnung, es möge derselbe der bösen Absicht, die ihm nachgesagt worden, doch nicht fähig gewesen sein, und er beklagte, den Befehl zum Erschießen gegeben zu haben. Als der beauftragte Jäger davon Kenntnis erhielt, ging er zum Könige und legte ein offnes Geständnis ab. Da freute sich dieser über den Ungehorsam des Jägers, und er ließ in allen Landen bekannt machen, er wünsche, daß sein jüngster Sohn wieder zurückkehre.

Die Zeit war nun da, zu welcher die Rückkehr zur Prinzessin im Schlosse mit dem Lebenswasserbrunnen stattfinden sollte. Der älteste Sohn ritt nun dahin, kam daselbst auch an, aber nicht auf dem richtigen Wege, und so wurde er abgewiesen. Dem zweiten Sohne ging es ebenso. Der dritte Sohn wollte seinen Kummer bei seiner Braut vergessen und ging ebenfalls dahin, und zwar auf dem richtigen Wege, den ihm der Zwerg gezeigt hatte. Er wurde sofort vorgelassen, und die Königstochter empfing ihn mit großer Freude. Nach der Hochzeit teilte ihm seine Gemahlin mit, welchen Aufruf sein Vater erlassen habe. Er kehrte nun mit zahlreichem königlichen Gefolge in sein väterliches Schloß zurück und erzählte, wie er von seinen Brüdern betrogen worden. Der König wollte diese bestrafen, sie waren jedoch geflüchtet und kamen niemals wieder.

Der siegreich kämpfende Prinz kann als W a l i gedeutet werden, aber Walis Waffe ist Pfeil und Bogen, nicht das Schwert. Soll die Erklärung von dem mächtig schwingenden Schwerte ausgehen, so muß auf F r e y r geschlossen werden. Dieser ist aber kein Sohn Odins, überhaupt kein Ase, und außerdem ist zu beachten, daß die direkte Linderung der Hungersnot nicht mit dem Wirken Freyrs in Übereinstimmung gebracht werden kann, denn es beginnt dessen Herrschaft

nur mit einer Vorbereitung zu neuer Fruchtentwickelung. Die Überlieferung kennzeichnet aber den Wali als Wohlthäter, als Gabenspender. Demnach müßte dessen Herrschaft in die erste Sommerzeit fallen, welche beginnt, wenn die Ernte des vorigen Jahres zu Ende gegangen ist und Mangel herrscht, wenn, wie die Schwalbe singt, „Alles leer ist.“ Der Überlieferung entgegen steht die bisher allgemein als richtig anerkannte Annahme, Wali sei als Gott der Wintersonne aufzufassen, dessen Herrschaft besonders im Monat Februar sich geltend mache. Diese vielleicht spätere Auffassung kann daraus entstanden sein, daß Hödur, welcher zweifellos Wintergott ist und als Gott der dunklen Jahreszeit der blinde Gott genannt wird, nach der Wintersonnenwende stirbt, und daß Wali der Rächer des von Hödur, wenn auch als blinder Gott von Loki leicht verführt, unabsichtlich ermordeten Baldur ist. Erschießt auch Wali den Brudermörder Hödur, so ist er deshalb noch nicht Gott der Winterszeit nach der Sonnenwende, besonders im Februar. Auch seine Abstammung von der Rinda macht ihn noch nicht zum Wintergotte, abgesehen davon, daß es nicht zulässig ist, die Rinda als Wintergöttin anzusehen, weil ihr Sitz als im Osten, in Rußland liegend angenommen wird. Nach ursprünglicher und auch sachgemäßer Auffassung ist der Sitz der Kälte nicht im Osten, sondern im Norden, Niflheim. Im Winter bringen Ostwinde allerdings Kälte, im Sommer jedoch trockne Hitze. Rinda ist eher als Göttin der öden, unfruchtbaren Erde, der wüsten Strecken in Rußland aufzufassen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß Baldur, Wali und Hödur drei Brüder, Söhne Odins, sind, Baldur der eigentliche Frühlingsgott, Hödur der Hauptwintergott ist. Wenn nun Wali ebenfalls Wintergott sein soll, so fehlt es dem Odin an einem Sohne, welcher als wohlwollender Gott der Sommersonne gelten kann, da Thor, welcher allein noch in Betracht gezogen werden kann, kein Jahreszeitengott ist, wie an geeigneter Stelle bereits hervorgehoben worden, sondern ein neben Odin das ganze Jahr hindurch waltender Gott, wenn er auch über seinen Blitzhammer nur vom Mai bis August verfügt.

Das Märchen:

„Der Fischer und syne Fru“

kennzeichnet die Wasseralben als gutmütige Geister, welche bereit sind, die Wünsche der Menschen zu erfüllen, aber auch den alten Zustand wieder herbeizuführen, wenn die Menschen die ihnen zuteil gewordene Gunst nicht zu schätzen wissen und unzufrieden bleiben.

Der Arme und der Reiche.

Vor vielen, vielen Jahren, als die Menschen noch an die Nähe Gottes glaubten, wanderte bei schlechtem Wetter ein alter Mann einem Dorfe zu. Am Eingange sah er auf beiden Seiten der Straße ein Haus, auf der einen das große und schöne Heim eines Reichen, auf der anderen die kleine, unansehnliche Hütte eines Armen. Der alte Mann bat bei dem Reichen um ein Nachtquartier. Dieser wollte aber in seinem großen Hause keinen Platz für einen Fremden übrig haben, vorgebend, daß die Früchte alle Räume ausfüllten, erklärte auch obendrein, daß er bald zum Bettler werden müßte, wenn er sich eines jeden Bettlers annehmen wolle.

Der liebe Gott, denn das war der alte Mann, ging nun hinüber zu dem Armen. Dieser antwortete auf die Bitte um Nachtquartier: „Von Herzen gern, wenn ihr nur mit dem Wenigen und Geringen, was wir bieten können, vorlieb nehmen wollt.“

Die Hausfrau trat auch rasch herzu und bat den Fremden, einzutreten und ein Abendbrot anzunehmen. Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie in den Keller, Kartoffeln zu holen, setzte diese über ein Feuer, dann ging sie, die Ziegen zu melken. Kartoffeln und Milch konnte sie nur bieten, aber als die beiden armen Leute sahen, daß es dem Fremden trefflich schmeckte, leuchtete ihnen Freude aus den Augen. Daraus und aus der Unterhaltung, welche nach dem Abend-

brote geführt wurde, erkannte der liebe Gott, daß er bei recht braven Menschen eingekehrt war.

Am anderen Morgen wurde dem Gaste ein Frühstück vorgesetzt. Der liebe Gott ließ sich auch diese einfache Morgenspeise munden, und als er gesättigt war, griff er nach Stock und Hut, um die Wanderung fortzusetzen. Seine Gastgeber begleiteten ihn bis an die Thür und wünschten ihm Glück auf den ferneren Lebensweg. Da wandte sich der liebe Gott um und sprach:

„Liebe Leute, ich möchte mich euch durch die That in etwas erkenntlich erweisen. Habt ihr keine Wünsche auf dem Herzen? Thut drei Wünsche, sie sollen euch gewährt werden!“

Der Mann antwortete ohne langes Besinnen:

„Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir Zwei, solange wir leben, gesund bleiben und täglich unser notdürftiges Brot haben! Fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen!“

Der liebe Gott fragte seine Wirtsleute, ob sie nicht für ihre alte Hütte ein neues und schönes Haus haben wollten. Da antwortete der Mann, daß ihm dies wohl lieb wäre, wenn er es erhalten könne.

Kaum hatten die armen Menschen ihren Gast aus dem Gesichte verloren, da sahen sie sich in einem neuen, geräumigen und schönen Hause.

Als der Reiche spät, wie die Faulen thun, aufstand, zum Fenster hinausblickte und an Stelle der elenden Hütte ein stattliches Haus sah, traute er seinen Augen nicht. Er rief seine Frau herbei, das Wunder zu sehen, dann schickte er sie hinüber, um zu erkunden, wie diese Veränderung stattgefunden habe. Als er die gewünschte Kenntnis erhalten, klagte er sich an, den Fremden abgewiesen zu haben. Seine Frau meinte jedoch, der Fehler sei wieder gut zu machen, wenn der Mann sofort sein Pferd besteige, den Wanderer einhole, unter Entschuldigungen wegen des Abweisens zu einem Besuche bei etwaiger Rückkehr einlade und um Gewährung dreier Wünsche ersuche.

Der Mann folgte dem Rate der Frau, holte den Wanderer auch ein und erhielt die Zusage, daß ihm drei Wünsche, die er von Stunde ab thue, erfüllt werden sollten. Sein Unverstand gab ihm jedoch den Wunsch ein, welcher ihn um das Pferd brachte; sein Geiz,

seine Unlust zu schwerer Arbeit und seine Mißgunst selbst der Frau gegenüber verleiteten ihn zu dem zweiten nachteiligen Wunsche, dessen Folgen er durch den dritten Wunsch aber nur ausgleichen konnte.

Dem reichen Manne mit den schlechten Gedanken konnte der Segen nicht zuteil werden, welcher dem armen Manne mit seinem frommen Sinne ungesucht zufiel.

Der Zwerg von Ralligen.

Das Märchen: „Der Arme und der Reiche“ scheint Grimm aus derselben Quelle geschöpft zu haben, wie Franz Hoffmann das nachfolgende: „Der Zwerg von Ralligen“. Im Anschlusse an jenes möge dieses folgen, welches eine ursprünglichere Form zeigt.

Ralligen ist ein Dorf am Thunersee, Thonarsee, Thorsee in Interlaken, welche Gegend von Alters her als eine heilige angesehen worden ist.

Einst kam bei einem rauhen, stürmischen Herbstwetter ein Zwerg in das Dorf Ralligen. In Strömen floß der Regen nieder, und so trat der Zwerg durchnäßt bis auf die Haut und zitternd vor Frost in das erste Haus im Dorfe. Er bat nur um eine Herberge für diese Nacht. Der Hausherr wußte aber das Glück, dessen er sich dem ermüdeten, durchnäßten und fröstelnden Wanderer gegenüber erfreute, nicht zu würdigen. Seine Angehörigen waren auch nicht bestrebt, durch eine gute That zu beweisen, daß sie ihres Glückes würdig waren, und der Wanderer wurde schroff abgewiesen. Im nächsten Hause mußte er schönen Redensarten mit einer Flut von Entschuldigungen weichen, und so erging es ihm abwechselnd von Haus zu Haus. Am letzten Hause war er angekommen, und dieses war eine armselige, mit Stroh bedeckte Hütte, welche keine Bewohner zu haben schien, denen ein Gast willkommen sein könne. Dennoch klopfte der Zwerg an das Fenster. Die Frau hörte das Klopfen und rief ihrem Manne zu, es sei jemand da, welcher Einlaß begehre.

Der Mann brannte schleunig einen Kienspan an, um den Raum etwas zu erhellen, dann eilte er, die Thür zu öffnen. Der Zwerg fiel ermattet zur Thür herein, und die beiden alten Eheleute trugen ihn auf ein Lager, zogen ihm die nassen Kleider aus, ein trockenes Hemd an und legten ihn in ihr Bette, ihn sorgfältig zudeckend, um ihn zu erwärmen und zur Gesundheit zurückzuführen.

Nach einer Stunde erhob sich der Zwerg, bekennend, daß er sich wieder wohl fühle und seinen mitleidigen Gastgebern zum größten Danke verpflichtet sei. Davon wollten die beiden Leute nichts hören. Sie baten den Zwerg, sich nun mit an ihren Tisch zu setzen und am Abendbrode teil zu nehmen, um sich zu stärken, was nach einer so mühseligen Wanderung not thue.

Nach der Mahlzeit wurde eine Unterhaltung angeknüpft, und endlich kam der Zwerg wieder auf die ihm erwiesene Wohlthat zurück. Er fragte, womit er dieselbe vergelten könne, worauf der Mann erwiderte:

„Was wir euch Gutes erwiesen, haben wir gerne gethan. Überdies war es auch unsere Schuldigkeit, in der Not euch beizustehen.“

Die Frau fügte hinzu:

„Wir freuen uns von ganzem Herzen, daß wir euch einen guten Dienst erweisen konnten. Auf Vergeltung haben wir dabei nicht gerechnet. Das Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, ist mehr wert als Geld und Gut.“

Der Zwerg erklärte seine Freude über die edle Gesinnung der armen Leute, wiederholte dann aber die Beteuerung, daß es ihm Bedürfnis sei, die Wünsche seiner Gastgeber kennen zu lernen und, wenn möglich, zu erfüllen. Da rückte denn endlich der Mann mit dem Bekenntnis heraus, daß er immer gewünscht habe, er könnte seine Hütte etwas hoch am Berge aufbauen und ein wenig mehr Land zu bearbeiten haben, damit er von dem Ertrage der Arbeit etwas mehr für Andere übrig behalte. Von einer Höhe über die Erde hinzusehen, sei es am Morgen, beim Beginn der Arbeit, oder am Abend, nach des Tages Mühe und Last, sei ihm Bedürfnis, denn es leite zu einem guten Nachdenken. Und das Bewußtsein, einem Mitmenschen geholfen zu haben und ferner helfen zu können, mache glücklich.

Die Frau hatte nun auch einen Wunsch zu äußern, und zwar den, vor dem Hause auf dem Berge möge eine Linde stehen, um in deren Schatten zu ruhen und zu träumen. Zum Schlusse fügte sie noch bei, daß sie unter einer solchen Linde sterben möchte, und zugleich mit ihrem Manne, damit keiner des anderen Verlust beklage.

Die Stunde des Schlafengehens war endlich da. Der Zwerg wollte sich in einem Winkel ein Lager zurecht machen, aber das ließ sein Wirt nicht zu.

„Ihr müßt euch in mein Bett legen, damit ihr ordentlich ausruhen und von den Strapazen des heutigen Tages erholen könnt!" sagte der Wirt, während er begann, sich eine Lagerstreu zurecht zu machen. Der Zwerg fügte sich schließlich. Um 12 Uhr stand er aber auf und ging vor die Thür, wo er mehrere Zeichen machte. Darauf entstand ein mächtiges Sausen und Brausen, wie wenn ein gewaltiger Sturm das Land durchzieht, ähnlich wie bei der wilden Jagd. Ein Heer von Zwergen erschien, um die Befehle ihres Königs zu vernehmen. Dieser sprach:

„Schleunig sorgt mir dafür, daß innerhalb kürzester Zeit dieses Haus oben auf der Höhe dort aufgestellt wird, aber faßt es leise an, daß niemand aus dem Schlafe aufgeweckt wird! Holt auch den schönsten und größten Lindenbaum herbei und pflanzt ihn vor das Haus! In einer Stunde muß alles geschehen sein!"

Die Zwerge thaten, wie ihnen geheißen war, und als der Mann am Morgen erwachte und durch das Fenster sah, wußte er nicht, was er vor Verwundern sagen sollte. Sein Haus stand neben einem Lindenbaume auf dem Hügel, und er konnte eine weite Umschau halten.

„Frau", rief er, „komme schnell herbei und sieh an, was in der Nacht geschehen ist! Denke dir, unser Haus steht auf dem Berge, und wir können das ganze Thal übersehen."

Die Frau eilte herbei und war über das Wunder einige Zeit sprachlos. Als sie endlich ihrem Staunen in Worten Ausdruck geben konnte, sprach sie hauptsächlich von der herrlichen Linde, welche mit ihren Zweigen das ganze Haus überragte und beschattete.

„Das haben wir unserem Gaste zu danken!" rief sie aus, und in diesem Augenblicke trat der Zwerg zu dem alten Ehepaare heran. Er erklärte:

„Es ist mir eine wahre Freude gewesen, Euch diesen Dienst als geringes Zeichen meiner Erkenntlichkeit erweisen zu können. Es ist zwar meines Bleibens nicht länger hier, aber meine Gedanken werden euch immer umschweben."

Der Zwerg reichte seine Hand zum Abschiede hin und ermahnte seine Wirtsleute, nicht in Sorge zu sein, wenn im Laufe des Tages große Dinge vor sich gehen sollten, denn den Guten werde nichts Böses geschehen.

Kaum hatte der Zwerg dies gesagt, war er verschwunden, und gleich darauf umzog sich der Himmel mit schweren Wolken. Von Minute zu Minute wurde es dunkler, und ein furchtbarer Regen strömte hernieder. Blitze zuckten durch die Luft und das Rollen des Donners mischte sich mit dem Heulen des Sturmes. Die beiden Eheleute beteten zu Gott um Schutz gegen die drohenden Gefahren. Als sie zu dem Berge weiter emporblickten, sahen sie eine gewaltige Felsmasse vom Gipfel herab gerade nach dem Hause zu sich wälzen. Sie fürchteten, in den nächsten Minuten unter den Trümmern des Hauses begraben zu werden, aber sie kamen mit dem Schrecken davon. Vor dem Hause blieb der Felsblock liegen, und an ihm teilte sich die vom Berge herabströmende Wassermasse und stürzte zu beiden Seiten vor dem Hause vorbei weiter in das Thal hinab, das ganze Dorf überflutend. Beim Aufleuchten eines Blitzes sah das Ehepaar den Zwerg auf dem Felsen sitzen und freundlich herablächeln.

Als das Gewitter ausgetobt hatte und die Luft wieder klar wurde, gewahrten die Gastgeber des Zwerges zu ihrem Entsetzen, daß das ganze Dorf zerstört war. Kein Haus, kein Baum war stehen geblieben. Sie waren allein der Verheerung entgangen, und sie sagten sich, daß sie dies nur dem Zwerge zu danken hätten. Die Frau beschenkte im Laufe der folgenden Zeit ihren Mann mit Kindern, und je mehr dieselben heranwuchsen, um so mehr hatten die Eltern Freude an dem frommen Sinne der Kinder.

Ein Frühlingshauch wehte belebend durch die Welt. An Baum und Strauch arbeitete sich der neue Blätterschmuck hindurch, und die Vögel sangen dem Schöpfer ihre Loblieder. Unter dem Lindenbaume saß das hochbetagte Ehepaar, Großmütterchen sprach:

„Mir ist heute so eigen zumute, und ich muß immer an den Zwerg denken, der uns so glücklich gemacht hat, während andere schwer büßen mußten. Ich glaube, mein Ende naht nun heran.“

Großväterchen erwiderte:

„Mir geht es ebenso! Auch mir kommt der Gedanke an den Zwerg nicht aus dem Sinne. Unsere Zeit wird wohl da sein!“

Beide reichten einander die Hand, mit welcher sie treulich zusammen für einander und auch für andere gewirkt hatten, und wie sie sich einander so ansahen, da stiegen zwei rote Wölkchen wie zwei Rosen zum Himmel empor.

Die lieben Alten waren aus dem Leben geschieden. Der Zwerg hatte auch den letzten Wunsch erfüllt und dafür gesorgt, daß keines den Verlust des anderen zu beklagen brauchte.

Diese zweite Form des Märchens ist als eine ursprünglichere, als die erste, nicht als die ursprüngliche bezeichnet worden, weil Veranlassung zu der Annahme vorliegt, daß die ursprüngliche germanische Form einer griechischen hat weichen müssen. Der blinde Haß gegen das germanische Heidentum begnügte sich damit, dieses zu verderben, wenn auch nichts Besseres an dessen Stelle gesetzt werden konnte. Der Leser wird die Übereinstimmung der nachfolgend mitgeteilten Sage von Baucis und Philemon für keine zufällige halten, sondern in derselben die äußere Form für das germanische Märchen erkennen.

Zeus kam einst mit Hermes, römisch Mercur, in Menschengestalt zu den Einwohnern in Phrygien und bat dieselben um Herberge. Überall wurden die Pilger abgewiesen, bis sie spät am Abende an die ärmliche Hütte eines alten biederen Mannes, Philemon, mit seiner frommen Gattin, Baucis, anklopften. Hier wurden sie freundlich aufgenommen. Die beiden alten Leute wuschen ihnen die Füße, dann bereiteten sie ein stärkendes Mahl aus Kornelkirschen, Rettig, Eiern, Käse, Salat; zum Nachtische setzten sie Nüsse, Äpfel, Datteln, Trauben, Feigen, Honigscheiben usw. zur Auswahl, was eben die Alten aus ihrer Land- und Viehwirtschaft gewonnen, vor. Auch der mit Wein gefüllte Mischkrug und Becher aus buchenem Holze, fein verziert und mit Wachs überzogen, kamen auf den Tisch.

Die Becher wurden fleißig geleert und füllten sich ohne alles sichtbare Thun. Als Philemon und Baucis dies sahen, zweifelten sie nicht, daß sie Götter als Gäste hatten, und sie beeilten sich, denselben ein würdiges Opfer darzubringen. Baucis griff nach der einzigen Gans, welche sie hatte, aber diese rettete sich unter die Füße des Zeus, welcher gebot, das Opfer zu unterlassen, weil ihm am frommen Sinne der Menschen mehr als am Opfer gelegen sei. Zeus erhob sich und sagte:

„Dieweil ihr gerecht seid, sollt ihr gerettet und belohnt, alle Anderen aber sollen dem Verderben geweiht werden. Verlaßt euer Haus und folgt uns dorthin auf den Hügel!"

Die alten Leute kamen der Aufforderung nach, und als sie auf dem Gipfel des Berges angekommen waren, sahen sie abwärts in das Thal, aus welchem sie heraufgestiegen waren. Entsetzen erfaßte sie, denn sie sahen gewaltige Wogen das Thal entlang treiben und alles zerstören. Nur ihre Hütte stand fest, und diese verwandelte sich in einen prächtigen Tempel. Die Stützen wurden zu Säulen, das Strohdach gestaltete sich zu einer godenen Zinne, und die Steine um die Hütte herum glänzten in glatter Fläche wie Marmor.

So erfreulich ihnen auch diese Verwandlung ihrer Hütte sein mußte, so beweinten die gutherzigen Menschen doch das Geschick ihrer bösen Nachbarn. Zeus trat zu ihnen heran und fragte:

„Was wünschest du, rechtschaffener Greis, und du, eines solchen Mannes würdige Gattin? Gern will ich erfüllen, was euer frommes Herz begehrt."

Philemon besprach sich mit seiner Gattin und nach kurzer Beratung erklärte der Gatte:

„Priester möchten wir in diesem Tempel sein, um unser Leben ganz dem Dienste der Götter zu weihen und den Menschen Lehrer zu sein. Und weil wir ein langes Leben in Eintracht mit einander verbracht, möchten wir sterben zu gleicher Zeit, damit weder ich die Grabstätte meiner Gattin sehe, noch meine Gattin die meinige."

So wurden die einst armen, aber braven Menschen Priester des Zeus. Und als sie einst, gebeugt vom Alter, vor dem Eingange zum Tempel standen und dem opfernden Volke ihr Schicksal erzählten, fühlten sie zu gleicher Zeit, daß ihr Ende nahte.

„Leb' wohl, mein Philemon!“

„Leb' wohl, meine Baucis!“

flüsterten sie, und das Volk sah, wie Baucis in eine Linde, Philemon in eine Eiche verwandelt wurde.

Eine innere Verwandtschaft zwischen germanischen und griechischen Mythen und Sagen ist vielfach nachzuweisen und auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Die Germanen stammten aus dem Arierlande, und ein großer Teil, wenn nicht der Hauptteil, des griechischen Mythus wurzelt im Götterkultus kleinasiatischer, chaldäischer und arischer Völker. Die Phrygier bewohnten die Mitte Kleinasiens und standen in Berührung mit den Phöniziern, Persern und Babyloniern. Bei ihnen hat sich bis in die späte Zeit der Glaube erhalten, ihre Väter seien von Osten eingewandert. Die Chaldäer sagten, das Land ihrer Väter habe im Norden gelegen, und die Arier gaben als den Wohnsitz ihrer Urväter ein Hochland im Westen an. Ihr Name weist ja auch auf das Gebirge Ararat zurück. Die Stammverwandtschaft der Germanen mit den Ariern erklärt die Verwandtschaft zwischen vielen Sagen der oben genannten Völker. Die Germanen und Griechen haben aber auf fremdem Boden den Sagenstoff immer den Verhältnissen entsprechend derartig umgearbeitet, daß in der äußeren Form keine Ähnlichkeit geblieben ist, wie sie zwischen den beiden Märchen: „Der Zwerg von Ralligen“ und „Philemon und Baucis“ besteht. Diese Thatsache läßt vermuten, daß Missionäre des Papstes auf eine germanische Göttersage die innerlich verwandte phrygische Sage in griechischer Bearbeitung pfropften und so im Volke verbreiteten, um das Germanentum zu bekämpfen. Leider ist ihnen auch gelungen, eine Verwirrung in den Volksglauben zu bringen, welche eine selbständige geistige Entwickelung stören, sogar unmöglich machen mußte. Einen besseren Faktor, das Volk geistig und sittlich zu beleben, wußten sie nicht an die Stelle des geraubten Heidentums zu setzen, und so trat eine Verödung im geistigen Leben des Volkes ein.

Rupert der Bärenhäuter.

Der Bärenhäuter ist hier Rupert genannt, was an Ruprecht, Ruodperchtl, roten Perchtl, den winterlichen Odin erinnert. Es ist aber leicht ersichtlich, daß diesem Märchen kein Odinmythus, sondern ein Thormythus zugrunde liegt.

Ein junger, ungewöhnlich kräftiger Bursche fühlte sich nicht wohl, wenn er nicht irgend einen Gegner zu bekämpfen hatte. Je stärker sein Gegner war, um so größer war seine Freude. Als einmal Krieg ausbrach, nahm er sofort daran teil, und er schlug sich wacker mit den Feinden herum, die nach einem heißen Kampfe geschlagen wurden. Der Friede, der nun herrschte, behagte dem Burschen nicht. Er wollte mit seinen Brüdern sich zur Bekämpfung irgend eines Gegners verbinden, aber diese erklärten ihm, sie wollten Ruhe haben, er möge doch auch sehen, wie er im Frieden sich durchschlage. Wenn er das nicht wolle, möge er ihnen fern bleiben. Die Friedensarbeit paßte aber dem Rupert nicht. Er verließ seine Heimat, wanderte nach dem Süden, in welchem die feurigen Geister wohnen, hoffend, dort seine Kampfeslust bethätigen zu können. Er kam in einen großen Wald, hörte das Gebrüll wilder Tiere, und über ihm fegte der Glutsturm in den Wipfeln, daß die Baumriesen ächzten!

„Ha, das ist eine Welt für mich! Hier werde ich den Kampf finden, den ich haben muß," rief er jubelnd aus, dann gab er eine doppelte Ladung mit zwei Kugeln in sein Gewehr und schoß ab. Nachdem er sein Gewehr wieder mit doppelter Ladung versehen hatte, schrie er in den Wald hinein:

„Und wenn der Teufel käme, ich würde es mit ihm aufnehmen! So ist mir die Kampfeslust gewachsen!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, kam ein mächtig hoch gewachsener, schlank gebauter Mann mit schmalem Gesichte, mächtiger Nase, kurzem, spitzem Barte von roter Farbe, mit schwarzem Schlapphute und Mantel, grünem Rocke, sonst dunkler Kleidung auf Rupert zu. Das Gesicht dieses Mannes hatte einen teuflischeren Ausdruck, als Rupert nach seiner Vorstellung dem Teufel selbst zugeschrieben hatte.

„Was soll dein Schießen hier? Woher kommst du, wohin willst du? fragte der zweifellos bösartige Geist.

„Was hast du darnach zu fragen?“ gab Rupert zornig zurück.

„Nur nicht hier so aufbegehrt!“ erwiderte der Mann mit dem grünen Rocke.

„Das mache ich, wie ich will!“ antwortete Rupert in schroffem Tone.

„Was suchst du hier?“ fragte der Grünrock.

„Krieg und Geld, weil Geld zum Kriege gehört!“ war die Antwort Ruperts.

„Krieg suche dir selber! Geld kannst du von mir haben, soviel du willst, wenn du einige Bedingungen eingehst. Es gehört aber Mut dazu,“ sagte der unheimliche Geist.

„Mut? Donnerwetter, ob ich Mut habe! Wie könnte ich Krieg suchen, wenn ich keinen Mut hätte! Mit dem Teufel selbst nehme ich es auf!“ schnob Rupert.

„Nimm dich in acht, daß du nicht vom Teufel aufgenommen wirst! Schau dich mal um und zeige deinen Mut!“ ermahnte der Grünrock.

Rupert blickte um sich und sah in wenigen Schritten Entfernung, daß ein Riesenbär auf den Hinterbeinen gehend auf ihn zukam. Bei den Worten: „Na, der Kerl ist mir gerade recht!“ legte er seine Büchse an, schoß ab, und durch jedes Nasenloch flog dem Bären eine Kugel in den Kopf, worauf dieser tot niederstürzte. Der Grünrock sagte:

„Nun, Mut und Geschick hast du! Wenn du auch Gold haben willst, dann erfülle folgende Bedingungen: In den nächsten sieben Jahren nimmst du keine Waschung an dir vor, kämmst du dich nicht, scherst du dir den Bart nicht, schneidest du dir die Nägel nicht, schläfst du in keinem Bette, wechselst du keine Kleidung, keine Wäsche, betest du kein Vaterunser. Wenn du das gelobst, gebe ich dir meinen Rock und Mantel, welche Stücke du aber auch einzig und allein in diesen sieben Jahren tragen mußt. Stirbst du vor Ablauf dieser Zeit, gehört deine Seele mir, hältst du aber diese Zeit aus, dann hast du deine vollkommene Freiheit und Geld in Fülle. Damit du dich wieder unter Menschen sehen lassen kannst, schneide ich dir Haar, Bart, Nägel, reinige ich dich, wenn du es verlangst sogar mit meiner Zunge.“

Rupert fand diese Bedingungen sehr sonderbar, ging aber darauf ein, worauf der böse Geist ihm den grünen Rock gab, dann dem Bären das Fell abzog, das als Mantel dienen sollte.

„Und wo ist das Geld?“ fragte Rupert.

„In der Rocktasche findest du Geld, so oft du hineingreifst,“ antwortetete der Böse.

Rupert stellte gleich eine Probe an und fand, daß die Tasche nicht leer wurde. Er ging mit dem Bärenfelle seines Weges, ohne von dem Bösen Abschied zu nehmen. Er lebte nun wie ein Waldmensch oder wie ein Tier im Walde, nur daß er seinen Hunger nicht mit Gras, Blättern, Moos und Rinde stillte, sondern mit Wald- und Feldfrüchten und mit dem Fleische von Tieren, die er schoß. Traf er einen Waldarbeiter, einen Wanderer, Holzleser oder Beerensucher, so knüpfte er ein Gespräch an, und fand er, daß ein ehrlicher Mensch in Geldnot war, machte es ihm eine große Freude, helfen zu können. Der Rupert war also ein guter Kerl. Solange er noch einem Menschen ähnlich sah, hatte er auf seinen Wanderungen oft Gesellschaft. Nach mehreren Monaten bekam er jedoch eine große Ähnlichkeit mit einem Bären, der aufrecht geht, und nun rissen die Menschen aus, sobald sie ihn zu Gesicht bekamen, wenn es nicht Jäger waren. Sobald ein Jäger aber auf ihn anlegen wollte, war er schon schußbereit, worauf der Jäger, stutzig gemacht, sein Gewehr wieder senkte.

Etwa vier Jahre hatte der Bärenhäuter seine Rolle durchgeführt, da hörte er einen vor ihm hingehenden, anscheinend armen Wanderer stöhnen und klagen. Als er ihn eingeholt hatte, fragte er nach der Ursache des Stöhnens.

Der Wanderer, ein Weber, erschrak vor der unerwarteten Erscheinung, die er für einen Bären gehalten haben würde, wenn die Stimme nicht an einen Menschen erinnert hätte. Das wild um die Stirne hängende lange, von Moos, Blättern, Kiefernnadeln usw. durchzogene Kopfhaar und Barthaar ließ nur die Nase sehen, und diese hatte eine dunkle Erdfarbe. Die Fingernägel waren fast ebenso lang als die Finger, und was er an den Füßen trug, hatte keine Ähnlichkeit mit Schuhwerk.

„Ihr mögt wohl Veranlassung haben, vor mir zu erschrecken, aber seid versichert, ich bin eines ehrlichen Menschen Freund. Jedoch

Schurken, die einem braven Menschen selbst das nicht gönnen, was er sich mühselig erworben hat, die sogar einen rechtschaffenen Mann hassen, weil er rechtschaffen ist, die mit Lug, Trug und Verleumdung arbeiten, um die Existenz Derjenigen, die sie hassen, zu untergraben, während sie als Schmarotzerpflanzen ein fluchwürdiges Leben in Überfluß führen, solche Teufelskreaturen möchte ich immer in Stücke reißen."

Diese Erklärung des Bärenhäuters beruhigte den Weber, der nun offen bekannte, er sei durch allerlei Mißgeschick in Not geraten, habe den Beistand von Bekannten in Anspruch nehmen müssen, welche aber für die Hilfe eine Entschädigung verlangt hätten, die weit mehr betragen habe, als der Vorteil, den er sich durch das Darlehen habe verschaffen können, wodurch seine Lage immer schlimmer geworden. Einige Gläubiger hätten verhältnismäßig geringe Schuldbeträge, die er nicht habe auftreiben können, eingeklagt und ihm noch erhebliche Gerichtskosten aufgebürdet, und nun stehe er mit seiner Frau, drei Töchtern und einem Sohne, der sich allerdings schon selbst ernähren könne, vor dem vollständigen Ruin. Ein reicher Mann, dem er seine Not geklagt, habe ihm soviel Geld gegeben, daß er alle Schulden habe bezahlen können, und die Summe als einzige Hypothek auf seinen ganzen Besitz eintragen lassen. Er habe diesen Mann als seinen edlen Retter gepriesen, aber nach Jahresfrist habe derselbe die ganze Summe gekündigt, und da diese nicht aufzutreiben gewesen sei, obgleich sein Grundstück allein mehr wert sei, als die Summe betrage, seine Wirtschafts- und Handwerkseinrichtung beim Verkaufe noch eine beträchtliche Summe ergeben könne, werde in einigen Tagen seine ganze Habe verkauft. Da bei einem Zwangsverkaufe immer schlechte Preise erzielt würden, die gerichtlichen Kosten sehr bedeutend seien, bleibe wahrscheinlich nichts, gar nichts übrig, und er werde mit Frau und Töchtern im Armenhause Aufnahme suchen müssen. Besser sei es aber wohl, eine Welt zu verlassen, in welcher Ehrlichkeit, guter Wille nicht mehr in Rechnung gezogen und der vom Unglücke heimgesuchte Mensch von seinen Mitmenschen noch vollends ausgeplündert werde. Er komme eben von bemittelten Verwandten, die ihn auch abgewiesen hätten.

„Na, na! Ganz so schlecht, wie ihr da austhut, ist die Welt doch noch nicht! Es giebt auch gute, edel denkende Menschen noch,

ihr habt solche nur nicht gefunden. Und was ihr da redet vom „Verlassen dieser Welt", das ist Sünde. Wer als rechter Ehrenmann aus der Welt gehen will, muß, wenn es das Schicksal fordert, bis zum letzten Atemzuge kämpfen, damit er seinen Mitmenschen ein gutes Beispiel giebt, was jeder Mensch verpflichtet ist, zu thun. Gar Mancher ist der Verzweiflung nahe gewesen, und im letzten Augenblicke kam noch unerwartete Rettung. Auch ihr werdet nicht untergehen, wenn ihr mich zu dem Teufel in Menschengestalt führen wollt, der euch vorheuchelte, aus eurer Not euch herausreißen zu wollen. Freilich, Staat könnt ihr mit mir nicht machen, und anders, als ich hier bin, kann ich mich in eurem Orte nicht sehen lassen. — Wollt ihr?"

Während dieser Auslassung hatte der Weber den Rupert mit wachsendem Interesse angesehen.

„Na, freilich, will ich! Ich wäre ja meinen Lieben selbst ein Teufel, wenn ich nicht wollte! Aber, wenn ihr denkt, der Blutsauger, welcher mich und meine Familie ins Unglück stürzen will, um sich einen Vorteil zu verschaffen, könne von euch umgestimmt werden, da irrt ihr euch. Ich, meine Frau und jüngste Tochter haben ihn, vor ihm auf den Knieen liegend, gebeten, den Zwangsverkauf aufzuheben und uns einen freihändigen Verkauf zu gestatten; wir haben ihm vorgehalten, daß wir die Zinsen jedes Vierteljahr pünktlich bezahlt haben, sein Kapital auch vollständig gedeckt ist, und wir wurden schließlich grob zur Thüre hinausgewiesen."

Lächelnd antwortete der Bärenhäuter auf den Zweifelsausbruch des Webers:

„Ich denke gar nicht daran, diesen Unmenschen umzustimmen! Mir genügt es, wenn ich ihm den Text lesen kann."

In dem Orte des Webers erregte das Erscheinen des Bärenhäuters großes Aufsehen. Eine zahlreiche Menschenmenge folgte den beiden Männern, und auf den Weber stürmte eine Flut von Fragen ein, die den Begleiter betrafen. Im Hause des reichen Mannes war große Aufregung, als der Zug daselbst hielt und nicht nur der wohlbekannte Weber, sondern auch der Waldmensch eintrat. Der reiche Mann wollte diesen nicht empfangen, fügte sich aber doch, als ihm

gemeldet wurde, daß es sich um sofortige Erledigung der Weberschen Angelegenheit handle.

Während der Weber beim Eintreten eine Verbeugung machte und in seiner Verlegenheit nicht wußte, was er sagen sollte, trat Rupert ohne Gruß auf den reichen Mann zu und erklärte:

„Diesen Mann hier traf ich, als er von seinem letzten Versuche, sich und seine Angehörigen vor dem Verderben zu retten, nach Hause zurückkehren wollte, wo verzweiflungsvoll Weib und Kinder ihn erwarten. Mit seinen Lieben in den Tod zu gehen, erschien ihm als eine Notwendigkeit, und wenn er nicht mit mir zusammengetroffen wäre, würdet ihr vielleicht in wenigen Tagen ein fünffacher Mörder sein. —“

„Mann, was erdreistet ihr euch!“ schrie der reiche Mann auf.

„Ruhig, wenn ich rede! Gleich komme ich zum Geschäfte. Ich habe es ja selbst eilig, aus der Nähe eines Teufels zu kommen, der ihr seid. Ihr habt diesem Manne hier die Grube gegraben, in der er umkommen sollte, aber ich, der ich keinem Menschen ähnlich sehe, halte es für meine heilige Pflicht, diese Grube zu zerstören, weil ich es kann. Nennt zu Heller und Pfennig die Summe, die ihr von diesem Manne fordern könnt!“

Der reiche Mann kam der Aufforderung Ruperts nach, der Weber bestätigte die Richtigkeit, der Bärenhäuter zählte das Geld auf, und dann forderte er von dem reichen Manne eine Bescheinigung, daß er an den Weber keine Forderung mehr zu stellen habe. Als dies geschehen war, übergab Rupert den Schein dem Weber, und nochmals an den reichen Mann sich wendend sagte er:

„Ich hoffe, wenn ihr eure letzte Stunde nahen fühlt, wird euch das Bewußtsein Höllenqualen bereiten, den Ruf einer verworfenen Kreatur zu hinterlassen.“ Darauf verließ der Bärenhäuter mit dem Weber das Haus des Reichen.

Die Angehörigen des Webers hatten bereits vernommen, daß der Gatte und Vater in Begleitung eines verwilderten Menschen zurückgekommen und nach der Wohnung seines Gläubigers gegangen sei. In banger Erwartung standen sie hinter einem Fensterpfeiler und schauten nach der Straße, als der große Menschenstrom sich ihrer Behausung zuwandte.

Der Weber stürzte, mit Rupert in das Wohnzimmer eingetreten, mit dem Jubelrufe auf seine Frau zu: „Wir sind gerettet, und dieser Fremde ist unser Retter, er hat die ganze Schuld bezahlt.“ Dankesworte stammelnd reichte die Frau dem Rupert die Hand, obgleich sein Aussehen ihr Furcht einflößte, und bat ihn, sich niederzulassen, sie wolle nach seinem Wunsche ihn bewirten. Der Bärenhäuter antwortete:

„Der Bewirtung bedarf es nicht, aber einen Wunsch habe ich.“

„Wenn es in unserer Macht liegt, ihn zu erfüllen, geschieht es!“ riefen Mann und Frau zugleich.

Rupert blickte sich um, dann sagte er nach einer kurzen Pause zum Weber:

„Ihr sagtet mir von drei Töchtern, die ihr hättet, ich sehe aber nur eine.“

Der Weber antwortete: „Das ist meine jüngste, die anderen beiden werde ich euch gleich vorstellen.“ Darauf öffnete er die Thür zur Kammer, in welche die älteren Töchter in ihrer Scheu vor dem schrecklich aussehenden Manne sich geflüchtet hatten, und forderte dieselben auf, herein zu kommen und dem Retter Dank zu sagen.

„Ich will keine Dankesäußerung!“ erklärte Rupert. „Nur eine Frage will ich an eure Töchter richten.“

Als die drei Schwestern zusammenstanden, trat Rupert zu ihnen heran. Die beiden älteren Schwestern sahen mit halb geschlossenen Augen seitwärts, die jüngste Schwester aber richtete ihren Blick, aus welchem warme Empfindung leuchtete, voll auf den Bärenhäuter. Dieser musterte jede Schwester, dann nahm er einen Ring aus seiner Tasche, teilte ihn in zwei Hälften und reichte der jüngsten Tochter eine derselben mit den Worten: „Willst du diesen halben Ring als Zeichen der Verlobung drei Jahre lang aufbewahren und während dieser Zeit für mich beten, daß ich die Aufgabe löse, die ich mir aufgebürdet habe?“

Die Jüngste nahm die Ringhälfte hin und antwortete:

„Ich werde für euch beten, werde euch danken Zeit meines Lebens für die selbstlose Rettung vor Elend und Schande. Ich folge euch, wann und wohin ihr wollt.“

Der Bärenhäuter verabschiedete sich mit den Worten: „Auf Wiedersehen in drei Jahren!“ Die jüngste Schwester sah ihm durch das Fenster nach, so lange sie ihn sehen konnte. Als er ihren Blicken entschwunden war, eilte sie zu Vater und Mutter, umarmte sie beide, wiederholt rufend: „Gerettet, gerettet!“ Auf die von der Mutter gemachte Bemerkung: „Kind, du hast ein großes Opfer gebracht, indem du ihm deine Hand zusagtest“, entgegnete sie:

„Ich ein Opfer gebracht? Könnte ich wohl einen treueren Beschützer, einen edleren, liebevolleren Lebensgefährten finden?“

Die älteren Schwestern waren von anderer Art. Nachdem sie sich in guten Verhältnissen wußten, mehrten sich ihre Ansprüche. Sie verlangten nach schönen Kleidern, wollten Konzerte und Bälle besuchen, aber im Haushalte sich nützlich zu machen, verspürten sie keine Neigung. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte ein Dienstmädchen gehalten werden müssen, aber gegen diesen Luxus erklärten sich die Eltern und die jüngste Tochter ganz entschieden. Die letztere kleidete sich ganz einfach, fast immer schwarz, und besuchte wohl manchmal ein Konzert, aber niemals einen Ball. Die älteren Schwestern spöttelten:

„Es ist gut, daß du keine Bälle besuchst! Wie leicht könnte der Bär es erfahren und eifersüchtig werden. Er wäre imstande, dich sofort aufzufressen. Du mußt dich auch vor seiner Liebesäußerung in acht nehmen. Wenn er merkt, daß deine Küsse süß sind, leckt er dich vielleicht auf, denn die Bären lieben den süßen Honig.“

Durch diese und andere Spottreden wurde die innere Zufriedenheit der jungen Braut nicht im geringsten gestört. Sie antwortete selten darauf, und wenn sie es that, so wünschte sie, die Schwestern möchten einmal mit ihrem Lose so zufrieden sein, wie sie es sein werde. Sie wisse, daß sie ihr Schicksal in die Hand eines gerechten, pflichtgetreuen und liebevollen Mannes gelegt habe, der die innige Liebe, die sie für ihn hege, zu würdigen wisse.

Die sieben Jahre waren um, und der Bärenhäuter hatte, so furchtbar ihm auch besonders das letzte Jahr wurde, den eingegangenen Bedingungen streng entsprochen. Die Liebe zu der jungen Braut war ihm immer ein Sporn zum Ausharren. Er stellte sich auf dem

Platze ein, wo vor sieben Jahren ihm der Teufel erschienen war. Auch dieser fand sich ein. Er schien etwas verstimmt, wahrscheinlich, weil er erkannt, daß der Rupert die gemachten Zusagen innegehalten hatte. Er wollte sofort die Röcke wieder umtauschen, aber Rupert traute dem Teufel nicht und weigerte sich, den grünen Rock herzugeben, bevor die zugesagte Reinigung vollständig erfolgt sei. Der Teufel mußte dieselbe nun vornehmen, Kopf- und Barthaar schneiden und kämmen, die Nägel beschneiden, schließlich den Rupert noch ablecken. Nach Erledigung der Umwandlungsarbeit wurden die Röcke gewechselt, dann verschwand der Teufel mit einer Lästerung, weil ihm diese feste, starke Seele entgangen war. Rupert war jetzt ein feiner junger Mann. Seine äußere Erscheinung und sein Reichtum befähigten ihn, mit Erfolg unter den Schönen des Landes zu werben, aber sein Verlangen war nur darauf gerichtet, so rasch wie möglich seine Braut wiederzusehen. Im nächsten Orte kaufte er sich einen guten Anzug, mietete einen Wagen und fuhr seinem Ziele entgegen. Dort angekommen, machte er Bestellungen bei dem Weber, wo er natürlich von niemandem wiedererkannt wurde, ließ verlauten, er beabsichtige, in dieser Gegend ein großes Gut zu kaufen, ein schönes Schloß zu bauen, und nach einem guten, frommen Mädchen zu suchen, das er als seine liebevolle Lebensgefährtin heimführen könne. Er kaufte auch ein Gut und ließ bauen. Zu dem Weber kam er oft, da er immer neue Bestellungen zu machen hatte. Die beiden älteren Schwestern putzten sich ihm zu Gefallen immer auf und erwiesen dem Gaste alle Aufmerksamkeiten. Die jüngste Tochter dagegen erschien immer in ihrem dunklen Hauskleide und kümmerte sich um den Gast nicht mehr, als nötig war. Eines Tages ließ dieser eine Flasche Wein holen, füllte einen Becher mit dem edlen Safte, nahm einen Trunk daraus und bat die jüngste Tochter, sie möge ihm Bescheid thun. Diese that es, merkte dabei, daß etwas auf dem Boden des Bechers lag, und erkannte die ihr fehlende Ringhälfte. Sie stieß einen Jubelruf aus und blickte voll Erstaunen auf den Gast. Dieser umarmte sie und begrüßte sie als seine herzliebe treue Braut.

Die beiden älteren Schwestern, welche so oft über die jüngere gespottet hatten, verrieten durch die Verzerrung ihrer Gesichter, wie mächtig der häßliche Neid an ihnen nagte, der sie schließlich zur

Raserei und in den Tod trieb. Dem Teufel war die Seele des Bärenhäuters entgangen. Dafür hatte er nun zwei Seelen.

Der Thormythus spricht schon aus der Bezeichnung Bärenhäuter. Hierzu kommt als wesentliches Moment die sieben Monate lange Zeit der Vermummung und Wanderung. Nur fünf Monate waltete Thor als Gott des Blitzes und Donners, die übrige Zeit war er auf der Wanderung. Ferner ist zu beachten, daß dem Odin wohl Kampfesmut innewohnte, aber nicht die Kampfeslust, das Bedürfnis nach Kampf, das dem Thor eigen war und im Märchen dem Bärenhäuter zugeschrieben wird. Thor erscheint hier als Bekämpfer des Bösen und Beschützer des Guten während seiner Abwesenheit aus Asgard. Die in dem Bechsteinschen Märchen gegebene Beschreibung des Teufels paßt nicht auf einen Frostriesen, sondern nur auf den Herrn der Glutriesenwelt, Surtur. Der schwarze Hut ist die schwarze Glutwolke, die rote Feder und der feuerrote Bart deuten das in Muspelheim lodernde Feuer an.

Das Nußzweiglein.

Das Märchen „Nußzweiglein" hat in einigen Punkten Ähnlichkeit mit den Märchen „Aschenbrödel" und „Bärenhäuter".

Ein Kaufmann mußte eine weite Reise machen, die ihn auf lange Zeit von der Heimat fern hielt. Beim Abschiede wünschte er von seinen drei Töchtern zu hören, was ihr Herz verlange. Wenn es ihm möglich sei, wolle er bei seiner Rückkehr ihrem Sehnen entsprechen. Die älteste Tochter bat um eine Halskette von schönen Perlen, die zweite um einen Fingerring mit echtem Diamant, die jüngste um ein schönes, grünes Nußzweiglein. Der Vater sagte zu, diese Wünsche zu erfüllen. Nachdem er seine Frau und Töchter ermahnt, sorgfältig hauszuhalten, gab er denselben einen Abschiedskuß, dann trat er seine Reise an.

Die Abwicklung der Geschäfte ging höchst zufriedenstellend vor sich, und froh gestimmt erwarb der Kaufmann die schönste Halsperlkette und den prächtigsten Diamantring. Auf dem Heimwege sah er sich sorgsam nach Nußbäumen um, aber lange vergeblich. Er zweifelte schon, daß es ihm möglich sein werde, den überaus bescheidenen Wunsch seiner jüngsten und liebsten Tochter erfüllen zu können. Kurz vor seinem Heimatorte traurig sinnend durch einen Wald gehend, übersah er einen zwischen anderen Laubbäumen stehenden Nußbaum. Das Streifen seines Hutes an einem Zweige veranlaßte ihn, rückwärts aufzuschauen, und da erblickte er einen üppig entwickelten, mit Früchten reich behangenen Nußzweig. Freudig griff er nach demselben und schnitt ihn ab. Eben wollte er zum Gehen sich wenden, da stürzte ein mächtiger Bär wild brummend auf ihn los. Vor dem erschrockenen Kaufmanne sich aufrichtend, schnob das Tier: „Warum hast du diesen Nußzweig geraubt? — Dafür mußt du büßen. Entweder du giebst mir, was dir bei deiner Ankunft zu Hause zuerst begegnet und dich begrüßt, oder du bist des Todes!"

Der Kaufmann dachte daran, daß immer sein Hund allen vorausgeeilt war und ihn begrüßt hatte, und versprach in seiner Angst, die Forderung des Bären zu erfüllen. Friedlich brummend verschwand der Bär unter den Bäumen.

Rasch schritt nun der Kaufmann vorwärts. Im Heimatsorte angekommen, war ihm doch bange ums Herz, denn es konnte dem Hunde etwas zugestoßen sein. Und seine Ahnung bestätigte sich leider als zutreffend. Seine jüngste Tochter war die Erste, welche ihm jubelnd entgegen eilte. Er vermochte seine tiefe Erschütterung nicht zu verbergen. Weinend entzog er sich der Umarmung seiner Tochter, die erschreckt ihren Vater ansah. „Lieber, guter Vater, was ist dir denn?" fragte sie. Er erklärte, es sei ihm etwas Schreckliches begegnet, das er in der Wohnung erzählen wolle. Als er mit seinen Lieben am Tische saß, erzählte er, welche Folgen das Abschneiden des Nußbaumzweiges gehabt, und schloß seine Mitteilung mit der Erklärung, lieber wolle er sich selbst zum Opfer bringen, als sein Kind dem Bären überliefern. Dagegen protestierte aber entschieden die jüngste Tochter. Es bekannte diese, sie wolle ohne Furcht dem Bären folgen.

Die Mutter schlug einen Ausweg vor. Wenn der Bär wirklich kommen und die Einlösung des Versprechens fordern sollte, werde er, da er die Kinder nicht kenne, auch mit der Hirtentochter vorlieb nehmen, und diese werde sich bereit finden lassen, mit dem Bären zu gehen. Dieser Vorschlag fand Beifall und wurde, als nach einigen Tagen der Bär kam, ausgeführt. Der Bär trabte mit der Hirtentochter davon, und es wurde damit die Angelegenheit als erledigt angesehen. Der Bär und seine Begleiterin machten eine Ruhepause und setzten sich. Den zottlichen Kopf in den Schos der Hirtentochter legend, brummte der Bär:

„Graue mich, grabble mich
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freß dich mit Haut und Bein!"

Das Mädchen grabbelte, aber nicht so, wie es der Bär erwartet hatte, und dieser merkte, daß er betrogen war. Er sprang auf, wollte in seinem Zorne die Hirtentochter auffressen, diese sprang jedoch mit großer Behendigkeit davon. Er ließ sie laufen und machte sich sofort auf den Weg zurück nach dem Kaufmanne. Von diesem forderte er nun in furchtbar grimmigem Tone die rechte Braut. Jammernd führten die Eltern die jüngste Tochter herbei. Diese trat jedoch ohne Zagen an den Bär heran, und nach leidvoller Verabschiedung von den Eltern ging sie mit dem Bären fort. Dieser legte wieder den Kopf in den Schos der Begleiterin und brummte:

„Graue mich, grabble mich
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freß dich mit Haut und Bein!"

An dem zutraulichen Grabbeln merkte der Bär, daß er die rechte Braut hatte. Sein Gesicht wurde immer freundlicher, und seine Stimme verriet immer mehr Behaglichkeit. Nach einiger Zeit wurde die Weiterreise angetreten. Der Bär führte seine Braut weit in einen dunklen Wald hinein und hielt vor einer finsteren Höhle, seiner Wohnung. Seine Braut umarmend, sagte er:

„Hier sollst du wohnen, und dein Los wird so sein, wie dein Verhalten. Bist du gut, pflichtgetreu, so wirst du glücklich sein!"

Als der vordere Teil der Höhle passiert war, kam eine Thür. Diese that sich auf, und beide betraten einen Raum, der von giftigem

Gewürme belebt war. Das Mädchen schreckte zurück, der Bär aber brummte:

„Seh dich nicht um,
Nicht rechts, nicht links,
Gerade zu, so hast du Ruh!“

Das Mädchen befolgte die Mahnung und blieb unangefochten. Der nächste Raum enthielt noch häßlicheres Getier, der dritte abschreckenderes als der zweite, und so ging es fort bis zum elften Raume, in welchem Schlangen, Drachen, Kröten usw. sich aufhielten. In jedem Raume brummte der Bär seine Mahnung, und das Mädchen befolgte dieselbe genau, dem Bären vertrauend, dabei aber doch am ganzen Körper zitternd. Als der zwölfte Raum geöffnet wurde, strahlte dem Mädchen ein blendender Glanz entgegen und eine liebliche Musik ließ sich vernehmen. Die Braut hatte sich noch nicht von ihrer Überraschung erholt, da dröhnte ein furchtbarer Donnerschlag, und als sich das Mädchen von seinem Schrecke erholt hatte, sah es keine Höhle, keine Schlangen und Drachen, keinen Wald mehr, und auch der Bär war verschwunden. Die Tochter des Kaufmanns befand sich in einem prächtig ausgestatteten Schlosse mit reichem Goldschmucke, und vor ihr stand ein schöner junger Mann, der Herr des Schlosses und Fürst des Landes, hinter ihm eine zahlreiche Dienerschaft. Der Fürst trat auf das Mädchen zu, reichte ihm beide Hände, drückte es dann an seine Brust und sagte herzlich Dank für die Erlösung aus der Verzauberung.

In einem prachtvollen Wagen fuhren der Fürst und seine Braut zu den Eltern. Da war große Freude über die Gestaltung der Dinge. Bald darauf wurde Hochzeit gefeiert, und es lebte das Fürstenpaar viele Jahre in ungestörtem Glücke, an welchem die Eltern und Schwestern der Fürstin Teil nahmen, denn sie folgten der Einladung des jungen Ehepaares und wohnten im Schlosse. Die Königin trug Zeit ihres Lebens ein Nußzweiglein an ihrem Busen.

Auch hier ist in der Bärengestalt Thor zu vermuten. Es geht dies schon aus dem Schlusse des Märchens hervor, aus der Verwandlung, Entzauberung nach einem Donnerschlage. Dieser konnte nur erfolgen, wenn Thor den Hammer wieder erlangt hatte, also wieder Blitz- und Donnergott war. Nachdem er seinen Hammer eingebüßt

hatte, zog er in verschiedenen Gestalten in der Menschenwelt herum, war er als Bär Hüter des Waldes. Dem Gotte war nicht unbekannt, daß die jüngste Tochter des Kaufmanns das bescheidene Verlangen nach einem Nußzweige geäußert hatte, während die beiden älteren Töchter nach glänzenden Schmuckstücken sich sehnten. Schon die Bescheidenheit bekundete den guten Sinn der Tochter, und die Wahl des Nußzweiges bezeugte außerdem ein Interesse für die Symbole der guten Götter. Ein derartiges Charakterwesen mußte auch Vertrauen zu dem Bären haben, sich ohne Angst und Klage in ein scheinbar trauriges Geschick fügen. Daß der Hund nicht wie gewöhnlich zuerst dem zurückkehrenden Kaufmanne entgegensprang, war Thors Fügung. Die Liebe zum guten Vater mußte es nun mit sich bringen, daß die beste Tochter, diejenige, welche den Nußzweig gewünscht hatte, den Anderen voran dem Vater entgegeneilte, und so geschah es. Die Hirtentochter war nicht von dem guten Geiste beseelt, welcher Wünsche äußert, wie die jüngste Kaufmannstochter, und dies ergab sich aus ihrem Verhalten gegen den Bären. Nur eine den guten Göttern vertrauende und ergebene Menschenseele war der zu lösenden Aufgabe gewachsen, den Bär zu besänftigen, durch die von Kröten, Schlangen, Drachen usw. bewohnten unterirdischen elf Räume ungefährdet zu gehen und so in den zwölften Raum zu gelangen, in welchem Thor seinen Hammer fand. Dieser zwölfte Raum ist im Thormythus der blinkende Palast des Eisriesen Thiassi. Das Märchen weicht von dem bezüglichen Mythus insofern ab, als in jenem ein weibliches Wesen aus der Menschenwelt den Thor begleitet und die Entzauberung und Befreiung bewirkt, in diesem aber Thor mit Loki im Falkengewande Freyas, also ein weibliches Wesen darstellend, nach dem Palaste des Thiassi kommt.

Goldmarie und Pechmarie oder Frau Holle.

Eine Witwe hatte eine rechte Tochter und eine Stieftochter gleichen Rufnamens, nämlich Marie. Die rechte Tochter wurde zum Nichtsthun und zum Hochmut erzogen, die Stieftochter mußte für die andere mitarbeiten und wurde dafür, daß sie es unverdrossen that, noch recht schlecht behandelt. Je weniger sie merken ließ, daß ihr zu viel Arbeit aufgebürdet wurde, umsomehr wurde sie gequält. In Kleidung, Essen und Trinken stand sie hinter der niedrigsten Magd zurück, während die Stiefschwester sich schmückte, gern in Gesellschaften sich sehen ließ, zu Hause immer am Fenster saß und bei Nichtsthun sich an Leckereien labte. Die Stieftochter weinte wohl manchmal bittere Thränen, wenn sie allein war, während Mutter und Tochter an einer Festlichkeit sich beteiligten, aber sie fand schließlich doch immer Trost in dem Bewußtsein, daß sie stets ihre Schuldigkeit gethan und trotz der Mißhandlung keinem bösen Gedanken Raum gegeben hatte. Sie vertraute darauf, daß der Herrgott das Gute beschützen werde, und lebte in dem Glauben, daß eine Prüfungszeit dem Menschen zum Segen gereiche, weil sie den Geist reife und das Gemüt läutere. Eines Tages, als ihr von grober Arbeit die Finger schon wund waren und sie auf dem Hofe spann, kam es, daß der Faden die Haut eines Fingers durchschnitt und ein Tropfen Blut auf die Spule fiel. Sie ging zum Brunnen, um die Spule abzuwaschen, aber diese entglitt ihren Händen und verschwand im Brunnen. Weinend teilte sie der Stiefmutter das Mißgeschick mit. Diese verlangte in Worten wilden Zornes, die Spule wieder herbeizuschaffen. Das arme, angsterfüllte Mädchen gab sich Mühe, die Spule aus dem Brunnen herauszubekommen, fiel aber hinab und versank. Das Mädchen verlor die Besinnung, und als es erwachte, befand es sich auf einer großen, sonnigen, blumenreichen Wiese. Bewundernd um sich schauend, schritt es vorwärts. Bei einem Backofen ankommend, hörte es rufen: „Zieh mich heraus, sonst verbrenne ich, denn ich bin schon ausgebacken!“ Das Mädchen nahm das Brot heraus und ging dann weiter. Vor einem Baume vorbei-

schreitend hörte es mahnen: „Schüttle mich, meine Äpfel sind reif!“ Marie schüttelte den Baum, bis alle Äpfel herab waren, und legte diese sorgfältig zusammen im Grase nebeneinander. Sie ging nun auf ein altes Haus zu, aus welchem eine alte Frau mit häßlichem Gesichte heraussah. Sie wollte weiter gehen, blieb aber stehen, als die Frau fragte: „Woher kommst du, wohin willst du?“ Marie erzählte, wie sie hierher gekommen, worauf die Alte ihr Unterkunft zusagte, wenn sie arbeiten wolle. Sie sagte gerne zu und trat ein. Sie erledigte alle Arbeiten mit größter Pünktlichkeit und Sorgfalt, machte sich nützlich, wo sie wußte und konnte, und war immer fröhlichen Sinnes. Die Alte bekundete ihre volle Zufriedenheit, und Marie hatte es so gut, wie sie es nur wünschen konnte. Trotzdem stellte sich nach einiger Zeit Sehnsucht nach dem Heim ein, und sie wurde mit jedem Tage trauriger. Auf die Frage der Alten, was ihr fehle, antwortete sie:

„Obgleich ihr zu mir so gut seid, daß ich recht glücklich sein müßte, sehne ich mich doch in meine Heimat zurück, zu meinen Angehörigen, so unfreundlich diese auch zu mir waren.“ Die Alte sagte:

„Das ist ein schöner Zug von dir, daß du die Stätte noch lieb hast, auf welcher du deine Kindheit verlebt hast. Du hast mir treu gedient, und so will ich deinem Wunsche nicht entgegen sein. Ich werde dich selbst hinaufführen.“

Vor einem großen Thore angelangt, klopfte die Alte, und sofort that sich das Thor auf. Als Marie durch dasselbe schritt, regnete es Gold auf sie herab, das an ihr hängen blieb. Von ihrer goldenen Bekleidung blickte sie überrascht auf die Alte, und diese sagte:

„Du bist fromm und fleißig gewesen, hast Freude daran gefunden, dich nützlich machen zu können, hast auch deine Leiden da oben mit Geduld ertragen, und dafür erntest du jetzt den Lohn. Hier hast du auch deine Spule wieder, welche in den Brunnen gefallen war.“

Nachdem die Alte diese Worte gesprochen, trat sie zurück, worauf das Thor sich wieder schloß. Marie befand sich wieder in der Oberwelt. In geringer Entfernung von sich sah sie das Haus ihrer Stiefmutter. Als sie auf den Hof trat, schrie der Hahn, der auf dem Brunnen saß, dreimal hintereinander: „Kikeriki! Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Von der Stiefmutter und deren Tochter wurde die zurückgekehrte Marie staunend angesehen. Die Mutter fand zuerst Worte auf den Gruß der wiedererschienenen Tochter.

„Ach, diese Freude!" rief sie aus. „Unser Goldkäferchen ist wieder hier! Sag mal, wo bist du denn so lange gewesen! Wie haben wir uns um dich gesorgt, nach dir gesehnt!" Dabei umarmte die Heuchlerin ihre Stieftochter, und nun schüttete auch die Stiefschwester ihren Vorrat von Zärtlichkeitsphrasen aus.

Goldmarie, wie die Zurückgekehrte nun genannt wurde, erzählte, wie es ihr ergangen, wie sie zu großem Reichtume gekommen. Die andere Marie sehnte sich nach einer solchen Bescherung und sprach mit ihrer Mutter darüber. Dazu hatte sie freilich keine Lust, sich die Finger blutig zu spinnen, aber beide meinten, es genüge ja, daß eine blutige Spule in den Brunnen falle. Die Tochter riß sich den Finger blutig, strich mit der Wunde über die Spule und warf diese in den Brunnen. Darauf ließ sie sich selbst in diesen hinein. Sie kam ebenfalls auf eine Wiese, bezeugte aber wenig Sinn für die Blumenpracht, und als sie an den Backofen kam, hörte sie wohl den Ruf:

„Zieh mich heraus! Ich bin schon ausgebacken! Zieh mich heraus, sonst verbrenne ich!" Als sie aber das rußige Gerät ansah, das sie angreifen mußte, um das Brot herausholen zu können, und die Hitze vor dem Backofen gewahrte, da schreckte sie zurück und ging weiter. Das Schütteln der Bäume wurde ihr zu schwer, sie ließ daher das reife Obst hängen und schritt auf das von der Goldmarie beschriebene Haus zu. Von der Alten eingeladen, bei ihr in Dienst zu treten, sagte sie sofort zu. Während der ersten Tage gab sie sich auch Mühe, alle Obliegenheiten sorgfältig zu erledigen. Aber erstens fehlte ihr das rechte Geschick, da sie in der Arbeit nicht geübt war, zweitens auch der innere, freudige Trieb, denn sie arbeitete ja nur in der Hoffnung auf einen reichen Lohn. Nach einigen Tagen wurde sie schon nachlässig, hatte sie keine Lust, frühzeitig aufzustehen, obgleich sie wußte, daß die Alte auf Frühareit großen Wert legte, und die Ordnung im Haushalte ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Da sagte ihr eines Tages die Alte, sie könne nun wieder zur Oberwelt zurückgehen. Sie war dazu natürlich freudig bereit, denn sie glaubte, nun käme der Goldregen. Als sie aber im Thore stand, wie die

Goldmarie, fiel flüssiges Pech auf sie hernieder, und pechschwarz war nicht nur ihr Kleid, sondern auch ihr Gesicht.

„Das ist der Lohn, der dir gebührt!“ sagte die Alte, und dabei krachte das Thor zu.

„Kikeriki! Die Pechmarie ist hie!“ schrie der Hahn, als die faule Jungfrau über den Hof ging.

Die Goldmarie wurde eine Wohlthäterin der Armen, Hilfsbedürftigen. Nicht nur mit ihrem Reichtume diente sie, wo sie dienen konnte, sondern auch mit ihrer Arbeit. Sie spann und strickte für Witwen, welche sich und ihre Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Der Ruf ihres edlen Charakters drang weit in das Land hinein.

An einem schönen Frühlingstage hielt vor dem Hause der Witwe ein Wagen. Ein junger Mann stieg aus und begab sich in das Haus. Grüßend in das Wohnzimmer eingetreten, richtete er seinen Blick sofort auf Goldmarie. Dieser die Hand reichend, sagte er!

„Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß ich so glücklich bin, die Hand der edlen Goldmarie in der meinigen zu halten.“

„Mein Name ist einfach Marie!“ war die Antwort.

„Ganz recht! Im Lande nennt man euch aber allgemein Goldmarie, und mit tausend anderen denke ich bei dieser Benennung, die ich mir erlaubt habe, nicht an das Gold, von welchem ihr einen so edlen Gebrauch zu machen versteht, sondern an das goldene Herz, das ihr besitzt. Dieses für mich zu gewinnen, euch als Lebensgefährtin mir zur Seite zu sehen, ist mein Verlangen. Gebt mir die Erlaubnis, öfter hier einkehren zu dürfen, daß ihr mich kennen lernt. Erkundigt euch nach mir, den im Lande bekannten Grafen Wolfstein, und dann gebt mir, wann es euch beliebt, Bescheid, ob ihr mit mir den Weg durch das Erdenleben wagen wollt. — Gestattet mir noch die Bemerkung: Solltet ihr meinem Sehnen entsprechen können, dann wünsche ich, daß ihr über euer Geld zu wohlthätigen Zwecken verfügt. Um ganz glücklich zu sein, bedarf ich nur noch einer Seele, wie die eurige. Des Geldes habe ich genug.“

Zitternd vor tiefer Erregung antwortete Goldmarie dem Grafen Wolfstein:

„Aus euren Augen lese ich, aus eurer Stimme höre ich einen guten Geist. Wenn ihr glaubt, in mir die rechte Genossin zu finden, ich folge eurem Rufe gerne!"

Der Graf umfing Goldmarie als seine Braut, dann nahm er Abschied mit der Zusage, in vier Wochen wiederzukommen, um Hochzeit zu feiern und sein „Herzliebchen" als Gattin auf sein Schloß zu führen. Goldmarie gründete aus ihren Mitteln ein Erziehungshaus für Kinder, die in ungünstigen Verhältnissen lebten, und verband damit ein Heim für unschuldig notleidende Menschen, Sieche und Obdachlose. An dem Eingange zu dieser von einem großen Garten umgebenen Doppelanstalt ließ sie eine Tafel mit folgender Inschrift anbringen:

„Ein Blümchen ohne Sonnenlicht
Welkt bald dahin und stirbt.
Ein Kind, zu dem nicht Liebe spricht,
Verkümmert und verdirbt.
Siehst du ein Menschenglück verwehn,
O, geh nicht kalt vorbei!
Wie leicht, wie leicht kanns wohl geschehn,
Bricht dein Glück auch entzwei."

Die von Neid und Bosheit erfüllte Pechmarie wurde im Laufe der Jahre immer häßlicher. Obgleich sie durch die Fürsorge Goldmaries als gut bemittelt gelten konnte, mußte sie doch einsam durchs Leben gehen.

Dieses Märchen hat weniger den Zweck, einen Mythus in poetischer Form wiederzugeben, als die altgermanische Vorstellung über das Verhältnis der Menschen zu den Gottheiten, besonders zum Seelenheime der Frau Holle — die Alte in der Unterwelt kann eben nur Holle sein — zur Anschauung zu bringen. Wie die Seele sich im Erdenleben bewährt hat, so wird sie im Seelenreiche sich bewähren, und dementsprechend kommt sie in einen höheren oder niederen Wirkungskreis zu den Menschen zurück.

„Marienkind“

ist ein Märchen, welches vom altgermanischen Glauben erheblich abweicht und in der Hauptsache aus christlichen Anschauungen sich entwickelt hat. Die Jungfrau Maria, welche den armen Holzhacker im Walde ersucht, ihr sein Kind zur Pflege und Erziehung zu überlassen, kann als Holle oder auch als Norne Skuld gedacht werden. Beiden aber fielen nur die Seelen der nicht im Kampfe für eine gute Sache gestorbenen Seelen zu, und diese kamen in das unterirdische Seelenreich, nicht in das Reich der Himmelsgottheiten. Außerdem hatte Helheim keine dreizehn für sich verschlossene Abteilungen. Freya, an deren Stelle auch häufig die Jungfrau Maria gesetzt worden ist, nahm allerdings Seelen auf, die für das überirdische Seelenheim bestimmt waren, aber diese mußten Einherier sein. Die Verchristlichung des Mythus verlangte, das Reich der guten Seelen als am Himmel, dasjenige der bösen Seelen als unter der Erde befindlich anzunehmen. Aus dem Heidentume wurde die Überlieferung der Vorstellung von einer Einteilung des Asenheims in dreizehn Himmelsburgen übernommen, von welchen je eine der zwölf ersten von einer Monatsgottheit, die dreizehnte von der Dreiheit Odin, Wili, We oder der späteren Dreiheit Odin, Hönir, Loki bewohnt ist. Diese ist also die strahlendste. Alles was mit ihrem Glanze in direkte Berührung kommt, wird vergoldet, so auch der Finger des Marienkindes, der Schlüssel in einem gleichartigen Märchen. Weil das Marienkind ungehorsam war, konnte es nicht im Himmel bleiben, mußte es auf die Erde zurück, wo es ihm zur Strafe noch schlecht gehen sollte. Als aber sein Eigenwille endlich gebrochen war, als es demütig wurde, begann für dasselbe eine Zeit des Glückes.

Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

In dem hier bezeichneten Märchen ist der Mann im Walde, welcher den durch Beschäftigungslosigkeit bedrängten Menschen gerne Arbeit gewährt, ein Naturgott. Das „Tischchen decke dich", das er dem Tischler gab als Lohn für geleistete Arbeit, stellt das den Besitzer ernährende Land vor, die Goldspende des Esels den aus der Verarbeitung der Landprodukte zu erzielenden Lohn, den Segen der Arbeit, und der Knüppel aus dem Sack ist der Blitzstrahl, durch welchen Thor die Wolke zwingt, das in ihr zurückgehaltene Wasser als Regen abzugeben, damit das Land fruchtbar werde und die Menschheit Brot, sowie Arbeit bekomme.

Das Märchen

„Der getreue Johannes"

scheint den Freyr- und Gerda-Mythus wiederzuspiegeln, allerdings mit größeren Abweichungen, als manche andere Märchen von den betreffenden Mythen aufweisen. Als der alte König kann nur Odin aufzufassen sein, und da dieser sich in Baldur verjüngt, müßte im Prinzen der Frühlingsgott Baldur zu sehen sein. Der Prinz holte sich aber seine Gemahlin, nachdem er ein Bild von derselben gesehen, aus einem fremden Lande, und Freyr sieht vom Hochsitze Odins aus im Riesenreiche die weithin leuchtende Gerda, verliebt sich in sie und beauftragt seinen Diener Skirnir, für ihn um die Hand der schönen Jungfrau zu werben. Diese ist als Riesentochter eine Liebhaberin von Gold, Silber und Edelsteinen. Nur Neps Tochter Nanna ist eine solche nicht. Der getreue Diener Skirnir weiß durch Zaubermittel die Gerda zu bewegen, daß sie zusagt, in einem Walde mit

Freyr zusammen zu treffen, wie Johannes im Märchen die Königstochter vom goldnen Dache durch eine List zu bestimmen weiß, auf das Schiff zu kommen und die kostbaren Schätze seines Herrn anzusehen. Es kommt noch in Betracht, daß Freyr in Abwesenheit Odins unberechtigter Weise dessen Hochsitz betrat, wie der Prinz gegen das Gebot des Königs einen Blick in die Kammer mit dem Bildnisse der Prinzessin that. Auf der Rückfahrt begleiten drei Raben das Schiff, welche voraussagen, was da kommen wird. Die Anwesenheit von Raben begründet die Annahme, daß in dem verstorbenen Könige der Gott Odin zu sehen ist. Das Brauthemd ist ein Erzeugnis, das fuchsrote Roß ein Tier des Loki, welcher im Dienste der Winterriesen das Wiedergrünen der Erde unter Freyr und Gerda verhindern will. Der getreue Johannes weiß beides unschädlich zu machen, wie der getreue Eckart dem Heere Odins voraufeilt, um Unheil zu verhindern. Das Märchen weicht insofern vom Göttermythus ab, als der Prinz, welcher nur mit Freyr identifiziert werden kann, als Sohn des Königs, in welchem nur Odin zu suchen ist, und als Erbe der Herrschaft, der er nicht sein kann, aufgeführt wird.

In dem Märchen:

„Der goldne Rehbock“

weist der goldfarbige Bock und der Wagen auf Thor zurück. Thor ist Beschützer der Landwirte. Diese opfern ihm gerne von den Erzeugnissen ihres Landes, daher fallen in seinen von einem Bocke, dem heiligen Tiere Thors, gezogenen Wagen von allen Seiten Produkte der Land- und Viehwirtschaft. Während der sieben Monate, die Thor auf Wanderungen verbringt, ist nicht nur der Blitzhammer, sondern auch der Wagen und Bock in der Gewalt der Riesen. Freyr und Gerda, Baldur und Nanna sind die ersten Mächte, welche den Einfluß der Riesen abschwächen, indem sie ein Eindringen in das Reich derselben und dadurch das Zurückbringen des Wagens mit dem

Böcke, sowie auch des Hammers ermöglichen. Die Enten sind dankbar dafür, daß die Gewässer wieder frei geworden sind, und bilden eine Brücke, um die Geister der guten Gottheiten über den großen Teich fahren zu lassen; aber das Riesenpaar, das ihnen auf lange Zeit das Wasser verschlossen gehalten hat, lassen sie in den Teich fallen, wo es am tiefsten ist.

Das Märchen

„Vom starken Johannes“

legt dar, wie Thor, der Sohn Odins und der Jördh, mit der Mutter bei den Riesen verweilen muß und dort Riesenstärke gewinnt. Es steht dies in Übereinstimmung mit der Überlieferung, daß die Götter von Zeit zu Zeit eines Trunkes aus der Riesenweltquelle Mimir bedürfen, um neue Kraft zu gewinnen. Thor schlug, als er sich stark genug fühlte, die Riesen nieder und eilte mit seiner Mutter in seines Vaters Odin Haus zurück. Darauf ging er in die Fremde, um in der Welt seine Kraft zu verwerten. Unterwegs verband er sich mit andern mächtigen Geistern, wie mit dem Tannendreher, das heißt dem Wirbelwinde, der mächtige Bäume wie eine Ruthe dreht, dann mit einem Felsensprenger, in welchem wohl Loki, aber eher noch Surtur zu sehen ist, der als warmer Südwind die Schneemauern zerstört und so die Eingänge zur Riesenwelt freilegt. Thor dringt in diese Welt, findet, daß der Herr derselben eine schöne Jungfrau gefangen hält, schlägt den Riesen nieder und befreit die Jungfrau, in welcher Iduna zu vermuten ist.

Der Glaube an böse Berggeister, welche Menschenkinder rauben, um sie der Riesenwelt zu überliefern, ist dem Märchen:

„Der alte Zauberer und seine Kinder“

zugrunde gelegt. Der Zauberer hatte einen Knaben und ein Mädchen geraubt. Der sehr aufmerksame Knabe bemerkte, daß der Berggeist seine Zaubersprüche aus einem Buche entnahm, und hatte darauf Acht,

an welchem Orte das Buch versteckt gehalten wurde. Waren die Kinder allein, nahm der Knabe das Buch vor und lernte fleißig daraus. Nachdem er etwas in die Geheimnisse des Zauberers eingeweiht war, sagte er, als dieser einmal wieder auf längere Zeit seine Höhle verlassen hatte, zu dem Mädchen: „Jetzt ist es Zeit, aus der Gewalt des bösen Mannes zu kommen!“ Die Kinder eilten so rasch, als ihre Füße sie tragen wollten, von der Höhle fort. Der Zauberer merkte nach seiner Rückkehr gleich, wohin die Kinder entflohen waren, und eilte ihnen nach. Als er aber von diesen bemerkt wurde, verwandelte sich der Knabe in einen Teich, das Mädchen in einen Fisch. Ehe der Zauberer ein Netz herbeiholen konnte, um den Fisch zu fangen, war kein Teich mehr da. Zum zweitenmale wußte der Knabe dem Zauberer zu entgehen, und zum drittenmale, nahezu eingeholt, verwandelte der Knabe sich in eine Dreschtenne, das Mädchen in ein Korn. Der Zauberer nahm die Gestalt eines schwarzen Hahns an, um das Korn aufzupicken, aber der Knabe erschien schnell als Fuchs, welcher dem Hahne den Kopf abbiß. Der schwarze Hahn kennzeichnet den Riesen als einen Berggeist, welcher der lichten Menschenwelt feindlich gesinnt ist.

Ein Gegenstück bildet das Märchen:

„Der dankbare Zwerg.“

Ein Bergmannspaar war kinderlos und hatte darum keine rechte Lebensfreude. Wenn auch manche Kinder ihren Eltern viel Kummer machten, die meisten bereiteten doch viele Freude, weil sie die liebevolle Fürsorge durch Fleiß und Gehorsamkeit lohnten. Die Kinder bringen Segen ins Haus, weil sie den Eltern Pflichten auferlegen, deren gemeinsame liebende Erfüllung ein schöner, beglückender Lebenszweck ist, der fest aneinander bindet und vor Verirrungen bewahrt. Mann und Frau schlossen in ihr tägliches Gebet den Wunsch ein, für ein Kind sorgen zu können. Eines Tages begann der Mann sein

Tagewerk unten im Schachte mit dem Stoßseufzer: „Ach, wenn du doch ein Kind hättest!“ Im nächsten Augenblicke stand ein Berggeist da und sagte: „Innerhalb Jahresfrist wird dein Wunsch erfüllt sein!“

An demselben Tage hatte ein Geist auch der Frau zu Hause diesen Bescheid gegeben. Die Eheleute gaben sich ganz einer beglückenden Hoffnung hin und arbeiteten noch fleißiger, als bisher. Als sie der Erfüllung ihres Wunsches in naher Zeit entgegensahen, mußte der Mann in einer Berufsangelegenheit eine mehrtägige Reise antreten. Auf der Rückreise hörte er aus dem Gewässer eines Thales, durch das er wanderte, ein Hilfegeschrei. Nach der Stimme zu urteilen, mußte ein Kind in Gefahr sein. Der Mann blickte um sich, sah einen etwa sechsjährigen Knaben mit den Wellen des Sturzbaches kämpfen, sprang in den Bach und rettete das Kind. Er nahm es mit nach Hause und war überzeugt, seine Frau werde das Kind mit Freuden aufnehmen. Zu seiner Überraschung wurde er gewahr, daß er Vater von zwei Knaben geworden war. Die Mutter wußte aber nicht, wie sie dieselben kleiden und pflegen sollte. Beim Anblicke des scheinbar sechsjährigen Knaben, den der Mann mitgebracht hatte, stieß die Frau den Schreckensruf aus: „Ach, das ist ja kein Kind! Das ist ja einer der Zwerge, welche Kinder stehlen! Fort, fort mit dem Zwerge, daß ich meine Kinder behalte!“ Bei diesen Worten nahm sie ihre beiden Knaben in die Arme und drückte sie fest an sich.

Der Zwerg hüpfte dem Manne vom Arme, ließ ein Päckchen fallen und verschwand. Die Mutter bat, ja die Thür fest zuzuriegeln, überhaupt dafür zu sorgen, daß der Zwerg in der Nacht nicht hereinkommen könne. Als der Vater sie beruhigt hatte, zeigte ihm die Mutter freudestrahlenden Gesichts die beiden kräftigen Jungen. Sie meinte, es heiße nun freilich tüchtig arbeiten, um für die beiden Knaben zu sorgen, aber das thäten sie ja gerne. Jetzt erst wurden die Eltern das von dem Zwerge zurückgelassene Päckchen gewahr. Der Vater öffnete es und fand darin für jedes Kind eine reiche Ausstattung, eine Perlenschnur und ein Schutzkraut. Die Mutter hing den Knaben die Ketten um, band das Schutzkraut daran und rief jubelnd aus: „Jetzt kann kein schwarzer Albe meinen Kindern etwas anhaben! O, es war ein guter Zwerg, den du mitgebracht hast! Er wird mir meine im Schreck ausgestoßenen Worte verzeihen.“

Als die Zeit der Taufe kam, waren die Eltern wieder in Verlegenheit, denn sie wußten nicht, wie sie die Gevattern bewirten sollten. Kurz vor dem Tauftage öffnete sich die Thür, und es wurden Tafelgegenstände und Nahrungsmittel hereingeschoben. Die Gäste konnten reichlicher bewirtet werden, als diese für möglich gehalten hatten.

Das Tafelgeschirr brachte der Vater am anderen Tage fein geputzt wieder an die Stelle, an welcher er den Zwerg gefunden hatte. Er legte es mit innigen Dankesworten ab, fügte aber keine Geschenke hinzu, weil er wußte, daß die guten Zwerge den Dank in Form von Geschenken übel deuten. Jedes Jahr bis zum dreizehnten Geburtstage legte der Zwerg für jeden Jungen sechs Goldstücke auf das Bett.

Oft sagten die beiden Eltern: „Wohlthun trägt Zinsen! Der Zwerg wollte durch sein Hilfegeschrei das Herz nur prüfen, und weil er es gut fand, hat er uns Wohlthaten erwiesen."

Das Märchen vom

„Rumpelstilzchen"

bringt in einfacher Weise zum Ausdrucke, daß Fleiß und guter Wille nicht nur bei den guten, sondern auch bei den bösen Geistern Anerkennung finden und unerwartete Hilfe in der Bedrängniß herbeiführen, selbst bei niedriger Geburt den Weg zum größten irdischen Glücke öffnen können. Das Männchen, welches der Müllerstochter Gold spinnt, ist einer von den Berggeistern, welche aus Stroh, wie aus jedem anderen, selbst dem geringwertigsten Material Gold zu machen verstehen, aber für die den Menschen geleisteten Dienste auch schwere Opfer fordern. Er gehört zur Klasse der bösen Zwerge, welche besonders gerne Kinder entführen. Auf einem hohen Berge, an einem Walde, da hat er sein Heim. Die Müllerstochter sollte, weil sie dem Könige viel Gold gesponnen hat, Königin werden, aber vor Erledigung ihrer letzten großen, von Menschenhänden nicht zu bewältigenden Arbeit mußte sie versprechen, für den Fall, daß sie Königin werde, dem

Zwerge ihr erstes Kind zu geben. Sie ist im Zweifel, ob ihr das Glück, Königin zu werden, zu Teil wird, und giebt daher das Versprechen. Der König erhebt sie jedoch zu seiner Gemahlin, und ein Jahr darauf erscheint der Zwerg und verlangt die Einlösung des Versprechens. Die Königin gerät in Verzweiflung, und der Zwerg thut auch, als habe er Mitleid mit der Mutter, die mit ganzer Seele an ihrem Kinde hängt. Er will sie von ihrem Versprechen entbinden, wenn sie innerhalb von drei Tagen seinen Namen nennen kann, aber er ist fest überzeugt, daß sie seinen Namen nicht zu erfahren vermag, denn die Namen, welche die Zwerge unter sich führen, sind ja in der Menschenwelt nicht bekannt. Jedoch ein guter Geist führte einen der zur Ermittelung von wenig bekannten Namen hinaus gesandten Boten zu der Stunde nach der Behausung des Zwerges, als dieser um ein vor dem Hause brennendes Feuer hüpfte und dabei jubelte:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
Übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind.
Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß."

Der Bote machte der Königin Mitteilung von dem, was er gesehn und gehört, und diese erwartete nun leichteren Herzens den Zwerg. Als er kam und von der Königin seinen Namen nennen hörte, stampfte er wutentbrannt so heftig auf die Erde, daß er mit dem rechten Beine bis an den Leib versank. Dann nahm er in seinem Zorne das linke Bein und riß sich in zwei Hälften.

Die poesievolle Vorstellung über die Beziehungen zwischen den Seelen in der Menschenwelt und denjenigen in Helheim, wie auch in Asgard findet sich in mehreren Dichtungen, auch in dem Märchen:

„Das Totenhemd"

ergreifend dargelegt. Eine Mutter hatte einen sieben Jahre alten Knaben, der so artig war und so schöne Geisteseigenschaften besaß, daß alle Menschen, die ihn kennen lernten, ihm eine herzliche Zuneigung schenkten. Das liebe Kind wurde krank und starb schon wenige Tage darauf. Die Mutter konnte sich gar nicht trösten,

jammerte und weinte Tag und Nacht und meinte, der Herrgott sei doch gar zu hart gewesen, indem er ihr das gute Kind genommen. In einer Nacht saß sie auch in ihrem Bette und weinte bitterlich, da wurde die Thüre zur Kammer geöffnet, und es trat ihr Kind im Totenhemdchen, mit dem Kranze auf dem Kopfe, herein, setzte sich an das Bett der Mutter und bat: „Liebe Mutter! weine doch nicht so viel um mich! Alle deine Thränen fallen auf mein Totenhemdchen, und so wird dieses ja nicht trocken. Wenn du mich auch nicht siehst, bin ich doch um dich!"

Nach dem Märchen:

„Das Thränenkrüglein"

fielen die Thränen der Mutter in ein Krüglein, und mit diesem kommt das verstorbene Töchterchen in der dritten Nacht nach seinem Hinscheiden, um die Mutter zu bitten, sie möge doch nicht mehr weinen. Das Krüglein sei schon ganz voll von Thränen und werde überlaufen, wenn die Mutter weiter weine, und fließe ein Thränenkrüglein über, dann könne die Seele, welcher der Krug gehöre, nie zur Ruhe kommen.

Im Märchen:

„Die weiße Schlange"

ist der König, dessen Weisheit im ganzen Lande bekannt war und gerühmt wurde, und der über alle Vorgänge sich unterrichtet zeigte, so daß es schien, als werde ihm „von den verborgensten Dingen sofort Kunde zugetragen", unschwer als Odin zu erkennen. Die weiße Schlange ist ein Symbol der schaffenden Naturkraft, das bedeutsamste Geschöpf im befruchtenden Wasser. Ohne Licht und Feuchtigkeit kann sich aus

dem Erdstoffe keine Schöpfung entwickeln. Odin muß sich daher mit Wanen, Luft-, Erd- und Wassergeistern verbinden. Wie ihm die nützlichsten Landtiere heilig sind, so auch die wichtigsten Wassertiere. Die Schlange, besonders die weiße Schlange als vornehmstes Tier des allseitig befruchtenden feuchten Elementes giebt die Fähigkeit, die Tierwelt zu verstehen. Der Diener des Königs genoß ebenfalls von der Schlange, von welcher der König täglich ein Stückchen zu sich nahm, und so lernte er das Schnattern der Ente verstehen, welche einen vom Fenster der Königin herabgefallenen Ring verschluckt hatte. Der Verdacht, den Ring entwendet zu haben, war auf den Diener gefallen, und wenn dieser seine Unschuld nicht beweisen konnte, verlor er sein Leben. Dafür, daß er unschuldig verdächtigt worden war, durfte er sich eine Gnade ausbitten. Er wünschte, um sich die Welt ansehen zu können, Geld und ein Pferd. Auf seinen Reisen erwies er den Tieren manche Wohlthat, die ihm später reichlich vergolten wurde. Er erwarb sich schon dadurch Dank, daß er bemüht war, jede nutzlose Schädigung auch der kleinsten Tiere zu vermeiden. Er kam in einen Ort, in welchem bekannt gemacht wurde, die Königstochter suche einen Gemahl. Wer aber um sie freien wolle, müsse eine schwere Aufgabe lösen. Im Falle des Mißlingens verliere der Bewerber sein Leben. Die Aufgabe bestand darin, daß er einen in das Meer geworfenen Ring vom Meeresgrunde herauf holen sollte. Komme er ohne den Ring aus dem Meere, so werde er hinabgestürzt auf den Grund. Wie er so am Meeresufer stand und über die Bedenklichkeit seiner Lage nachdachte, kamen drei Fischchen angeschwommen und legten eine Muschelschale, in welcher der Ring lag, an das Ufer. Frohbewegt und mit dem Gefühle der Dankbarkeit gegen die Fische brachte er den Ring dem Könige. Die Königstochter hatte unterdeß vernommen, daß sich ein Bewerber um ihre Hand eingestellt habe, und wessen Standes derselbe sei, und nun wollte sie ihn nicht zum Gemahle haben. Sie verlangte daher die Lösung einer zweiten und zwar noch schwierigeren Aufgabe, das Auflesen von zehn Säcken voll in das Gras gestreuter Hirse während der Nacht. Wenn sich nach Sonnenaufgang noch ein Körnchen Hirse im Grase finden lasse, so solle der Bewerber die Hand der Prinzessin nicht haben. Der ehemalige Königsdiener begab sich verzweiflungsvoll in den Garten, wo die Hirse Abends

ausgestreut wurde. Er hielt die Aufgabe für unlösbar und fürchtete, am anderen Tage zum Tode geführt zu werden. Da er aber auf seinem Ritte einem Ameisenzuge ausgewichen war, um keine Ameise zu zertreten, so kam jetzt eine große Schar dankbarer Ameisen und las die Körner zusammen. Er hatte blos die Mühe, einen Sack nach dem anderen aufzuhalten. Die Prinzessin staunte, als sie am Morgen die Arbeit geleistet sah, wollte aber auch jetzt noch nicht das gegebene Wort halten, sondern verlangte, der Jüngling solle einen Apfel vom Baume des Lebens bringen. Auch diese Aufgabe würde der junge Mann nicht haben lösen können, wenn nicht drei junge Raben, denen er das Leben gerettet, ihm gefolgt wären und Kenntnis von der Forderung der Prinzessin erhalten hätten. Sie flogen zum Baume des Lebens, nahmen von ihm einen Apfel, und zu ihrem Retter zurückgekehrt, ließen sie vor diesem den Apfel fallen. Nun mußte sich die Prinzessin fügen und den Fremdling trotz seiner niedrigen Geburt zum Gemahle nehmen.

Der Baum des Lebens ist der Baum Yggdrasil, mit welchem Odins Raben in Verbindung stehen. Die Märchen: „Mann ohne Herz", „Der Glasberg", „Der Wachholderbaum" und „Die weiße Schlange" haben mehrere verwandte Züge.

In dem Märchen

„Das blaue Licht"

ist Freyr nicht, wie in anderen Märchen, als Königssohn, sondern als Soldat eines Königs aufgeführt. Im Sommer verliert Freyr sein Schwert, er kann daher nicht mehr an dem Kampfe der Asengötter für das allgemeine Wohl Teil nehmen. Es möge daran erinnert werden, daß das Schwert Freyrs als Nordlicht zu deuten ist, welches von April ab rasch seltener und schwächer leuchtet und im Juni und Juli nicht sichtbar ist. In Freyr ist das irdische Licht personifiziert, und daher ist er, obgleich Wane, unter die Lichtgötter aufgenommen worden. Das irdische Licht gehört dem Bereiche der Erd-

göttin an, und Freya ist es, welche die Höhle der Hyndla mit Flammen, d. h. mit Elmsfeuer umgiebt. Zur Zeit des höchsten Glanzes der Nordlichter steigen aus der Erde Strahlenbüschel auf, es wird die Riesentochter Gerda sichtbar, und mit dieser muß sich Freyr verbinden, da sie ihm ihrem Wesen nach nahe steht. Er wirbt aber nicht selbst um sie, sondern läßt sie durch einen untergeordneten Geist sich zuführen. Durch Freyr und Gerda wird die Erde zur Entwickelung einer neuen Schöpfung fähig gemacht. Freyrs Eber reißt die Erde auf zur Aufnahme des Samens, und so heißt es nach Grimm in unserem Märchen von dem Soldaten, der nicht mehr dienstfähig und daher entlassen war: Er kam in einen Wald, und als es stockfinster war, sah er ein Licht. Er näherte sich demselben und gelangte zu einem Hause, in welchem sich eine Hexe befand. Diese gewährte ihm auf seine Bitte Nachtquartier und Nahrung, forderte aber dafür, daß er ihr den Garten umgrabe. Nachdem er damit fertig war, mußte er auch für Heizung im Winter sorgen, Holz zerkleinern. Nun wollte die Hexe, d. h. die Erdgöttin, das jetzt tief in der Erde verborgene irdische, blaue Licht wieder auf die Oberwelt gebracht sehen, und so mußte der Soldat in einen tiefen, wasserleeren Brunnen steigen, auf dessen Grunde sich das Licht befand, das nie verlöschte. Als die Hexe den Soldaten so weit heraufgezogen hatte, daß sie ihm das Licht abnehmen konnte, griff sie darnach, aber der Soldat erklärte, zur Hergabe des Lichtes nicht eher bereit zu sein, als bis er wieder festen Boden unter sich habe. Da ließ ihn die Hexe wieder in die Tiefe des Brunnens gleiten. Der Soldat gab sich verloren und wollte sich nun noch den letzten Genuß bereiten, zu welchem eine Pfeife Tabak ihm die einzige Möglichkeit gewährte. Er brannte den Tabak an dem blauen Lichte an, und bald darauf stand ein kleines schwarzes Männchen vor ihm. Dieses fragte: „Herr, was befiehlst du?“ „Was habe ich dir denn zu befehlen?“ antwortete verwundert der Soldat. „Ich muß alles thun, was du verlangst, da du an dem blauen Lichte etwas angezündet hast!“ sagte das Männchen. „Gut, so hilf mir zunächst aus dem Brunnen,“ sprach der Soldat. Das Männchen führte ihn durch einen unterirdischen Gang und nahm das blaue Licht mit. Auf Geheiß eignete sich der Soldat von den hier aufgehäuften Schätzen so viel Gold an, als er zu tragen vermochte.

Auf der Oberwelt angekommen, verlangte er, daß die alte Hexe vor Gericht geführt werde, und gleich darauf kam sie auf einem wilden Kater wie im Sturmwinde daher geritten. Was aus ihr geworden ist, meldet das Märchen nicht.

Der Soldat kehrte zurück in die Stadt, aus der er gekommen war, kleidete sich gut und nahm Wohnung in einem Gasthofe. Nachdem er seine Wohnräume schön hatte einrichten lassen, zündete er seine Pfeife an dem blauen Lichte, das ihm das schwarze Männchen mitgegeben hatte, an, und sofort stand dieses wieder vor ihm. Er sprach: „Ich habe dem Könige treu gedient, so lange ich konnte. Als meine Dienstunfähigkeit eintrat, hat er mich entlassen und dem Hunger preisgegeben. Dafür will ich mich rächen, und du mußt mir helfen."

„Was soll ich thun?" fragte der Kleine.

„Wenn die Königstochter schläft, sie hierher bringen, ohne daß sie aufwacht."

Das Männchen sprach: „Für mich ist das eine Kleinigkeit, aber dir wird es schlimm ergehen, wenn herauskommt, daß du die Veranlassung bist."

Der Soldat blieb bei seinem Verlangen, und Nachts 12 Uhr wurde ihm die schlafende Königstochter gebracht. Er forderte dieselbe nun auf, die Zimmer zu fegen, Geschirr usw. zu waschen, Stiefel zu putzen und dergleichen mehr. Sie that alles stumm mit halbgeschlossenen Augen, und bei dem ersten Hahnenschrei trug das Männchen sie in das Schloß und in ihr Bett zurück.

Als die Königstochter am Morgen aufgestanden war, kam ihr vor, als hätte sie geträumt, die Magd eines Soldaten gewesen zu sein. Sie erzählte den Traum ihrem Vater, und dieser hielt im Glauben an das Walten der Geister für möglich, daß seine Tochter in der Nacht entführt und wieder zurückgebracht worden sei. Er gab seiner Tochter den Rath, in der nächsten Nacht eine durchlöcherte Tasche mit Erbsen anzufüllen, welche während des Tragens herausfallen und den Weg anzeigen würden, wohin sie getragen worden. Das schwarze Männchen stand unsichtbar dabei und nahm sich vor, das Auffinden des Weges zu vereiteln. Bevor es die Königstochter abholte, ließ es Erbsen in allen Straßen streuen, und so wurde der König in seiner Erwartung getäuscht. Die Prinzessin mußte in der Wohnung des

Soldaten wieder allerhand Magddienste thun und erzählte davon ihrem Vater. Dieser zweifelte jetzt erst recht nicht, daß seine Tochter in der Nacht von Geistern fortgetragen worden, denn in der durchlöcherten Tasche waren keine Erbsen mehr. Nun riet der König, seine Tochter möge, wenn sie wieder in die Wohnung des Soldaten gebracht werde, dort einen Schuh verstecken. Der Kleine hörte auch dieses und ermahnte den Soldaten, von seinem Verlangen, die Prinzessin nochmals zu bringen, abzustehen, denn gegen dieses Entdeckungsmittel gebe es keinen Schutz. Der Soldat blieb aber bei seiner Forderung, die Prinzessin in der folgenden Nacht herbeizutragen. Es geschah, und die Prinzessin versteckte einen Schuh. Am Tage ließ der König alle Häuser durchsuchen, und der Schuh wurde in der Wohnung des Soldaten gefunden. Dieser flüchtete, wurde jedoch eingeholt, in ein Gefängnis geworfen und an Ketten geschmiedet. Als er allein war, zündete er seine Pfeife an dem blauen Lichte an, worauf das schwarze Männchen sogleich dastand und sagte:

„Du wirst nun vor die Richter geführt. Füge dich ruhig in alles, was über dich verhängt wird, aber nimm das blaue Licht mit."

Obgleich dem Soldaten nichts Böses erwiesen werden konnte, wurde er doch zum Tode verurteilt. Als er auf den Richtplatz hinausgeführt werden sollte, bat er um eine letzte Gunst.

„Um welche?" fragte der König.

„Daß ich auf dem Wege noch eine Pfeife rauchen kann."

Der König gestattete dies, und kaum waren einige blaue Ringel aus der Pfeife aufgestiegen, da stand das schwarze Männchen wieder da, fragend, was sein Herr befehle. Dieser gebot:

„Schlage die Richter und ihre Häscher nieder, verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat."

Das Männchen ließ einen Knüppel blitzschnell hin und herfahren, und wer davon nur berührt wurde, fiel sofort zu Boden, unfähig, sich gegen die Schläge zu wehren. Der König bat um sein Leben, und es wurde ihm unter der Bedingung gelassen, daß er seine Tochter dem Soldaten zur Gemahlin gebe und sein Reich an diesen abtrete.

Dieses Märchen ist, wie manches andere, eine ungetreue Überlieferung des Göttermythus. Das schwarze Männchen erscheint zunächst als S c h w a r z a l b e, am Schlusse aber als ein Geist des Blitze-

schleuderers Thor, welcher nicht als Schwarzalbe erscheinen kann. Die Hexe kommt auf einem Kater geritten, was auf Freya schließen läßt, die in christlicher Zeit zur Hexe gestempelt wurde. Freyas Wirksamkeit wurde durch Freyr vorbereitet. Sie ist auch Schwester des Freyr, sie konnte daher nicht für die von demselben geleisteten Dienste undankbar sein, was sie aber dem Märchen nach gewesen sein würde. Wie Freyr durch einen untergeordneten Geist um die Gerda werben läßt, so fordert der Soldat von dem ihm untergebenen Männchen, die Prinzessin ihm zuzuführen. Das Märchen läßt dieser aber eine schlechte Behandlung von dem Soldaten widerfahren, was ungehörig ist, zumal sie die Gemahlin des Soldaten werden soll. Gerda ist eine Riesentochter, also müßte der König als Riesenfürst zu deuten sein, in dessen Dienst der Soldat gestanden. Dies stimmt ebenfalls nicht mit dem Mythus, denn als Freyr Gerda kennen lernte, war er im Dienste der Asen. Dagegen stimmt wieder mit dem Mythus, daß er den Riesenfürsten und seine Geister niederschlagen ließ.

Nach Colshorn wird in Wunstorf, Provinz Hannover, Folgendes erzählt:

Die Brüder Osten, Westen, Norden und Süden

wohnten weit voneinander und pflegten sich jedes Jahr einmal zu besuchen. Einst hatten sie sich bei Osten versammelt, und als sie genug beraten, auch gegessen und getrunken hatten, wollten Westen, Norden und Süden in ihre Heimat zurück. Wohin sie sich auch wenden mochten, sie mußten über einen hohen Glasberg, auf welchem ein Menschenfresser hauste. Norden suchte zuerst den Glasberg zu erklettern; so oft er aber auch ansetzte, er rutschte jedesmal wieder herunter. Endlich erschien oben eine alte Frau, die rief:

„Halte dich rechts und komm herauf.“

Er hielt sich rechts, fand einen Aufgang, stieg hinauf und sprach zu der Frau:

„Ich bin müde, kann ich hier übernachten?"

„Nein!" war die Antwort. „Halte dich links und steige hinab."

Als er dringender um Quartier bat, entgegnete die alte Frau: „Es geht nicht an; kommt der Menschenfresser nach Hause, so bist du verloren."

„Sei ohne Sorge," fuhr Norden fort, „ich verstecke mich im Keller, wo er mich gewiß nicht finden soll."

Die Frau mochte warnen, so viel sie wollte, er stieg in den Keller und kroch durchs Spundloch in ein leeres Bierfaß. Gleich nachher trat der Menschenfresser derartig stampfend ins Haus, daß die Sparren knackten, und brüllte: „Ich rieche Menschenfleisch." Die Frau antwortete: „Du bist nicht recht klug; es ist keins da!" „Ich rieche Menschenfleisch!" schrie der Riese, durchsuchte das ganze Haus, ging endlich in den Keller, zerschlug das leere Bierfaß und verschluckte den armen Norden. Hierauf verließ er das Haus wieder und stieg mit zwei Schritten den Berg hinab.

Als Norden halb hinauf war, fing Westen auch zu klettern an, und er kam einige Stunden nach jenem oben an. Als er die alte Frau erblickte, sagte er: „Ich bin müde, kann ich hier nicht übernachten?"

„Nein!" war die Antwort. „Halte dich links und steige hinab."

Westen hörte nicht auf zu bitten, die Frau aber entgegnete: „Es geht nicht an; kommt der Menschenfresser nach Hause, frißt er dich so gut, wie er den armen Norden gefressen hat." „Ist Norden tot?" fragte Westen. „Nun, mich soll der Menschenfresser nicht finden!"

Die Frau mochte warnen, so viel sie wollte, Westen stieg in den Keller und kroch durchs Spundloch in ein leeres Weinfaß. Gleich nachher trat der Menschenfresser wieder ins Haus, daß die Sparren knackten, und brüllte: „Ich rieche frisches Menschenfleisch!" „Du bist nicht recht klug!" sagte die Frau; „es riecht noch nach Norden!" „Ich rieche frisches Menschenfleisch!" brüllte der Riese, durchsuchte das ganze Haus, ging endlich in den Keller, zerschlug das leere Weinfaß und fraß den Westen auf, worauf er das Haus wieder verließ.

Als Westen halb hinauf war, fing Süden auch zu klettern an, und einige Stunden später war er oben. Wie die beiden ersten

Brüder, so bat auch er um Quartier, und ihm antwortete die Frau ebenfalls: „Nein, halt dich links und steige hinab“, und als er nicht aufhörte zu bitten: „Es geht nicht an; kommt der Menschenfresser nach Hause, frißt er dich so gut, wie er Norden und Westen gefressen hat.“

Sind Norden und Westen tot?“ fragte Süden. „Nun, so soll der Menschenfresser büßen!“ Darauf eilte er in den Garten, grub vor einem Wachholderbaume ein tiefes Loch, setzte einen Topf voll heißen Wassers hinein und versteckte sich hinter den Busch. Jetzt kam der Menschenfresser nach Hause und brüllte: „Ich rieche frisches Menschenfleisch!“ Die Frau antwortete: „Du bist nicht recht klug; es riecht noch von Norden und von Westen.“ „Ich rieche frisches Menschenfleisch!“ brüllte der Riese, durchsuchte das ganze Haus und lief endlich in den Garten. Als er hier Süden witterte, stürzte er auf den Wachholderbusch los, fiel in die Grube und war tot. Rasch kam Süden hervor, zog den Riesen heraus, schnitt ihm den Bauch auf, und Norden und Westen sprangen daraus hervor. Westen stöhnte: „Das war ein düsteres Lager!“ Norden meinte: „Das war eine heiße Brühe!“ Hierauf trennten sich die Brüder und gingen ihrer Heimat zu.

Die Brüder sind als Gottheiten der vier Weltgegenden oder auch der vier Jahreszeiten zu fassen. Wie Thor im Winter nach Osten geht, so gehen auch Norden, Westen und Süden im Winter nach Osten, und bei Beginn des Lenzes begeben sie sich in die Heimat zurück. Sie müssen über die Winterriesenwelt, den Eisberg, Glasberg, hinweg, und der Süden, der Herr derjenigen Welt, aus welcher der die Winterprodukte auflösende warme Wind und der warme Regen kommt, bringt den Winterriesen um. Darauf setzen die drei Brüder ihre Wanderung nach der Heimat fort, wo sie ihre Herrschaft wieder ausüben und neues Leben hervorrufen. Wie im Märchen: „Der goldne Rehbock“ ist auch hier die Frau des Menschenfressers, des Winterriesen, den Menschen nicht feindlich gesinnt. Sie ist eben die Vertreterin der nach Entwickelung strebenden Erdkraft, wie die Jördh, eine Gemahlin des Odin, und die Gerda, Gemahlin des Freyr.

Das von Colshorn erzählte Märchen:

„Der verwunschene Frosch“

ist seinem Wesen nach dem Märchen „Nußzweiglein“ gleich. Dem genannten Erzähler ist dasselbe in Platendorf, Provinz Hannover, in folgender Weise mitgeteilt worden:

„Es war einmal ein Kaufmann, der hatte drei Töchter. Seine Frau aber war beim lieben Gotte. Einst wollte er über das Weltmeer nach einem fremden Lande, um Gold und andere kostbare Sachen zu holen. Er tröstete die weinenden Kinder und sagte: „Ich bringe euch auch was Schönes mit! Was wünscht ihr euch?“ Die älteste Tochter sagte:

„Ich wünsche ein seidenes Kleid, es muß aber von dreierlei Seide sein“; die zweite: „Ich möchte einen Federhut mit dreierlei Federn haben“; die jüngste: „Ich bitte um eine Rose, lieber Vater, sie muß aber frisch und von dreierlei Farben sein.“ Der Kaufmann sagte Erfüllung der Wünsche zu, küßte die Töchter und reiste ab. Im fremden Lande angekommen, bestellte er ein Kleid von dreierlei Seide und einen Hut von dreierlei Federn, und beides wurde in seltener Pracht hergestellt. Nun sandte er auch Boten aus durch das ganze Land, um für seine jüngste und liebste Tochter die dreifarbige Rose zu suchen. Alle kamen jedoch mit leerer Hand zurück, obgleich der Kaufmann viel Geld ausgesetzt hatte, und obgleich es dort mehr Rosen gab, als Gänseblümchen bei uns. Traurig fuhr er wieder heim, und auf der ganzen Reise war er mißmutig. Diesseits des Weltmeers kam er vor einem großen Garten vorbei, in welchem es nichts als Rosen gab. Er ging hinein und suchte, und siehe, auf einem schlanken Strauche mitten im Garten saß eine dreifarbige Rose! Voller Freude brach er sie und wollte wieder zurück, da fühlte er sich aber wie festgewurzelt, und hinter ihm rief eine Stimme: „Was willst du in meinem Garten?“ Er sah hin und bemerkte am Ufer eines klaren Teiches einen großen Frosch, der ihn mit seinen großen Augen anstierte, indem er sagte:

„Du hast meine liebe Rose abgebrochen, wofür du dem Tode verfallen mußt, wenn du mir nicht deine jüngste Tochter zur Frau giebst.“

Der Kaufmann erschrak und flehte, es möge ihm doch um seiner Töchter willen das Leben gelassen und die Weiterreise gestattet, seiner jüngsten Tochter Freiheit in der Wahl eines Lebensgefährten gewährt werden. Alles Bitten war jedoch vergeblich, und endlich mußte er sich entschließen, seine liebste Tochter dem häßlichen Frosche zu verloben. In demselben Augenblicke waren seine Füße gelöst, und er wanderte aus dem Garten hinaus. Der Frosch rief ihm noch nach: „In sieben Tagen hole ich meine Gemahlin.“

Das war ein Herzeleid, als der Kaufmann bei Überreichung der Rose der jüngsten Tochter den Vorfall erzählte. Und als der gefürchtete Tag kam, da kroch die Braut unter das Bett, denn sie wollte nicht mit. Um Mittag kam ein stattlicher Wagen angefahren, in welchem der Frosch saß. Die von diesem in das Haus geschickten Diener gingen stracks in die Kammer, holten die schreiende Jungfrau unter dem Bette hervor und trugen sie in den Wagen. Die Rosse zogen an und eilten rasch davon. Nach kurzer Zeit war der Wagen in dem schönen Rosengarten. Mitten in demselben, dicht hinter dem klaren Teiche, stand ein kleines Haus. Die Braut wurde in dieses Haus gebracht und auf ein weiches Bett gelegt. Der Frosch sprang zu gleicher Zeit in den Teich. Als es dunkel wurde und die Jungfrau aus einer Ohnmacht erwachte, hörte sie, wie der Frosch im Teiche wundersüße Weisen sang. Je näher die Mitternacht kam, um so lieblicher sang er, und immer näher und näher kam der Gesang heran. Um Mitternacht öffnete sich die Kammerthür, und der hereinhüpfende Frosch sprang auf das Bett. Mit seinen süßen Liedern hatte er das Herz der Jungfrau gerührt, und so nahm ihn diese unter die Decke. Als sie am andern Morgen die Augen aufschlug, da sah sie keinen häßlichen Frosch, sondern einen schönen Prinzen. Dieser dankte ihr herzlich und sagte: „Du hast mich erlöst und bist nun meine Gemahlin!“ Beide haben viele Jahre glücklich zusammengelebt.“

Dieses Märchen giebt einen Mythus entstellt oder in unklarer Form wieder. Der klare Teich ist als ein Weiher, ein geweihter Teich anzusehen, der den Eingang zum Seelenreiche und Rosen-

garten bildet. Wie eine Schicksalsjungfrau als Frosch erscheint, so auch die Seele des aus der Menschenwelt verbannten Prinzen. Nur eine gute Menschenseele konnte den zur Wiedereinführung in das Menschenleben erforderlichen Einfluß auf die Prinzenseele ausüben, und diese Seele war die jüngste Tochter des Kaufmanns, welche kein schmuckvolles Kleid, keinen schönen Hut gewünscht hatte, sondern eine dreifarbige Rose, die Blume des Seelengartens, in welchem Seelen aus drei Welten zusammen kamen, Seelen aus der Asenwelt, Wanenwelt und Menschenwelt. Die sieben Tage sind die sieben Monate, welche eine Asenseele jährlich in der Unterwelt zubringen muß, wie Baldur.

---

2. Sagen.

Kyffhäusersage
und verwandte Sagen.

Verschiedene Völker, auch unkultivierte, wie Indianerstämme Nordamerikas, haben in Sagen den Glauben an die Rückkehr eines Kriegs- oder Geisteshelden, welcher in der Zeit der höchsten Not dem Volke ein Retter sein werde, von Generation zu Generation überliefert. Das deutsche Volk hat mehrere solche Sagen, es sind dieselben jedoch in der Hauptsache auf eine und dieselbe Quelle zurückzuführen. Die weiteste Verbreitung im Volke hat die Kyffhäusersage gefunden. Nach derselben soll in der Burg Kyffhausen Kaiser Friedrich I., Barbarossa, verzaubert schlafen, auf einem Stuhle sitzend und mit auf den Tisch gestemmten Armen den Kopf stützend. Der Schlaf soll so lange dauern, bis die Raben nicht mehr um den Tisch kreisen. Hierzu ist folgende Erklärung zu geben:

Die Raben sind Tiere Odins und der Unterwelt, Vermittler zwischen den Mächten des lichtvollen Himmels und der dunklen Unterwelt, zwischen Tag und Nacht. Sie verkehren mit den Geistern der Dunkelheit, in welche das Kommende, Künftige gehüllt ist, können daher Kunde bringen von dem, was nächstens geschehen soll. Nach einem blutigen Kampfe lassen sie sich auf dem Kampfplatze nieder, zehren, wie auch die Wölfe, die Leichen der Gefallenen auf und erweisen sich also auch in dieser Beziehung als im Dienste Odins stehend. Auf seinem Throne in Walhalla sitzend, empfängt er durch die zufliegenden Raben unaufhörlich Kunde von den Vorgängen

in der Welt. Ein Rabe ist immer als zugeflogen und in das Ohr Kunde gebend, ein zweiter auf der anderen Seite als im Abfliegen begriffen zu denken. Den sein Haupt bedeckenden Helm krönt ein im Auffluge begriffener Adler. Das Haupthaar ist lang wie sein Barthaar. Im rechten Arme hält er einen angelehnten Speer. Auf jeder Seite seines Thrones sitzt ein des Winkes gewärtiger Wolf. Hat Odin aber nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche seinen Hochsitz verlassen, dann kämpft er noch als Führer des wilden Heeres, der wilden Jagd, und endlich verläßt er auch den Luftkreis, steigt er ganz von der Welteische Yggdrasil herab, wandert er auf der Erde herum oder waltet als Berggeist. Nach der Sage schläft er hundert Jahre. Es sind dies die hundert Tage des Winters, während welcher Zeit Odin keine Kraft, keinen Einfluß zu entwickeln vermag. Die Sage läßt ihn daher schlafen. Die Raben halten sich während dieser Zeit in der Nähe menschlicher Wohnungen auf. Aber wenn der Spörkelmonat, der Februar, da ist, wenn die Fesseln, mit welchen die Winterriesen die Erde umschlossen haben, mürbe werden, wenn sie springen und die Erde wenigstens stellenweise sichtbar wird, dann verlassen die Raben das Gebiet der menschlichen Wohnungen, fliegen sie wieder in das Land hinaus. Sie fliegen zu Odin, um ihm Kunde zu geben, daß die Zeit des Wirkens, des Kämpfens wiedergekommen ist. „Die Raben fliegen um den Berg" heißt so viel als, „sie fliegen nicht zu Odin hinein, weil sie keine Kunde zu geben haben". Wenn sie zu melden haben, daß der Kampf beginnt, dann fliegen sie in den Berg und flüstern dem Odin ins Ohr, was vorgeht; dann erwacht Odin, verläßt er seine Halle, um an die Spitze seines aus Göttern, Göttinnen, Einheriern und anderen Seelen bestehenden Heeres zu treten und für Erneuerung der alten Herrlichkeit zu kämpfen.

In den hessischen Odenberg, Odinberg setzt die Sage an Stelle Odins Kaiser Karl den Großen, auch Karl V., in den Berg des Schlosses Trifels, des Aufenthaltsortes für den gefangenen König Richard Löwenherz, ebenfalls Friedrich Barbarossa. Unter dem Schlosse Hochberg im Badischen sitzen der Sage nach zwölf Männer, welche mit goldenen Kugeln (Sonnenkugeln) spielen. Wenn das Vaterland in Not ist, kommen sie heraus, für das Reich zu streiten.

Es sind dies die zwölf Asen, Lichtgottheiten. In dem Berge des Schlosses Geroldseck schläft mit seiner Heldenschar Siegfried, der in der Heldensage als Drachenkämpfer, mithin als Odin auftritt. Im Elsaß ist diese Sage bis auf die neueste Zeit übertragen worden, und Ferrand, einer der elsässischen Dichter, welche als einzelne Kämpfer inmitten einer feindlichen Welt die Fahne des Germanentums hochzuhalten suchten, hat die Geroldsecksage benutzt, die Elsässer daran zu erinnern, daß sie nach ihren Volkssagen, Sitten und Gebräuchen Deutsche sind, hat sie ermahnt, nicht daran zu zweifeln, daß sie einstmals wieder Deutsche werden könnten. Von der unter dem Schlosse Geroldseck schlafenden Heldenschar sagt er:

„Und in dem Volke von Mund zu Mund
Die dunkle Sage geht,
Daß einst in ihrer alten Kraft
Die Heldenschar ersteht.

Wenn seinem Untergange nah,
In höchster Not das Land,
Dann stehn sie auf und schützen dich,
Du deutsches Vaterland!"

Die Heldenschar von Geroldseck ist erwacht; das deutsche Volk hat den großen Kampf ruhmvoll und glücklich, weil in Eintracht bestanden, und die deutschen Brüder, welche zwei Jahrhunderte hindurch von uns getrennt waren, gehören wieder dem deutschen Reiche an.

Die Hackelbärendsage hat bereits Seite 38 u. 76 eine Erläuterung gefunden. Hier möge noch erwähnt werden, daß Hackelbärends Tod durch einen Eberzahn an die phönikische Adonissage erinnert, welche den Frühlingsgott Adonis zur Zeit der Sommersonnenwende sterben läßt, wogegen der Führer des wilden Heeres, der Vertreter des herbstlichen Odin, zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche stirbt. Es läßt dies die Annahme zu, daß Odin in vorgeschichtlicher Zeit Frühlingsgott war, dann, wie Zeus bei den Griechen, als oberster Gott angesehen, als Frühlingsgott durch Baldur ersetzt wurde, welcher im Wesentlichen dem Adonis und dem Frühlingszeus entspricht.

Dem wilden Heere geht der getreue Eckart voraus, die Leute ermahnend, sie möchten, um sich vor Schaden zu bewahren, aus dem Wege gehen. In dieser Figur ist Thor, der treue Begleiter Odins, zu vermuten. Die Erwähnung des Dietrich von Bern als Hackelbärend ist eine späte Unterschiebung.

Genovefa.

Von verschiedenen Seiten ist die Genovefasage als eine Erfindung, Dichtung bezeichnet worden. Seuffert meint, es sei dieselbe einem Mönche zu danken, der im Kloster Laach gelebt hat. Als eine freie Erfindung kann diese Sage jedoch nicht angesehen werden, denn sie hat zu viel gemeinsam mit zwei Überlieferungen aus dem germanischen Götterglauben, wie viele aus gleicher Quelle kommende Märchen und Heldensagen. Es ist nicht der Ursprung, sondern nur die Umarbeitung einer Mythe in eine Sage mit geschichtlichem Hintergrunde in das 14. Jahrhundert zu verlegen. In der Sage fällt zunächst die siebenjährige Trennung auf. Bei der Übertragung von Göttermythen auf Heldensagen sind immer Monate in Jahre ververwandelt. Sieben Jahre verweilte Odin-Wodan im Osten bei der Rinda, sieben Jahre irrte er umher, und diese sieben Jahre sind ebenso viele Monate, während welcher er von seiner Gemahlin, der Naturgöttin Frigga-Freya getrennt lebte. Seine Macht ist gebrochen, wenn die Nacht länger wird, als der Tag, also von der Herbst-Tag- und Nachtgleiche ab. Die Blätter fallen von den Bäumen, und Odin muß nun von der Weltesche Yggdrasil herabsteigen. Er kämpft nun auf Erden fort gegen die Feinde der Götterschöpfung, besucht auch in mancherlei Gestalt, als Zwerg, als armer Wanderer, auch in Tiergestalt die Menschen, um deren Thun zu beobachten, um zu prüfen, wer zu jeder Zeit das Rechte thut, das Böse bekämpft, wer gegen die göttlichen Gesetze fehlt, und darnach zu belohnen oder zu bestrafen. Er wird bezeichnet als Führer des sogenannten wütenden Heeres, das heißt des Wuotan- oder Wodan-Heeres, Odinheeres. In manchen

Gegenden wird ihm ein belohnendes und bestrafendes Wirken als Berggeist, Rübezahl, Waldgeist zugeschrieben. Am 1. Mai, also 7 Monate nach der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche, feierten die heidnischen Germanen alljährlich die Erneuerung der Verbindung Odins mit der Freya-Frigga. Die erleuchtende und erwärmende Kraft des Himmelslichtes würde zwecklos sein, wenn der irdische Weltenstoff nicht vorhanden wäre, auf welchen sie befruchtend wirkt. Über den irdischen Stoff herrschen die Wanengottheiten, und um die irdische Welt zu vervollkommnen, zu veredeln, müssen die Gottheiten des Himmelslichtes mit Wanen sich verbinden. Odin verbindet sich mit der Göttin Freya, Thor mit der Regengöttin Sif. Aber auch die mit den Lichtgottheiten verbundenen Wanen können ihr Verlangen nach irdischen Gütern, besonders nach Gold, nicht unterdrücken, und so suchte auch Freya durch Versprechungen einen dienenden Geist zu veranlassen, daß er ihr Gold zu einem Schmucke verschaffe. Dadurch giebt sie Veranlassung zu dem Vorwurfe, ihre eheliche Treue gebrochen zu haben. Nach einer Überlieferung hat daraufhin Odin seine Gemahlin verlassen, nach sieben Monaten aber sich wieder mit ihr versöhnt. Das Wohl der Menschheit erforderte ja ein Zusammenwirken von Lichtgottheiten und Wanen.

Es könnte auch der Idunamythus als Hintergrund der Genovefasage angesehen werden, denn Iduna, die Göttin der Fruchtreife, die Hüterin der neu belebenden Äpfel wird durch den tückischen Loki, den Gott des verzehrenden Feuers, aus dem Götterheim Asgard gelockt und den Feinden der Götterwelt, den Riesen, ausgeliefert, nach sieben Monaten durch Thor-Donar befreit. In der Genovefasage spielt aber eine Hirschkuh eine Rolle, ein Tier des Waldes, welches mit Odin und seiner Gemahlin Freya Beziehungen hat, nicht mit Iduna und deren Gemahl Bragi, dem göttlichen Sänger. Der Hirsch beschützt die Guten und lockt böse Geister direkt in die Hölle. Die Anpassung des Odin- und Freyamythus an menschliches Leben und Wirken verlangt also einen nach hohen, edlen Zielen ringenden Kämpfer, eine treu sorgende Gattin, welche jedoch nicht ganz frei von Neigungen zu Äußerlichkeiten ist, einen bösen Geist, welcher Beihülfe zur Erfüllung eines Wunsches leistet und dann auf Rache sinnt, weil ihm der erwartete Lohn nicht zu Teil wird, und Geschöpfe, welche

ihrer äußeren Erscheinung nach untergeordneter Natur sind, aber doch die Macht haben, die verfolgte Unschuld zu beschützen und den Verbrecher der verdienten Strafe zu überliefern. In der Genovefasage ist diesen Forderungen in einer dem Mythus so treuen Weise entsprochen, wie in wenig anderen Sagen.

Der Rattenfänger von Hameln.

Zu den verunstalteten und dadurch im Werte verminderten Erinnerungen an das germanische Heidentum gehört die Sage vom Rattenfänger zu Hameln, deren Jubiläum die Hamelenser am 28. und 29. Juni 1884 gefeiert haben. Am 26. Juni 1284 soll eine Schar von 130 Kindern zum Osterthore in Hameln hinaus nach dem Calvarienberge (Schädelberge, Richtberge) gezogen und in diesem Berge verschwunden sein. So steht auf einem Denksteine, welcher 1556 am Neuen Thore zu Hameln errichtet worden ist. Der Auszug soll 272 Jahre vor Errichtung des Neuen Thores erfolgt sein, und dieses enthält als Angabe der Bauzeit das Jahr 1531. Demnach würde der Auszug nicht 1284, sondern 1259 erfolgt sein, wie auch in einer im Jahre 1749 von Pastor Fein herausgegebenen „Entlarvung der Rattenfängersage" angenommen ist. Von anderer Seite wird jedoch eine Aufzeichnung auf einer Pergamentrolle als älteste Notiz über den Kinderauszug angegeben, und diese bezeichnet den Tag Johannis und Pauli, also den 26. Juni 1284 als die Zeit des wunderbaren Vorganges. Die ersten Berichte melden nur einen Auszug und ein Verschwinden der Kinder im Calvarienberge, keine Entführung durch einen Rattenfänger. Erst eine spätere Eintragung im Stadtbuche, welche verschiedene Abänderungen erfahren hat, versucht das Wunder dadurch zu erklären, daß ein Pieper, Pfeifer, mit seinen Zaubermelodieen die Kinder gelockt und entführt habe. Elbische, in Bergen wohnende Geister wurden als Pfeifer gedacht, welche die Seelen aus der Oberwelt in die Unterwelt führen. Dieser Zusatz erklärte dem damaligen Glauben entsprechend den Auszug und das Verschwinden im Berge.

Nun entstand aber die Frage, welche Veranlassung der Pfeifer, dieser unterweltliche Dämon, gehabt haben möge, über Hameln ein solches Weh zu bringen?

Bald war auch für diese Frage eine Antwort gefunden. Ratten- und Mäuseplagen waren damals häufiger und ausgedehnter als heute, denn Ratten und Mäuse wurden als Boten der Unterwelts- und Totengöttin, als Seelenträger angesehen, durften mithin nicht getötet werden. Noch im 16. und 17. Jahrhunderte war ein Töten dieser Tiere nicht eher erlaubt, als bis eine ordentliche Prozeßführung zu einer Verurteilung derselben geführt hatte. Nach dem Stadtbuche hat Hameln einmal schwer unter einer großen Vermehrung dieser Tiere gelitten. Der Pfeifer mußte als Seelenführer auch Führer von Ratten und Mäusen, also Rattenfänger sein. Eine spätere Notiz im Stadtbuche bezeichnet ihn nicht blos als Entführer der Kinder, sondern auch als Befreier von der Landplage, und zwar so, daß er erst als Rattenfänger erscheint, welcher die Ratten und Mäuse mit seiner Zauberpfeife in die Weser lockt. Die Einwohner von Hameln werden von ihrer Plage befreit, wollen aber den ausbedungenen Lohn nicht zahlen. Da kommt der Pfeifer am Johannisfeste während der Kirchenzeit zurück. Die wenig beaufsichtigten Kinder folgen dem Pfeifer zum Osterthore hinaus nach dem Calvarienberge. Dieser öffnet sich und nimmt den ganzen Zug auf.

In dieser erklärenden Gestalt findet die Sage bald weite Verbreitung. Sie trägt zur Erhöhung des Fremdenverkehrs bei, welcher von den Hamelensern gepflegt wird. Über die Sage selbst aber, welche den Namen Hameln durch ganz Deutschland getragen hat, lächeln sie. Zu beachten ist auch, daß damalige niedersächsische Schriftsteller, welche viel über die Stadt Hameln und die Geschichte derselben geschrieben haben, in allen ihren Werken, auch in den Volksbüchern, in welchen gerne Wundergeschichten aufgenommen wurden, die Entführung von 130 Kindern durch einen Rattenfänger unerwähnt ließen. Dr. Meinardus macht darauf aufmerksam, daß erst Johann Weier, ein in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebender frommer Arzt aus der Rheingegend, die Rattenfängersage behandelt hat. Derselbe nahm freudig jeden Stoff auf, welcher ihm geeignet schien, „Wesen und Ursprung des Teufels und seine Anschläge auf das Menschengeschlecht

von Eva bis auf Autors Zeiten" nachzuweisen. Durch Reisende hatte er von der wunderbaren Kinderentführung gehört, darauf war er selbst nach Hameln gekommen, um das Stadtbuch einzusehen, den Calvarienberg mit seiner Höhle zu besichtigen. In der 1577 in Basel erschienenen vierten Auflage seines Buches „über die Blendwerke der bösen Geister" erklärt er den Pfeifer für den Teufel, welcher durch seine Zauberpfeife die Kinder gelockt und in den vor ihm sich aufthuenden Berg geführt habe. Von jetzt ab kam die Sage in die große Welt und fand viele gläubige Seelen, jedoch in Hameln selbst nicht. Im Jahre 1654 noch nannte ein dortiger Senator, Johannes Spielcker, den Schreiber, welcher die betreffende Abänderung im Stadtbuche gemacht und dadurch den Kinderauszug mit der bis dahin für sich bestehenden Rattenfängergeschichte in Verbindung gebracht hatte, einen Schalk.

Noch später ist der Zusatz gemacht worden, die entführten Kinder seien in Siebenbürgen wieder zum Vorscheine gekommen. Darauf und auf die eingangs erwähnte Veranlassung, als das Jahr des Vorganges nicht 1284, sondern 1259 anzusehen, gründete Pastor Fein seinen im Jahre 1749 zur Veröffentlichung gelangten Versuch, die Rattenfängersage als die Entstellung einer historischen Thatsache hinzustellen. Am 28. Juli lieferten die Hamelenser dem Bischof Wedekind von Minden eine Schlacht bei Sedemünde. An diesem Kampfe Teil zu nehmen, soll die Hamelnsche Jugend mit einem Spielmanne an der Spitze ausgezogen sein. Der Weg dahin führt zum Osterthore hinaus und über den Calvarienberg. Die Schlacht fiel für die Hamelenser unglücklich aus. Ein großer Teil ihrer Truppen erlitt den Tod und viele wurden gefangen genommen, auch eine jugendliche Schaar, welche in Minden interniert blieb, bis die Friedensbedingungen von den Bürgern Hamelns angenommen waren. Nach Unterzeichnung des Friedensvertrags kehrten diese auf dem kürzesten Wege nach Hameln zurück, und dieser Weg führte über die „Siebenberge", wo sie von ihren entgegenkommenden Angehörigen begrüßt wurden.

Pastor Fein weiß fast alles zu erklären, aber das Eine nicht, daß von einem solchen jugendlichen Heldenmute und von dem Ereignisse des Wiedersehens keine Chronik etwas meldet, während andere, weniger interessante Bezüge auf die Schlacht bei Sedemünde verzeichnet sind.

Oberlehrer Dörries in Hameln verwirft die Fein'sche Erklärung und stellt die Rattenfängersage als eine mythische Wandersage hin. Er erinnert an verwandte Sagen, deren Mannhardt in seinen Germanischen Mythen mehrere aufführt. Die Hüterin der ungeborenen Seelen ist in diesen Mythen auch als Empfängerin der Kindesseelen zu denken. Die Seelen verstorbener Kinder kehren dahin zurück, wo sie vom Seelenträger aus der Hand der weißen Frau in Empfang genommen worden sind. Höhlen, Teiche und Brunnen wurden als Eingänge zum Seelenreiche angesehen. Die christlichen Priester ließen an solchen heiligen Stellen eine Kirche errichten und nannten dieselbe in der Regel Marienkirche. Von der kleinen Marienkirche oberhalb St. Jürgen bei Bruneck wird gesagt, dieselbe sei an einer Höhle erbaut worden, vor welcher Eltern mit ihren Kindern nicht vorübergegangen, weil sie die Entführung ihrer Kinder in die Höhle gefürchtet hätten. In manchen Gegenden sind es Zwerge, welche auf einer Pfeife Zaubermelodieen blasen und so die Kinder in die Berge locken. Im Harz geht die Sage, wenn in einem Hause der Dudelsackpfeifer gehört werde, so müsse eine Jungfrau sterben und deren Seele ihm folgen. In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz ist erzählt, in Brandenburg habe ein Leiermann durch sein Spiel die Kinder verlockt und entführt Ähnlich klingt die Überlieferung von dem Spielmanne in den Totentänzen von Basel und Dresden. In dem Pfeifer und Leiermann vermuten Moritz Busch und Dörries den germanischen Seelenführer Wodan-Odin, aber mit Unrecht. Odin ist nur Führer der Seelen, die in Walhalla Aufnahme finden, und nach Walhalla kommen nur die Seelen der Menschen, welche im Kampfe für das Vaterland gestorben sind. Die anderen Seelen kommen in Hels Reich, und als Führer derselben sind untergeordnete Geister der Hel, also Zwerge zu denken. Der Pfeifer von Hameln könnte also nur als Zwerg gedacht werden. Aber auch diese mythische Deutung, welche bereits 1843 von Professor Müller versucht worden ist, muß verworfen werden, denn sie setzt voraus, daß schon die ursprüngliche Überlieferung die Entführung der Kinder durch einen Spielmann erfolgen läßt. Die ältesten Überlieferungen melden aber nur den Verlust der Kinder, sprechen von keiner Entführung, keinem geheimnisvollen Pfeifer, welcher als Hauptfigur nicht vergessen werden

konnte. Die spätere Verbindung mit einer Pfeifersage ist erst bewirkt worden, weil das Volk eine Erklärung für das wunderbare Verschwinden in einem Berge haben wollte.

Meinardus versucht eine neue Erklärung durch Anknüpfung an das Johannisfest, bei welchem einst das Volk in Tanzwut geriet. Die heidnischen Germanen tanzten am Mittsommerfeste um das Opferfeuer, sprangen durch dasselbe, glaubend, dadurch vor dem Bösen sich zu schützen, das nach der Sommersonnenwende durch Glutgeister bei täglichem Tiefersinken der Sonne in die Schöpfung gebracht werden sollte. Die Christen tauften das Fest um, behielten aber die Gebräuche bei, und gaben denselben Bedeutungen, die geeignet schienen, das Volk in seiner Gewohnheit zu befriedigen und den Kopf mit phantastischen Vorstellungen zu erfüllen. Während die Heiden zum Zwecke der Reinigung vom Bösen und der Beschützung vor künftigem Einflusse böser Geister um das Opferfeuer tanzten, zogen die Christen tanzend von einer Johannisfeier zur anderen, von Ort zu Ort und in das Land hinein, bis sie vor Erschöpfung umfielen. Viele Teilnehmer an solchen Zügen, die oft aus hunderten von Personen bestanden, büßten ihren Wahnwitz mit dem Tode. Nicht nur Erwachsene, auch Kinder wurden von der Tanzlust befallen und kamen ums Leben, wenn sie nicht rechtzeitig von den Eltern eingeholt wurden. Ein solcher Fall von Tanzwut kann aber ebenfalls hier nicht vorliegen, denn ein derartiger Vorgang müßte in gleicher Weise wie anderwärts nicht nur im Gedächtnisse des Volkes haften geblieben, sondern auch durch Aufzeichnung der Nachwelt mitgeteilt worden sein.

Anders als mythisch kann der Kern der Rattenfängersage nicht gedacht werden, jedoch ist sie nicht mit Sagen von Odin-Wodan und den Zwergen in eine Parallele zu stellen. Am nächsten liegt wohl, woran bisher noch nicht gedacht worden ist, die Zurückführung auf ein Johannisopfer. Dabei kann natürlich die Jahreszahl 1248 nicht festgehalten werden, allein es hat dieselbe als Inhalt einer Notiz, welche erst nach Jahrhunderte weiter mündlicher Überlieferung gemacht worden ist, keinen Wert. Wichtig ist nur die Angabe, daß Hameln am Johannisfeste den Verlust einer großen Kinderschar erlitten hat. Am Mitsommerfeste wurden Kinder als Sühnopfer dargebracht, um den Einfluß der Glutgeister abzuschwächen und sich zu schützen

gegen Sonnenbrand, Mäusefraß und andere Schäden, welche der Hochsommer bringt. Calvarienberge waren Prozessions- und Opferberge, also mußten die Kinder dort verschwinden. Die Opfer wurden im festlichen Aufzuge zur Opferstätte geführt, unter Tanz und Spiel geopfert, denn Klagen durften dabei nicht laut werden. Eine Not mag ein außergewöhnlich großes Opfer erfordert haben, und die Erinnerung daran hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt, ist im Laufe der Zeit umgestaltet und verdunkelt worden und hat in solch unklarer Fassung eine Aufzeichnung gefunden, welche ein „Schalk“ zur Rattenfängersage umarbeitete.

Die Mitwirkung der Seelenträger an der Vollziehung des Götterwillens ergiebt sich aus der Sage vom

Mäuseturm bei Bingen.

Die Bewohner des Rheinlandes litten zur Zeit des Bischofs Hatto von Mainz einige Jahre hintereinander sehr unter Mißernten. In einigen Gegenden trat Hungersnot ein, obgleich manche große Grundbesitzer Getreide genug auf Lager hatten, um verhindern zu können, daß Menschen den Hungertod starben. Sie wollten aber, unbekümmert um das Elend, das hereingebrochen war, durch Zurückhalten ihrer Früchte die Preise derselben noch steigern, aus dem allgemeinen Unglücke also Vorteil ziehen. Wer noch Geld hatte, mußte ja schließlich zahlen, was verlangt wurde. Zu diesen hartherzigen, unchristlichen Menschen gehörte der reiche Erzbischof Hatto von Mainz. Das Volk zog mehrmals in Scharen vor das Schloß und bat um Überlassung von Getreide und anderen Früchten zu einem mäßigen Preise. Der Erzbischof ließ sich jedoch nicht erweichen, und was dieser nicht that, das thaten die anderen Großgrundbesitzer erst recht nicht. In seiner Verzweiflung beschloß das Volk, mit Gewalt in das Schloß zu bringen und die Vorräte zu verteilen. Die Schloßinsassen hielten sich aber so lange gegen die Angriffe des Volkes, bis ihnen der König Arnulf Hilfe schickte. Die Angreifer wurden überwältigt, und Hatto ließ eine große Schar der Gefangenen in eine Scheune sperren und diese anzünden. Als er das Jammergeschrei der Unglücklichen hörte, rief er: „Hört, wie die Kornmäuse piepen!“

Als der Erzbischof am Abende sich zur Ruhe begeben wollte, hörte er aus allen Ecken seines Schlafgemaches ein lebhaftes Piepen, das ihm um so unheimlicher wurde, je länger es dauerte. Er sah eine große Menge Mäuse hin und her huschen und ihn umkreisen, rief daher seine Diener herbei, um die Tiere verscheuchen zu lassen. Alle Bemühungen waren jedoch vergeblich. Es liefen, wie am Erzbischof, die Mäuse auch an den Dienern empor, und schließlich flohen diese. Hatto verließ nun auch eiligst das Schloß, setzte sich auf ein Pferd und ritt mit einer Truppe seiner Knechte nach der Burg Ehrenfels. Kaum war er in seine Gemächer getreten, piepten und huschten wieder Mäuse in grauenerregender Weise um ihn herum, und nun floh er nach dem Zollthurme auf der Rheininsel bei Bingen. Auch hierher folgten ihm die Mäuse nach, und immer wütender drangen sie auf ihn ein, ihn mit ihren Bissen so lange quälend, bis er den Geist aufgab. Als er seine Seele ausgehaucht hatte, verließen die Mäuse den Thurm, der seit jenem Tage der Mäusethurm heißt. Die Mäuse waren die Träger der Seelen jener Menschen, welche Erzbischof Hatto in der Scheune hatte verbrennen lassen.

Der Mann ohne Kopf.

Die in mehreren Gegenden Deutschlands verbreitete Sage vom Manne ohne Kopf ist verschiedengestaltig in ganz Deutschland zu finden. Als die älteste und darum für eine Erklärung am meisten brauchbare Form dieser Sage sehe ich diejenige an, welche uns in Schwaben und im Elsaß begegnet. Nach Hertz und August Stöber ist der Mann ohne Kopf ein Schimmelreiter mit weitem Mantel. Dies deutet auf Odin. Die Umzüge Odins auf der Erde beginnen nach der Herbsternte, und im Elsaß wird in der That nur von einem Schimmelreiter erzählt, welcher nach der Ernte Grenzumgänge hält. Dieses Abreiten der Grenze weist ebenfalls auf Odin hin, welcher Grenzverletzungen schwer bestraft. Auch auf Calvarienbergen, Totenstätten, Richtstätten will das Volk den Mann ohne Kopf gesehen haben, und Odin ist

nicht nur Führer der in Walhalla aufgenommenen Einherier, sondern auch Todesgott in der Unterwelt, in welcher die Seelen derjenigen Menschen Aufnahme finden, die nicht im Kampfe gefallen sind, auch die mit dem Tode bestraften. Er wird daher auch „Gott der Gehenkten“ genannt. Hieraus mag in christlicher Zeit die neue Form der Sage hervorgegangen sein, nach welcher die Verbrecher mit dem Kopfe im Arme umgehen.

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß auch der wilde Jäger ohne Kopf oder mit dem Kopfe im Arme aufgeführt wird. Der wilde Jäger, Hackelbärend, ist eben Odin. Eine Erklärung für das Erscheinen Odins ohne Kopf weiß ich aus der germanischen Mythologie nicht zu geben, ich glaube aber auf die chaldäische Sage hinweisen zu dürfen, nach welcher Belus, der oberste Lichtgott, wie Odin, am 31. Tage der Waage, also Ende Oktober, nach der Ernte, sich das Haupt abschnitt, das herabtriefende Blut einem Erdenkloße beimengte und so den Menschen schuf. Berosus sagt, auf diese Weise seien die Menschen göttlicher Eigenschaften teilhaftig geworden, und die Juden laugen das Fleisch blutrein, weil sie nach der chaldäischen Lehre von der Entstehung des Menschen annehmen, daß die Seele im Blute liege.

Nach der Ernte war die Macht Odins gebrochen. Er fiel von der Weltesche Yggdrasil herab und wanderte in verschiedenen Gestalten auf der Erde umher. Sein Umzug mit dem Kopfe im Arme kann nun wohl seine Machtlosigkeit gegenüber den Wintermächten andeuten, kann aber auch als ein Nachklang aus der Urheimat von der erwähnten chaldäischen Sage abzuleiten sein und die vorangesetzte Bedeutung haben, denn der Lichtgott Bel verliert wie Odin seine Macht gegen die Wintergeister. Seine letzte That ist die Erschaffung des Menschen. Er giebt, um das Werk der Schöpfung zu vollenden, seinen Kopf daran, aber nicht für immer, denn endlich werden die Wintergeister besiegt, und der Lichtgott tritt in verjüngter Gestalt wieder in Thätigkeit.

Zur Aufklärung über diese Sage würden auch bezügliche Mitteilungen aus nichtdeutschen germanischen Ländern beitragen.

Im Brandenburgischen erscheint der Mann ohne Kopf auf einem weißen Schimmel zur **Mittagsstunde** in der **Erntezeit**.

Wie die Götter, so lebten auch die Zwerge in den Sagen fort, und da der Glaube an das Wirken der Zwerge sich nach lokalen Verhältnissen entwickelte, sind die Zwergsagen außerordentlich zahlreich und verschiedenartig. Je nach ihrem Wesen als Diener der Götter oder der Feinde der Götterschöpfung sind sie bestrebt, den Menschen zu nützen oder zu schaden. Die guten Zwerge treten aber nicht nur als helfende, sondern, dem Willen der Götter entsprechend, als strafende Geister auf. Der im Riesengebirge hausende Zwergkönig Rübezahl wird vielfach als boshaft bezeichnet, gehört jedoch zu den guten Geistern. Er straft pflichtvergessene Menschen allerdings oft recht hart, aber den pflichtgetreuen steht er bei in Not und Gefahr.

Die von Musäus mitgeteilte Sage:

„Rübezahl und der Bauer“

kennzeichnet den Rübezahl in der rechten Weise. Ein Bauer mit zahlreicher Familie war durch Unglücksfälle so verarmt, daß er seine Lieben nicht mehr vor der härtesten Not zu schützen wußte. Er hatte zwar reiche Anverwandte, denen es leicht gefallen wäre und eine Freude hätte sein sollen, wirksame Hilfe zu leisten, die aber fürchteten, der Bauer könne noch mehr vom Unglücke heimgesucht werden und nicht in die Lage kommen, ein Darlehen zurückzuzahlen. Der Bauer brauchte blos hundert Thaler, um sich aus der größten Bedrängnis befreien, seinen kleinen Landbesitz ungeschmälert erhalten zu können. Die Verwandten in seinem Heimatdorfe wußten genau, daß er bei seiner Tüchtigkeit, bei der Wirtschaftlichkeit seiner Frau durch eine gute Ernte das Gleichgewicht wieder herzustellen vermochte, aber es konnte doch ein Hagelschlag oder anderes Unheil den Bauer noch mehr zurückbringen, und so schlugen sie ihm das Darlehen von hundert Thalern ab, obgleich der Verlust bei ihnen keine große Rolle gespielt hätte. Der Bauer ging nun, freilich mit wenig Hoffnung im Herzen, zu reichen Verwandten in einem Nachbardorfe. Und wie er gefürchtet,

so kam es. Er wurde abschläglich beschieden. Gramerfüllt, voll Bangigkeit um seine Angehörigen, für die er nicht zu sorgen wußte, trat er den Rückweg an. Bei der Wanderung über das Gebirge dachte er an Rübezahl und an die Erzählungen über dessen Thaten. Da kam ihm der Gedanke, Rübezahl anzurufen und von ihm Hilfe zu erbitten. Kaum war der Name über seine Lippen gekommen, da stand ein rußiger Köhler mit einem mächtigen Schürbaume vor ihm und fragte, weßhalb Rübezahl angerufen worden sei. Der Bauer antwortete:

„Ich habe nicht aus Mutwillen gerufen, sondern aus Angst und Not. Jahrelang habe ich ein schweres Unglück um das andere bekämpfen müssen, und so bin ich in die bitterste Not geraten. Wenn ich nicht hundert Thaler auftreiben kann, verliere ich, was ich noch habe, und ich weiß dann nicht, wie ich meine Frau und sechs Kinder ernähren soll. Von meinen Verwandten, die Geld in Überfluß haben, bin ich kalt abgewiesen worden. Wenn mir Rübezahl hundert Thaler leihen wollte, in drei Jahren würde ich die Summe mit Zinsen zurückzahlen."

„Was, mit Zinsen? Hältst du mich für einen Wucherer? Mache daß du fortkommst, wenn dir dein Leben lieb ist!" schrie Rübezahl zornig, denn das war der Köhler.

Der Bauer bat aber nochmals inständig, einem ehrlichen Manne um der Familie willen helfen zu wollen, und Rübezahl gebot nun, ihm zu folgen. In einem Felsenthale angekommen, das von üppigem Gesträuche bewachsen war, sah der Bauer, wie kleine blaue Flämmchen vor dem voranschreitenden Rübezahl herhüpften. Das Thal wurde immer enger und führte endlich in ein Felsengewölbe, in welchem helle Lichter flackerten. Hier stand eine mit Thalern angefüllte große Pfanne. Rübezahl zeigte auf diese und sagte:

„Nimm, so viel du bedarfst, und stelle einen Schuldschein aus."

Darauf drehte sich Rübezahl herum, und der Bauer hätte nach Belieben nehmen können, er zählte sich aber nur so viel heraus, als er brauchte. Als der Bauer den Schuldschein übergeben hatte und sich verabschieden wollte, griff Rübezahl in die Pfanne und übergab dem Bauer eine große Hand voll Thaler mit dem Bemerken, es solle

dies ein Geschenk für die Kinder sein. Der Bauer möge das Darlehen gut nutzen, am Zahlungstage aber pünktlich erscheinen.

Der Bauer schritt frohbewegt seinem Heimatsdorfe zu. Als er in seine Wohnung eintrat, hörte er seine Kinder um Brot weinen, und die Mutter blickte ihn erst mit hoffnungsloser Geberde an, aber ihre Miene änderte sich, als sie in das freudestrahlende Gesicht ihres Mannes sah. Dieser öffnete seinen Quersack, gab den Kindern Brezeln und anderes Backwerck, der Mutter Fleisch, Hirse usw. zum Kochen, und dann legte er das viele Geld auf den Tisch. Nun war große Freude im Hause.

Auf den Unternehmungen des Bauern ruhte sichtlich großer Segen. Feld und Garten trugen reiche Früchte, das Vieh in den Ställen gedieh, und als die drei Jahre herum waren, hatte der Bauer nicht nur die hundert Thaler übrig, sondern auch alle Schulden bezahlt und Acker und Wiese zum alten Bestande zugekauft. Der Bauer ging mit Frau und Kindern zur rechten Zeit nach der Stelle, wo die Felsenhöhle war, aber er fand keinen Eingang, und alles Klopfen und Rufen war vergeblich, den Berggeist herbeizuführen. Er war darüber mißmutig, denn es lag ihm am Herzen, seine Dankesschuld abtragen zu können. Plötzlich erhob sich ein Wind, der das Laub aufwirbelte, und vor dem Bauer flog eine Papierrolle nieder. Der Bauer hob sie auf und fand, daß er den von ihm ausgestellten Schuldschein hatte, und zwar mit der Unterschrift: „Zu Dank bezahlt.“ Da sprachen der Bauer und seine Frau ein Dankgebet. Da sie nicht zu weit von dem Dorfe entfernt waren, in welchem die hartherzigen Verwandten wohnten, gingen sie dahin, aber sie fanden die vor drei Jahren reichen Vettern verarmt und verkommen. Der nun reiche Bauer wurde seinen Mitmenschen ein thatkräftiger Helfer in der Not.

Den von Heinrich Pröhle herausgegebenen

„Harzsagen“

liegen zum Teil Göttermythen, zum Teil Zwergmythen zu Grunde.

Ein Teich bei Alten-Brak führt den Namen Hasenteich, wodurch allein schon angedeutet ist, daß unsere heidnischen Vorfahren hier einen heiligen Ort hatten. Der Hase ist Seelenträger und Bote der Frau Holle. Daraus erklärt sich, daß an diesem Teiche zeitweise eine weiße Frau mit einem Schlüsselbunde zu sehen ist, und daß man sagt: „Im Hasenteiche sitzen kleine Kinderseelen.“

Nach der Sage von der Roßtrappe im Bodethale wird eine Königstochter von sieben Brüdern verfolgt, eine Naturgöttin von sieben der Götterschöpfung feindlichen Mächten der Herbst- und Wintermonate. Die Prinzessin reitet ein Roß Odins, das sie von einer Thalwand zur andern hinüberträgt. Odin tritt hier als Hubertus auf. In der Nähe der Roßtrappe ist der Hubertusbrunnen. Die Sage spielt also in der Jagdzeit, und es könnte angenommen werden, daß die Prinzessin Iduna sein soll. Aber die Prinzessin wird gerettet, die Iduna gerät jedoch in die Gewalt der Riesen. Es wird daher unter der Königstochter die Freya zu verstehen sein.

Die Sage über die Entstehung der Teufelsmauer ist eine Nachbildung des Mythus über den im Auftrage der Götter von einem Riesen ausgeführten Bau einer Burg zum Schutze der Götter- und Menschenwelt. Der Sage nach soll der Herrgott dem Teufel zugesagt haben, mit ihm die Welt zu teilen, wenn dieser bis zum dritten Hahnenkrähen eine Mauer um die halbe Welt lege. Der Teufel habe nur das Stück fertig gebracht, welches jetzt nach seinem Namen genannt werde, und so sei die Teilung der Welt nicht erfolgt. Der Herrgott wird hier an Stelle der Asengötter gesetzt, der Teufel an Stelle eines Winterriesen. Die Burg wurde, wie Seite 20 mitgeteilt, bis auf eine Kleinigkeit fertig. Zum Lohne sollte aber der Riese nicht die halbe Welt erhalten, wenn er mit der Burg bis zum ersten Sommertage ganz fertig werde, sondern Freya, außerdem Sonne und Mond, was allerdings ebensoviel bedeutet.

Die Kapelle Michaelstein bei Blankenburg kündigt durch ihren Namen ihren heidnischen Ursprung an. In der Beschreibung des Michaelisfestes ist bereits gesagt, daß der Erzengel Michael an Stelle Odins gesetzt worden ist. Wo dem Odin gehuldigt wurde, fand ebenfalls die Gattin desselben, Freya, Verehrung, und so sehen wir, daß in Michaeliskirchen auch in hervorragender Weise für einen Marienkultus gesorgt wurde, weil Maria an Stelle von Freya trat. Dies fand auch in der Kapelle Michaelstein bei Blankenburg statt. Der ursprüngliche Name des Gutes Michaelstein war Evergodesrode, worin der Name Wodan, Godan nachklingt. In der Nähe haben wir wieder einen Kinderteich, den Mönchenmühlenteich. In ihm sitzt ein Nickelmann, Nixemann, Wassermann, sowie eine weiße Frau mit einem Bunde Schlüssel, die Holle, und im Klostergrunde bei Michaelstein sieht man oft eine weiße Frau, Jungfrau, mit einem weißen Hirsche. Der Hirsch ist sowohl dem Odin, als der Freya heilig. Das Teufelsbad daselbst hat keinen Grund, weil es mit der Unterwelt in Verbindung steht. Der erste Klausner der Michaelskapelle wurde Goldemar, Sonne- oder Lichtmar, genannt, ist also ein Lichtalbe. Der Name verwandelte sich später in Volkmar. Goldemar suchte als ein Geist Odins durch Rat und That das Wohl der Menschen zu fördern.

Zu den heiligen Bergen gehörte einst auch der Petersberg bei Goslar. In Deutschland giebt es viele Petersberge, und bei den meisten ist eine Beziehung zu Thor-Donar anzunehmen. Dem Frühjahrsgotte, welcher mit gewaltiger Kraft den Blitzhammer führt, im Frühjahre die Winterriesen, im Sommer die Glutriesen bekämpft, war die Eiche ein heiliger Baum. Winfried fällte eine Donareiche, und das Holz derselben wurde zum Baue einer Peterskirche verwandt. Odin und Donar begaben sich oft als Zwerge unter die Menschen, um die Herzen zu prüfen, und die Erzählungen über ihre Reisen erhielten später eine christliche Form. An Stelle Odins trat Jesus, an Stelle Donars Petrus, und wenn es donnert, heißt es jetzt noch: „Petrus schiebt Kegel.“ Als Gott des Blitzes und Feuers hat Donar rotes Haar, und die Petermännchen, Thor-Donarzwerge, tragen rote Käppchen und Kleider. Thor öffnet Berge und ist Herr über die Schätze in denselben. Eine blaue Blume, welche an einer heiligen

Quelle wächst, durch ihren Stand an einem der Eingänge zum unterirdischen Reiche wohlwollender Gottheiten Beziehung zu diesen zeigt, durch ihre Farbe zu den Gottheiten des Himmels, öffnet den Eingang. Wer eine solche blaue Blume findet und in eine Schatzkammer gelangt, kann von den Schätzen nehmen, so viel er zu tragen vermag. Wer aber den rechten Segen ernten will, soll beim Scheiden aus der Schatzkammer nicht das Beste vergessen, die blaue Schlüsselblume, welche ihn an die guten Gottheiten des Himmels und der Erde erinnert und zum rechten Thun ermahnt. Der Petersberg wird ebenfalls vermittelst einer blauen Blume geöffnet.

Eine halbe Stunde von der Burg Staufenburg bei Goslar liegt ein runder Berg, welcher von einem Schlosse den Namen „Burg“ erhalten hat. In diesem Berge wohnt eine Jungfrau, welche alle sieben Jahre, d. h. sieben Monate nach ihrem Verschwinden, zu Ostern sich sehen läßt und auf Erlösung wartet. Sie trägt einen Bund Schlüssel, hütet einen Schatz und bleicht auf der Fohlenburg Leinewand. Die Schatzkammer wird hier durch eine Rose geöffnet, die beim Scheiden nicht vergessen werden darf, sonst wird aller Reichtum zu Staub. Wir haben hier eine Dornröschensage in anderer Form. Nach der Herbsternte sinkt die Gemahlin Odins, die Göttin der grünenden Natur, Freya, in den Winterschlaf, aus welchem sie im Frühjahre erweckt wird. Auch kann man in der Jungfrau Iduna vermuten, die Fruchtgöttin, welche mit ihren Äpfeln von den Frostriesen geraubt, im Frühjahre durch Thor unter Beihilfe Lokis befreit wird.

Am Teufelsloche bei Osterode hält sich der wilde Jäger, also Odin, und Frau Holle auf, welche hier Leibfrau heißt. Es ist also hier ein Eingang zum Seelenreiche, und die Sage meldet auch, daß bei dem Trapphäuschen im Teufelsloche von den Hebammen die Kinder geholt werden. Auch die Fische darin sind beseelt, dürfen daher nicht gefangen werden. Hauptsächlich muß hier aber ein Eingang abgeschiedener Seelen gedacht werden, denn es lassen sich Gestalten von der Größe erwachsener Menschen sehen, und Schlangen, Drachen und Flammen, glühende Kugeln steigen auf, wie vor dem Eingange zum Totenreiche. Das Teufelsloch ist natürlich unergründlich.

In dem Eselsborn auf dem Hausberge bei Lauterberg sitzt Frau Holle. In der Lauter oder Lutter wäscht sie ihren Schleier. Wo die Frau Holle ist, lassen sich auch Jungfrauen sehen, und diese sind als Göttinnen zu denken, welche in der Sage zu verzauberten, der Erlösung harrenden Prinzessinnen werden. An dem Feste, welches der Auferstehung der Natur gewidmet ist, kommt eine Jungfrau vom Berge herab und wäscht sich in der Lutter. Die Kinder erbitten sich von der Jungfrau ein kleines Geschwisterchen. Hier, wie bei vielen anderen Kinderbrunnen, ist einfach nur von Kinderseelen die Rede. Aus dem „Grundlos" bei Osternhagen kommen Knabenseelen, aus dem Fischloche Mädchenseelen. Die letztere Sagengestaltung ist wohl darauf zurückzuführen, daß den weiblichen Gottheiten Fische heilig waren.

Am Sachsensteine wird die Sage von der Schatzjungfer in ziemlich ursprünglicher Form erzählt. Der Zugang zur Schatzkammer wird von zwei Hunden mit glühenden Augen und Zungen bewacht. Statt der blauen Blume blüht aber hier eine Lilie, welche gepflückt werden muß, um in die Schatzkammer zu kommen. Die Lilie ist ebenfalls eine heilige Blume. Wo diese steht, lassen sich gerne abgeschiedene Seelen nieder. Der Schwan führt die Seelen verstorbener Menschen zu einem Eingange in das Seelenreich, und kommt er einer beseelten Wasserlilie nahe, dann umkreist er sie singend, und die Blume, die weiße Blume, sie kann sein Lied verstehen. Ein Schäfer pflückte in der Nähe des Sachsensteines eine Lilie und steckte sie an seinen Hut. Da that sich aber kein Berg auf, sondern eine Jungfrau erschien und führte ihn in ein herrliches Schloß, in welchem ein großer Reichtum an edlen Metallen, Edelsteinen usw. aufgehäuft war. Sie forderte den Schäfer auf, zu nehmen, so viel er wolle, und dieser packte seinen ganzen Schäferranzen voll. Beim Bücken fiel ihm die Lilie vom Hute, und er beachtete es nicht. Als er das Schloß verlassen wollte, ermahnte ihn die Jungfrau noch, das Beste nicht zu vergessen, aber er verstand die Mahnung nicht und stürmte fort. Die letzte Thür schlug so dicht hinter ihm und so kräftig zu, daß ihm fast der Hacken abgeschlagen worden wäre. Hätte er die Lilie mitgenommen, wäre die Jungfrau aus dem Schlosse gekommen und erlöst gewesen, also in das Erdenleben zurückgekehrt. Hier hat man es nicht,

wie bei Dornröschen, mit einer Göttin zu thun, welche nach einer bestimmten Zeit den Wintermächten verfällt, sondern mit einer durch Entscheidung der Schicksalsmächte verbannten Seele, welche nur von einem Menschen erlöst werden kann. Manche verbannte Seele wird verwandelt in eine Schlange, in eine Kröte oder sonst ein Abscheu erregendes Tier, und wenn ein unschuldsvoller Mensch dieses Tier küßt, dann ist die Seele erlöst.

Auf dem Vielsteine begegnet uns wieder ein Schimmelreiter, welcher seinen Kopf im Arme trägt, also auf Odin schließen läßt. Der Schimmelreiter in der Nähe von Ilfeld verjagt die Felddiebe, ist also ein Beschützer der Fluren. Seine Deutung auf einen Amtmann Friesenberg, welcher hier lange gespukt habe, aber endlich verbannt worden sei, ist eine Entstellung. Wenn ein spukender Geist vor Dieben schützt, also Gutes thut, braucht man ihn nicht zu verbannen. Daß er oft zwischen Schweinen erschienen ist, läßt ihn auch als Odin erkennen, denn diesem wurden Eber geopfert.

An mehreren Stellen ist bereits dargelegt worden, daß der winterliche Odin als Zwerg-, Wald- und Berggeist umzog. Als Berggeist und Zwergkönig heißt er in mehreren Gegenden Gibich, Hibich. Bei Grund im Harz tritt er als alter Mann mit rauhem Haare, einem eisgrauen Barte auf. Das Grubenlicht, welches er trägt, leuchtet hell wie die Sonne, und die Krone, die sein Haupt bedeckt, ist von Gold. Als Vater der Jahresschöpfung erweist er aus dieser gerne Wohlthaten, jedoch den Menschen, welche in der Natur Schaden anrichten, spielt er Possen, fügt er Nachteile zu. Er führt sie irre, er läßt sie stolpern und fallen, und wenn sie zerbrechliche Sachen bei sich führen, so sorgt er dafür, daß diese in Stücke gehen. Wenn dagegen gute Menschen seine Hilfe anrufen, ist er stets bereit, diese zu gewähren. Auch ungerufen erscheint er, um Hilfebedürftigen Beistand zu leisten. Eine arme Bergmannsfrau, deren Mann krank war, ging in den Wald, um Tannenzapfen zu suchen und für dieselben beim Bäcker Brot zu erhalten. Zwergkönig Gibich fragte, was sie suche, und sie erzählte ihm ihre Not. Er gab ihr ein Kraut, welches ihren Mann gesund machen sollte, und bezeichnete eine Stelle, an der sie schöne Tannenzapfen finden werde. Die Frau ging dahin, und die Tannenzapfen flogen von allen Seiten in ihren Korb, bis dieser voll

war. Als sie ihn auf den Rücken nahm, kam er ihr schon außergewöhnlich schwer vor, und unterwegs wurde er immer schwerer. Beim Absetzen des Korbes zu Hause klangen die Tannenzapfen wie Silber, und in der That bestanden sie aus reinem Silber. Nun war großer Reichtum in der Bergmannsfamilie, und die Gesundheit kehrte auch ein, denn das Kraut erwies sich als sehr heilkräftig. Aus Dankbarkeit ließ die Familie eine schöne Kirche in Grund bauen, war sie auch immer bereit, Hilfe zu leisten, wo unverschuldete Not drückte. Der Gibichenstein bei Grund soll seinen Namen daher haben, daß er von dem Zwergkönige Gibich als Hauptaufenthaltsort benutzt worden sei.

Die Zahl der Sagen, nach welchen Menschenseelen umgehen, ist überaus groß. In alter Zeit hatte jeder Ort eine Reihe umgehender Seelen, denn nach dem alten Glauben über das Wesen der Seelen, Maren, über deren Abhängigkeit von ihrer Umgebung, der Stätte ihres Wirkens, von einzelnen Gegenständen ihrer Neigung mußte angenommen werden, daß die Seele nicht sofort nach dem Ableben des Körpers in das Seelenreich gehe, sondern noch einige Zeit in dem Gebiete ihres irdischen Wirkens verweile. Es spricht dies schon aus der Vorstellung, daß die Seelen gerne in den Lieblingsblumen eines Verstorbenen sich aufhielten, die auf das Grab gepflanzt wurden. Am stärksten wurde diejenige Seele als an den irdischen Wirkungskreis gebunden erachtet, die abgeschieden war, ohne ihre Aufgaben gelöst zu haben. Eine Mutter, die einen Säugling zurückgelassen, kam jeden Tag um Mitternacht, ihr Kind zu nähren. Ein Verleumder fand nicht eher Ruhe, als bis die Verleumdung an das Tageslicht gekommen, ein Betrüger nicht eher, als bis der Betrug gesühnt, ein Dieb nicht eher, als bis das gestohlene Gut in die Hände des Bestohlenen zurückgelangt war, und ein Mörder konnte nur durch ungewöhnliche Opfer seiner auf der Erde zurückgebliebenen Angehörigen und deren Nachkommen endlich Ruhe finden.

In der Märchen- und Sagenbetrachtung möge auch die

Sage über den heiligen Rock zu Trier

eine Beleuchtung finden, zumal dieselbe von Zeit zu Zeit immer wieder in den Vordergrund des Interesses treten wird, so lange die sogenannte „Jesus-Reliquie“ nicht beseitigt ist.

Die im Jahre 1844 erfolgte Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier hat zu verschiedenartigen Untersuchungen Veranlassung gegeben und Altertumsforscher zu ebenso mühevollen, als umfangreichen Arbeiten geführt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sollen hier nicht wiederholt werden. Es genügt, zu wissen, daß dieselben die sogenannten Beweise für die „Echtheit“ des Rockes als Erfindungen kennzeichnen und dem Leser überlassen, darnach sich ein Urteil über den Wert des im Dome zu Trier aufbewahrten Kleidungsstückes zu bilden. Aber auf einen Punkt möge hier aufmerksam gemacht werden, welcher bis heute noch keine Beachtung gefunden hat. Die Verfechter des Glaubens an die Echtheit des Rockes zu Trier wissen keine geschichtlichen Thatsachen zur Begründung der Echtheit beizubringen, und so suchen dieselben schließlich mit der Behauptung zu imponiren, es sei nichts entdeckt worden, was mit der „uralten Überlieferung der Trierischen Kirche“ im Widerspruch stehe. Damit berühren die Herren aber zwei wunde Stellen in ihrem Glauben.

In der Schweiz, in Tyrol, im Schwarzwalde, in der ganzen Rheingegend, auch in Thüringen und anderen deutschen Gebieten finden wir Sagen, Märchen, welchen entsprechend wir dann ebenfalls glauben müßten, Jesus und Petrus seien in germanischen Ländern von Ort zu Ort gewandert, um die Herzen und Nieren der Menschen zu prüfen. Sehen wir diese Sagen uns aber genauer an, so erkennen wir sie als altgermanische Göttergeschichten, welchen ein christliches Gewand angelegt worden ist, wie es Gregor der Große verlangte. Dieser kluge Papst hatte eingesehen, daß die heidnischen Glaubensbilder mit ihrer herrlichen Poesie zu fest im Gemüte des Volkes wurzelten, um allein durch

die Macht des Wortes, der Lehre ausgerottet werden zu können. Er schrieb deshalb vor, dem Volke den Glauben, die Gebräuche, auch die Tempel zu lassen, aber christliche Legenden zu erfinden, welche den heidnischen Göttersagen gleich seien, an Stelle der Götternamen christliche Heiligennamen zu setzen, um so allmählich die heidnischen Götter aus der Erinnerung zu verdrängen; die alten Tempel an heiligen Quellen und Bäumen stehen zu lassen, damit das Volk seine gewohnten Wallfahrten machen und die beliebten Feste feiern könne, aber den Göttern, welche in den Tempeln verehrt wurden, christliche Patrone unterzuschieben. So wurde an Stelle Wodan Jesus, auch Erzengel Michael, an Stelle von Donar Petrus, an Stelle von Freya oder Holle Mutter Maria gesetzt usw., und Wodansberge erhielten den Namen Michaelsberg, Donarsberge Petrusberg, Freyas Haine, Freyas Quellen Mariahaine, Mariaquellen usw. Wie viele alte Kirchen, z. B. der Dom zu Straßburg, der Dom zu Köln, so steht auch der Dom zu Trier an Stelle eines heidnischen Tempels, und über alle solche Orte sind Legenden in Umlauf gesetzt worden, deren Ursprung im Heidentume liegt. „Uralte Überlieferungen“ dieser Art können mithin nicht als Beweisstücke für die Echtheit einer christlichen Reliquie dienen. Überdies sind aber die Verfechter des Glaubens an das Vorhandensein eines Jesu-Rockes im Dome zu Trier gar nicht berechtigt, in dieser Sache von einer „uralten“ Überlieferung zu sprechen. Der Dom zu Trier stammt aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts, und erst im 11. Jahrhunderte wird eines Gerüchtes Erwähnung gethan, im Dome sei eine Kiste mit Reliquien verborgen. Welcher Art diese Reliquien sein sollten, ist nicht gesagt. Der Bischof selbst weiß nichts von einem solchen Schatze, und nur weil er immer von Neuem davon reden hört, veranlaßt er eine Untersuchung. In einem Winkel wird auch wirklich eine Kiste gefunden. Ein Mönch, welcher es wagt, sie zu öffnen, erblindet, und es bleibt also zweifelhaft, was die Kiste enthält, und doch wird im 12. Jahrhunderte gemeldet, die Kiste enthalte den „Mantel“ Christi. Wer es trotz der Erblindung jenes Mönches wieder gewagt hat, die Kiste zu öffnen, wird nicht gemeldet. Später wird nicht von einem „Mantel“, sondern von einem „Rocke“ gesprochen. Also auch jetzt, nachdem der Dom bereits über 800 Jahre besteht, sind die Meldungen noch unbestimmt. In der christlichen

Form ist also die Sage vom Rocke erstens keine „uralte Überlieferung“ zu nennen, zweitens tritt sie anfänglich so unbestimmt auf, daß sie nicht zur Begründung der fraglichen Behauptung dienen kann, sondern den Verdacht erweckt, in gleicher Weise entstanden zu sein, wie die Sage vom Hackelbärend-Odin, vom Rattenfänger zu Hameln, welchem zu Gefallen sogar Fälschungen im städtischen Archive zu Hameln vorgenommen worden sind.

Bedenkt man, daß dem Mantel Odins nicht nur die Fähigkeit zugeschrieben wurde, in kürzester Frist von Ort zu Ort, von Land zu Land zu tragen, sondern auch die Eigenschaft, unsichtbar zu machen, Unberufene, die ihn sehen wollen, zu blenden, so drängt sich die Vermutung auf, daß die sogenannte uralte Überlieferung der Trierer Kirche, das Gerücht, von welchem ein Trierer Bischof im 11. Jahrhunderte hörte, aus einer alten Sage vom Odin mit dem Wunschmantel in derselben Weise sich entwickelt hat, wie manche andere Sage entstanden ist und heute noch entsteht. Daß schließlich ein altertümlicher Rock gefunden wurde, spricht nicht gegen diese Annahme, denn es sind unzählbare Reliquien fabriziert worden, und Jahrhunderte alte Bekleidungsstücke waren in Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Afrika genug zu haben.

Es verdient auch Beachtung, daß von keiner Seite Veranlassung zu der Annahme gegeben worden ist, Jesus habe einen bunten Rock mit eingewebten Tiergestalten getragen, welchen damals nur die Reichen bezahlen konnten. Im Gegenteile, die einfache Lebensweise Jesu, das Beispiel, durch welches er zu wirken suchte, drängt die Vermutung auf, daß Jesus einen einfachen, schlichten Rock getragen hat. Von welcher Seite sollte ihm ein so kostspieliger Rock mit eingewebten Tierfiguren verehrt worden sein?! Übrigens wird ja auch in der Geschichte des „Heiligen“ Rockes gesagt, derselbe sei von Mutter Maria aus selbstgesponnenem Garne angefertigt worden. Der Mantel Odins aber mußte bunt sein, denn er stellte den verschiedenfarbigen Wolkenhimmel am Tage, am Abend und in der Nacht vor und mußte auch sinnbildliche Darstellungen enthalten, wie z. B. Bilder von Raben, Odins Boten. Sollte also eine dem umgehenden, von Generation zu Generation weiter getragenen Gerüchte entsprechende Reliquie beschafft werden, so mußte dieselbe in einem bunten Mantel bestehen. Da aber die

Überlieferung an Stelle des ursprünglichen Mantels bereits einen Rock gesetzt hatte, war es nötig, in der Kiste einen bunten Rock mit Vogelbildern finden zu lassen, und so geschah es denn in Trier, wie früher an anderen Orten, denn es haben bekanntlich in mehreren Städten mit alten Kirchen die Priester sich gerühmt, den Rock Christi zu besitzen.

Zum Schlusse wollen wir noch ein Beispiel geben, wie Schriften über Reliquien entstehen. Zur Zeit der vorigen Ausstellung des Rockes im Jahre 1844 erschien in Koblenz eine Beschreibung des Rockes mit einer Geschichte desselben und mit Gedichten über den Rock, welche verschiedenen Jahrhunderten angehören sollten. Eines dieser Gedichte soll im Jahre 1655 verfaßt worden sein, enthält aber folgenden Vers:

„Bedenk, o Mensch, dies immerdar,
Wie Gott hier wirket wunderbar,
Daß unverletzt das Kleid sogar
Blieb über 1800 Jahr."

Den Beweis dafür, daß der Rock, als ihn Jesus trug, schon 150 Jahre alt war, ist der Verfasser des Gedichtes schuldig geblieben.

Eine eigenartige Sage ist diejenige vom

„Mummelsee",

d. h. Muhmchensee in Baden. Es steigt nach dieser um Mitternacht nicht nur eine Frau, Muhme, mit Jungfrauen, sondern auch ein Stier aus dem See. Der Stier weist auf Odin hin, mithin muß die Muhme die Nijördh, Jördh oder die Freya sein. Die Nijördh hat aber mit den Wintergeistern Verwandtschaft, und da die Jungfrauen, welche zur Mitternacht dem See entsteigen, am Tage als Lilien auf dem Wasser liegen, so kann unter der Muhme nur Freya verstanden werden. Um dieselbe Zeit, zu welcher Freya in Wirksamkeit tritt, also im Mai, werden dem Odin die hauptsächlichsten Stieropfer gebracht. Es ist bereits im ersten Teile und

auch in der Beschreibung des Osterfestes darauf hingewiesen worden, daß die Perser annahmen, im Mai habe ein Stier als erstes Gebilde der Schöpfung das Weltei durchstoßen. Die Chaldäer nannten die Sterngruppe um den Teil der Sonnenbahn, welcher im Mai beschrieben würde, das Sternbild des Stieres. Das Emporsteigen der Muhme und des Stieres aus dem Mummelsee bedeutet also wahrscheinlich den Beginn der vollen Herrschaft Freyas und Odins. Vom Mummelsee sagt Schnetzler:

„Im Mummelsee, im Mummelsee
Da blühn der Lilien viele.
Sie wiegen sich, sie biegen sich
Dem losen Wind zum Spiele.
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern an's Gestade.
Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze.
Die Lilienmädchen schlingen sich
Von selbst zu einem Kranze
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röte prangen."

Im Allgemeinen werden Wassergeister weiblich, Berggeister, Zwerge, Waldgeister männlich gedacht. Es giebt aber auch männliche Wasserfürsten und weibliche Zwerge, Zwerginnen, und den letzteren wird nachgesagt, den sogenannten Altweibersommer, die im Herbste durch den Wald und über das Feld fliegenden weißen Fäden, zu spinnen. Diese Geister stehen im Dienste der Hel und der Nornen und sind den guten Geistern beizuzählen. Die Fäden, die wir als Gespinnst kleiner, ungefähr wie ein Stecknadelkopf großer Spinnen kennen, sahen unsere Vorfahren als ein Erzeugnis der Spinnerinnen, Nornen oder deren Geister, der Zwerginnen an. Die Zeit der großen Ernte ist vorbei, wenn die Fäden fliegen, und es beginnt die Spinnzeit. Die winterliche Hel, die Peratha, und die Nornen ziehen als

Spinnerinnen mit ihren Geistern um und lassen die Fäden fliegen, um zum Spinnen zu ermahnen.

Die schwedische Benennung dieser Fäden mit Zwergnetz bekundet den alten Glauben, daß sie von Zwerginnen gesponnen worden. Wir Deutschen haben dafür die Bezeichnungen: Altweibersommer, Frauensommer, woraus auf die Hel, Holle und die Nornen als Spinnerinnen zu schließen ist, aber auch Mädchensommer, Marienfäden, Mariengarn, Sommerflug, Sommerseide, Graswebe. In England heißen sie Gods-Samar. Einige Benennungen sind Umbildungen der ursprünglichen heidnischen Form in eine christliche, andere, wie Sommerflug, Graswebe, sind Neubildungen. Mädchensommer ist entstanden durch eine irrtümliche Deutung des den Schicksalsjungfrauen gegebenen gemeinschaftlichen Namens „Metjen", „Meten", „Metten", „Abmessenden", welche den Lebensfaden spinnen und abmessen. An Stelle der Erdmutter und der Schicksalsgöttinen setzten die christlichen Priester die Mutter Maria, und so wurden jene Fäden auch Marienfäden, Mariengarn genannt. — Als ein Erzeugnis guter Gottheiten mußten die Fäden eine gute Wirkung ausüben, und darauf ist der Glaube zurückzuführen, daß das Anfliegen derselben Glück bedeute. Solches Gewebe wurde als Schutzmittel gegen mancherlei Gefahr, vorzüglich von den Frauen in mancherlei Not gebraucht.

Entstehung der Westfälischen Pforte.

In der Zeitschrift „Urds Brunnen" wurde vor einigen Jahren eine Sage über die Entstehung der Westfälischen Pforte mitgeteilt. Am linken Ufer der Weser liegt der Wedigenberg, welcher auch Wiehenberg, geweihter Berg, genannt wird. Der Berg am rechten Ufer heißt „Jacobsberg", eine Bezeichnung, die an Stelle von Antoniusberg gesetzt wurde, und diesen Namen erhielt der Berg in römischer Zeit für Thunar-, Donarberg, Thorberg. Thor wurde aber von christlichen Priestern wegen seiner Eigenschaft als Beschützer der Landwirtschaft auch Jacob genannt. Eine andere

römische Benennung lautet: „Heiliger Herkulesberg", und Thor, der Schlangenbändiger und Riesenbezwinger, galt den Römern als Herkules.

Mit dieser Erklärung stimmt eine Sage überein, welche Hartmann in seinem Sagenschatze Westfalens aufgenommen hat. In dieser wird gesagt, der Riese Hackeran habe eine Berglücke bei Minden, durch welche die Weser ihren Lauf genommen, zugestopft, um die Thalbewohner zu ersäufen, das Land unbebaubar zu machen. Kuhn führt eine Parallelsage an, nach welcher das ganze Weserthal bis zur Pforte ein See gewesen ist, bis Gott durch ein Erdbeben den Berg gespalten hat, so daß das Wasser durchlaufen konnte. Unter Gott ist nur Thor zu verstehen, welcher mit seinem Blitzhammer den Berg spaltete, um die böse Absicht der Riesen zu vereiteln.

Die ehemalige Heiligkeit des Wiehengebirges wird auch durch die Mitteilung bekundet, der Bischof Milo habe im Jahre 933 auf diesem Berge ein Nonnenkloster errichten lassen. Als das Kloster baufällig wurde, fand keine Erneuerung auf dem Berge, wo es sehr unbequem lag, sondern ein Neubau in Münden statt. Für den Umzug heidnischer Götter in dieser Gegend spricht auch die Sage, ein Pastor in Kleinbremen, östlich vom Jacobsberge, habe beim Teufelsbade daselbst einen Kampf mit dem Teufel bestanden, der in dieser Gegend Wodan (Odin) genannt worden sei.

Ähnlich klingt eine von Günther in seinen Harzsagen mitgeteilte

Sage vom Ilsenstein.

Auch hier kam eine große Flut, welche alle Thäler überströmte und Menschen und Tiere zur Flucht auf die Höhen des Harzes nötigte. Fräulein Ilse floh mit einem Jünglinge dem Brocken zu. Als beide auf einem hohen Felsen angekommen waren, gab es einen furchtbaren, die Erde mächtig erschütternden Krach, und zwischen der Jungfrau und dem Jünglinge barst der Felsen auseinander. Der Spalt

war so tief, daß, als die Flut sich verzogen hatte, die aus den Höhen im Thale sich sammelnden Wasser durch den Felsenspalt sich ergossen. Der eine Felsen und das Flüßchen erhielten beide den Namen Ilse. Der Berg auf der anderen Seite des Flüßchens heißt Westerberg.

Die lange Schlericke auf der Schalk.

Wie in verschiedenen Gegenden hohe Felswände und anschließende Thäler mit dem Gewässer darin einen und denselben Namen tragen, welcher auch der Hauptfigur in der Lokalsage beigelegt ist, so ist auch eine Fläche auf einem vorspringenden Abhange des Kahlenberges im Harze, und ein im Thale dahinfließendes Gewässer gleichartig benannt. Beide heißen „die Schalk". Auf dem Vorsprunge des Kahlenbergs, der eine weite Aussicht gestattet, soll einst ein prächtiges Schloß gestanden haben. Die herumliegenden großen und kleinen Steine erklärt die Sage für verwunschene Prinzen, Prinzessinnen, Diener und Dienerinnen, für Haustiere usw. Von den lebenden Wesen, die zum Schlosse gehörten, läßt sich der Sage nach nur eines von Zeit zu Zeit in Menschengestalt sehen, und das ist die Schlüsseljungfrau, die lange Schlericke genannt. Sie ist von großer Gestalt und sieht oft recht verwildert aus. Über diejenigen, die Holz fällen oder abfahren, läßt sie ihren Zorn aus, weil sie den Wald nicht geschädigt wissen will. Beerensuchern gegenüber zeigt sie dagegen großes Wohlwollen. Einst erschien sie unten im Thale, als oben auf dem Berge junge Burschen Beeren suchten. Sie winkte einem derselben, und dieser hatte den Mut, zu folgen. Sie schritt auf die Bergwand zu, die einen dem Burschen bisher unbekannten Eingang zeigte, und durch diesen trat, wenn auch zaghaft, der junge Mensch in den Berg hinein. Er wurde durch hell erleuchtete Räume in einen großen, reich und schön ausgestatteten, mit rotem Samte behangenen Saal geführt, in welchem er einen Beutel voll Gold erhielt.

Ferner wird erzählt: Ein junger Bergmann suchte im Schalker Thale Heidelbeeren für die Kinder seines Bruders und fand

an einer Stelle solche so groß und süß, wie sonst noch nie. Als er seinen Korb voll hatte und gehen wollte, stand plötzlich die Schlericke vor ihm, aber nicht alt und häßlich, sondern jugendlich und schön. Sie winkte ihm, und er folgte ihr einen Moosberg hinan in ein aus Moos bestehendes Schloß, dessen ganzes Möblement aus grünem Holze hergestellt war. In einem mit grünem Samet beschlagenen Raume stand sie still. Den jungen Menschen freundlich ansehend, hielt sie ihm den Mund zum Kusse hin. Der Bergmann schreckte jedoch zurück, denn er sah in ihrem Munde die Füße einer Kröte. Er wandte sich um, eilte zum Schlosse hinaus und den Berg hinunter. Während seiner Flucht hörte er die Schlericke stöhnen und klagen. Hätte er sie geküßt, so wäre durch ihn die Schlericke entzaubert worden, das alte Schloß erstanden, und er hätte der glückliche Besitzer werden können.

Die Schlericke erscheint als Schlüsselmagd und ist darauf bedacht, daß der Wald geschont wird. Damit ist sie als Freya gekennzeichnet. Dazu kommt, daß sie einen Burschen durch fünf helle Zimmer hindurch in einen Saal führt, in welchem sie ihm einen Beutel Gold überreicht. Wie jedem Monat ein Saal, eine Halle in Asgard entspricht, so auch in Helheim. Das Walten der Freya in der neuen Schöpfung beginnt im April, und im sechsten Monate ihres schöpferischen Wirkens, im September, ist sie gealtert, und dieser Monat entspricht dem Saale, in welchem sie den Burschen beschenkt. Der junge Mann sucht Heidelbeeren. Diesem erscheint sie also zur Zeit ihres besten Wirkens, daher jung und schön. Die Verzauberung ist also hier in die Zeit des Sommers gelegt, während sie nur in die Herbst- oder Winterzeit paßt.

Die Schatzkammer der Erdgeister zu öffnen, dient nach verschiedenen Sagen und Märchen eine blaue Blume, auch Wunderblume genannt, sowie eine Springwurzel. In der Gegend des Kyffhäuser, bei der Rothenburg, geht die Sage, daß ein Schäfer die von vielen Menschen vergeblich gesuchte

Wunderblume

ganz zufällig fand, sie wegen ihrer Schönheit pflückte, um sie seiner Braut zu bringen. Ihren Wert erkannte er erst, als sich nun Ein-

gänge in die Berge öffneten, die er vorher nie bemerkt. Durch den Felsenspalt eintretend, sah er sich in einem Raume, in welchem glänzende Steine aufgehäuft waren. Nachdem er seine Taschen damit gefüllt hatte, begab er sich auf den Rückweg. Da hörte er plötzlich rufen: „Vergiß das Beste nicht!" Es war ihm die Blume, die er an den Hut gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. In seiner Hast bemerkte er dies nicht eher, als bis er im Freien war und der Berg sich krachend geschlossen hatte. Die Steine, die er zu sich genommen, waren lauter Goldstückchen. Hätte er die Blume nicht verloren, würden ihm auch die übrigen Schätze des eben verlassenen Raumes zur Verfügung gestanden haben. Er war aber auch so schon ein wohlhabender Mann und konnte sich ein schönes Heim einrichten. Ein Bergmann, der ein gleiches Glück gehabt, verlor die Blume nicht, sondern legte sie beim Füllen der Taschen mit edlen Steinen aus der Hand und unterließ trotz der Mahnung eines Zwerges, in manchen Sagen auch einer Jungfrau, das Beste nicht zu vergessen, die Blume zu sich zu nehmen.

Die Tidianshöhle

im Selkethale bei Quedlinburg ist Gegenstand einer gleichartigen Sage. Ein Hirte fand einst am Johannistage in der Nähe der Tidianshöhle eine Blume, die so herrlich glänzte und wunderbar duftete, wie keine andere. Er steckte sie an seinen Hut und gab sich wieder, von der Stille in der schönen Natur ergriffen, ernsten Betrachtungen hin. Als er seinen Blick auf die Tidianshöhle richtete, sah er zu seiner Überraschung den verschütteten Eingang wieder geöffnet. Er sah die Höhle von unzähligen Lichtern hell erleuchtet und trat hinein. Die Lichter spiegelten sich vieltausendfach wieder in edlen Steinen an der Decke und an den Wänden, und der Fußboden schien mit Goldsand bestreut. Die Pracht bewundernd, schaute er um sich, da vernahm er die Worte: „Nimm dir von dem Sande und hole dir davon, so oft du willst." Er füllte seine Tasche und verließ die

Höhle. Als er sich draußen umblickte, war die Höhle wieder geschlossen. Fröhlichen Herzens trieb er am Abende seine Herde heim, denn das Gold, das er bei sich trug, eröffnete ihm die Aussicht auf ein ersehntes, aber nicht erhofftes Glück. Er liebte innig ein gutes, frommes Mädchen, und dieses liebte ihn wieder, konnte aber von den Eltern nicht die Zustimmung zur Verbindung mit dem Hirten erhalten, da dieser mittellos war. Am anderen Morgen ging der Hirte in die Stadt zu einem Goldschmiede, dem er den blinkenden Sand zeigte. Die Prüfung ergab, daß es reiner Goldstaub war. Es wurde dem Hirten eine beträchtliche Summe Geldes ausgezahlt, und zwar mit dem Bemerken, er könne solchen Staub bringen, so viel er wolle. Der Hirte begab sich alle Tage wieder nach der Höhle, aber erst nach geraumer Zeit öffnete dieselbe sich wieder, und so ferner bei einer bestimmten Stellung des Mondes. Er füllte jedesmal seine Tasche mit Goldstaub und verkaufte denselben.

Der Besitzer der nahen Burg Falkenstein, welcher sich bald mit einem Fräulein aus edler Familie verheiraten wollte, bestellte bei dem Goldschmiede Schmucksachen von dem besten Golde. Es wurde ihm das Gold aus der Tidianshöhle, die dem Grafen von Falkenstein gehörte, als das feinste bezeichnet. Der Graf fragte erstaunt, wer das Gold in seinem Berge entdeckt habe, und es wurde ihm sein eigner Hirte genannt. Dieser hatte eben sich das Jawort von den Eltern seines lieben Mädchens geholt, als er aufgefordert wurde, den Grafen mit in die Höhle zu nehmen. Er that es, und der Graf ließ große Säcke voll Goldstaub herausholen. Auf die Anregung, sich doch auch mit Gold zu versehen, antwortete der junge Mann, der nun nicht mehr Hirte sein, sondern Landbesitzer werden wollte, er habe genug, um glücklich zu sein, und mehr wünsche er nicht.

Nachdem der Graf Kenntnis von dem Geheimnisse seines Berges erhalten hatte, ließ er seinen ehemaligen Hirten zu einer Besprechung über die bevorstehende Verheiratung zu sich kommen. Der junge Mann war kaum eingetreten, da fesselten ihn zwei Knechte, und der Graf stach ihm die Augen aus.

„So, nun suche Tidiansgold, wenn du kannst!" rief der Graf höhnend dem Unglücklichen nach, als er ihn aus der Burg hinaustreiben ließ. Der erste Mensch, der den Geblendeten fand, führte ihn

in das Dorf. Die ganze Gemeinde geriet in Zorn über die Missethat des Grafen, sie konnte jedoch nichts gegen ihn ausrichten, denn er war ja ihr Herr. Die Braut hielt ihr Gelöbnis, verheiratete sich mit dem Blinden und pflegte ihn mit hingebender Liebe bis an seinen Tod. Als er starb, zerfiel die Blume in Staub.

Dem Grafen trug die Schandthat nicht die erhofften Früchte. Er wollte sicher sein, daß sein ehemaliger Hirte keinen Goldstaub mehr aus der Tidianshöhle entnehme. Seine Annahme, daß er nun ganz allein darüber verfügen könne, bestätigte sich jedoch nicht. Als er wieder mit Säcken vor der Höhle ankam, that sich dieselbe nicht auf, obgleich der Mond genau so stand, wie bei dem vorigen Besuche. Er hatte ja die Blume nicht bei sich, und so blieb ihm die Höhle auch ferner verschlossen. Darüber geriet er in Raserei, er mußte in Ketten gelegt werden und diese tragen bis zu seinem Tode.

Für die Überlieferung, daß die Wunderblume am Johannistage gefunden und der Eingang zur Höhle geöffnet worden sei, ist Seite 78 eine Erklärung gegeben worden. In der Sage ist die Mittagsstunde des Johannisfestes als diejenige angegeben, in welcher mehr als zu anderer Zeit ein Blick in die Erde gestattet sei. Nach dem Glauben an das Walten der Erdgeister mußte jedoch die Mitternachtsstunde als die geeignetste bezeichnet sein.

Die guten Geister wollen Wohlthaten nur den guten Menschen erweisen, lassen daher nur diesen die Wunderblume blühen, und sie fordern, wie in mehreren Märchen und Sagen zum Ausdrucke kommt, darüber zu schweigen, auf welche Weise ein Segen zu Teil geworden ist. Wird das Geheimnis verraten, so hört zur Strafe die Wohlthaterweisung auf. Der Hirte hatte das Geheimnis dem Grafen mitgetheilt, und dafür mußte er büßen. In dieser Sage ist aber Schweigen nicht geboten, und doch klingt die Erinnerung an eine Vergeltung für ein Verraten des Geheimnisses in der Blendung durch, die als eine viel zu harte, dem Wesen der guten Geister nicht entsprechende Strafe angesehen werden muß.

Die Springwurzel

erhielt ein Schäfer von einem Königsfräulein mit der Aufforderung, ihm zu folgen. Der Weg ging in eine Höhle hinein, die unsichtbare Thüren hatte. Wurde die rechte Stelle mit der Springwurzel berührt, so sprangen die Thüren auf. Der Schäfer kam der Aufforderung nach, sich mit Gold zu versehen, vergaß aber, wie mancher andere, beim Scheiden, das Beste, die Springwurzel, mitzunehmen. Wenn man einem rothaubigen Schwarzspechte das Nest mit einem Holzkeile verschließt, so holt dieser die Springwurzel, hält sie an den Keil, und sofort fällt derselbe heraus. Wer also eine Springwurzel haben will, muß einem Schwarzspechte, dem Vogel Odins, das Nest verschließen.

Von der Dumburg

bei Halberstadt wird Folgendes erzählt: Ein frommer, aber armer, mit acht Kindern gesegneter Holzhauer bemerkte eines Tages, wie die Felswand des Berges, auf welchem die Burg steht, einem Mönche sich öffnete, der die Worte vor sich hinsprach: „Thürlein, öffne dich!" Der Mann vermutete, daß in dem Berge Schatzgeister sich aufhielten, und gab sich der Hoffnung hin, daß er mit seiner zahlreichen Familie aus aller Not herauskommen könne, wenn auch ihm die Felswand sich öffne. In der Morgenstunde des nächsten Sonntags verrichtete er ein Gebet, dann ging er zu der Felsenwand. Dort betete er wieder, dann sprach er schüchtern: „Thürlein, öffne dich!" Sofort that sich die Wand auseinander, und der Holzhauer sah einen langen Gang vor sich. Er durchschritt denselben und gelangte in einen großen Raum, in welchem Säcke und Fässer voll Geld umherstanden. Er schaute lange den ungeheuren Reichtum an und getraute sich nicht, etwas anzufassen. Der Gedanke an die Not seiner Familie gab ihm endlich Mut, einige Hände voll Geld in seine Tasche zu stecken. Er meinte, es könne dies kein Unrecht sein, denn hier läge Gold und Silber im Überflusse nutzlos, und mit ein paar Händen voll könne

er seinen Angehörigen eine glückliche Lebensstellung verschaffen. Er nahm nicht mehr, als er glaubte, nötig zu haben, und wandte sich dann zum Gehen. Da rief eine Stimme: „Komme wieder!"

Der Holzhauer eilte nun leichten Herzens nach Hause, denn der Zuruf gab ihm die Überzeugung, daß er kein Unrecht begangen hatte, und er konnte getrost noch einige Taschen voll Geld mit nach Hause nehmen. Als er einen großen Haufen zusammen hatte, wollte er auch wissen, wie viel er habe. Um nicht Alles zählen zu müssen, lieh er sich von einem Nachbar ein Gefäß. Dieses zählte er voll, dann füllte er blos das Gefäß und fand so bald, wie groß sein Reichtum war. Als er das Gefäß zurückgab, merkte er nicht, daß in einer Ritze desselben ein Goldstück festgeklemmt war. Der Nachbar merkte es aber und fragte den Holzhauer, was er gemessen habe. Dieser wollte mit der Sprache nicht heraus, gestand aber endlich, bestimmt durch die Drohung, beim Gerichte einen Antrag auf eine Untersuchung zu stellen, welches Glück ihm zu Teil geworden. Schließlich sagte er auch dem Nachbar, der ein reicher Geizhals war und keine Familie hatte, aber doch immer mehr haben wollte, zu, ihm den Eingang in den Schatzraum zu zeigen, jedoch müsse er versprechen, ebenso, wie er selbst es gethan, einen Teil des gehobenen Schatzes zu wohlthätigen Zwecken zu bestimmen.

Am nächsten Sonntagmorgen holte der Holzhauer den Geizhals ab. Vor der Felswand angekommen, ersuchte er seinen Begleiter, erst ein Gebet zu sprechen, aber der Geizhals lachte ihn nur aus. Der Holzhauer sprach die Worte: „Thürlein, öffne dich!" und darauf trat der Geizhals hinein in den Gang, während jener draußen blieb, weil er mit seinem Besitze zufrieden sein wollte. Die Thüre schloß sich wieder, und als der Geizhals in den Schatzraum kam, sah er die Fässer und Säcke von Hunden bewacht, die den Ankömmling wild anknurrten. Aus dem Hintergrunde kam ein großer schwarzer Hund mit funkelnden Augen auf ihn zu, und eine Stimme rief: „Was willst du Geizhals hier!" Der Holzhauer hörte dies, ließ die Thüre sich öffnen und trat ein. Er sah den Geizhals todt auf seinem Sacke liegen und die Schätze in die Erde versinken. Seitdem hat sich die Felswand nicht wieder geöffnet.

Frau Holle und die Flachsdieße

ist eine Sage betitelt, welche F. Günther aus dem „Sagenschatze der Harzlande" mitteilt. Zwei verwaiste Mädchen in Clausthal ernährten sich vom Spinnen. Das eine wurde die fleißige Liese genannt, das andere einfach die Faule. Die Liese war jeden Tag zuerst bei der Arbeit und hörte zuletzt auf, während die andere bei ihrer kürzeren Arbeitszeit auch noch manche Stunde verschwatzte, weil sie die Arbeit langweilig fand. Wenn dieser ein Gedanke aufstieg, mußte sie ihn gleich anbringen, und da ihre Schwester nichts davon wissen wollte, zumal, da dieselbe wußte, daß ihr nur unreife Phantasiegebilde zu Gehör kommen konnten, suchte die Faule eine geschwätzige Nachbarin auf. Die Liese dachte bei ihrer Arbeit auch über mancherlei nach, aber sie sprach darüber erst nach reiflicher Überlegung, und dann fand sie volle Anerkennung. Sie bildete durch ihr sinnendes Wesen ihre geistigen Fähigkeiten ungewöhnlich aus und hatte ihre Freude an der von ihr entwickelten Gedankenwelt, sowie an ihrer zutreffenden Beurteilung von Menschen, Sachen und Vorgängen.

An einem Osterabende, als auf den die Stadt umgebenden Höhen die Osterfeuer brannten, die Burschen mit Fackeln umherzogen, konnte es, wie manches andere Mädchen, auch die Faule nicht zu Hause aushalten. Sie mußte hinaus zu einem Feuerplatze und zog mit befreundeten Mädchen und mit Burschen von einem Feuerplatze zum andern. Die fleißige Liese blieb zu Hause und spann. Als 11 Uhr Nachts vorbei war, trat plötzlich eine weißgekleidete Frau mit goldgelbem Haare in das ärmliche, aber sauber gehaltene Stübchen. Sie trug eine Dieße (Rocken) in der Hand, und ihr Flachs sah aus, wie ungezwirnte Seidenfäden. An die überrascht aufblickende Liese herantretend, untersuchte sie das gesponnene Garn, mit ihren weißen Händen darüber hinwegstreichend, dann sagte sie:

„Fleißige Liese,
Leer ist die Dieße,
Fein ist der Faden,
Bist wohl beraten."

Darauf berührte sie mit ihrer Dieße die Spule und das Spinnrad, dann verabschiedete sie sich freundlich. Die Liese begab sich nun zur Ruhe, aber trotz ihrer Ermüdung konnte sie lange nicht einschlafen, denn sie dachte immer an die freundliche weiße Frau. Die faule Schwester kam erst in den Morgenstunden nach Hause und war auch recht müde.

Als Liese am andern Morgen an ihr Spinnrad herantrat, blickte sie dasselbe erstaunt an. Statt eines hölzernen stand ein goldenes vor ihr, und das Gespinnst auf der Rolle glänzte wie die schönste weiße Seide. Ihre Verwunderung stieg noch mehr, als sie das Garn auf die Winde zog und bemerkte, daß die Rolle gar nicht abnahm. Ein Gebinde nach dem anderen hatte sie bereits an die Wand gehangen, als die Faule endlich eintrat. Auch dieser fiel gleich die Verwandlung des Spinnrades und das wunderschöne Gespinnst, sowie die Zahl der Gebinde bei noch voller Spule auf. Als ihr die fleißige Schwester Mitteilung von dem Erscheinen der weißen Frau gemacht hatte, eilte die Faule gleich in froher Erwartung zu ihrem Spinnrade. Dieses war aber noch von Holz wie vordem, und die Veränderung bestand nur darin, daß auf der Spule und auf der Dieße Stroh statt Flachs war.

Als Wohlthäterin hat hier die weißglänzende Peratha, Berchta, winterliche Holle gewaltet.

Aus der im F. Güntherschen Sagenschatze der Harzlande aufgeführten Sage:

„Die Teufelsmühle“

spricht so deutlich der Mythus über den Bau der Götterburg, daß es angemessen erscheint, diese Sage hier im Wortlaute folgen zu lassen:

„Zwischen den Thälern der Bode und der Selke, etwa gleichweit vom Mägdesprunge und vom Tanzplatze, erhebt sich die Granithöhe des Ramberges, den Harzwanderern unter dem Namen Victorshöhe als herrlicher Aussichtspunkt bekannter.

„Granitbrocken und Granitblöcke bedecken den ganzen Abhang des Berges; sie wachsen aber an Größe und Zahl, je näher wir dem Gipfel kommen. Aus den mächtigen Blöcken und den mauerartigen Felsschichten, mit denen hier das sogenannte Haberfeld übersäet ist, ragt fast auf der Spitze des Berges riesenhaft eine gewaltige Granitmasse empor, welche den Namen Teufelsmühle führt. Mit ihren abgeschliffenen Ecken erscheint sie eher als der Überrest eines von Riesenhänden aufgeführten Baues, denn als ein bloßes Naturgebilde. Und die Sage kennt auch die näheren Umstände ihrer Erbauung und Zerstörung.

„Am Fuße des Ramberges stand vor vielen Jahrhunderten eine Windmühle, die ihren Besitzer trotz all seines Fleißes nur kümmerlich ernährte, denn es fehlte ihr oft der Wind, so daß die Mahlgäste dann lange auf ihr Mehl warten mußten und sich deshalb nach und nach immer seltener einstellten. Einmal hatte die Mühle wieder vier Wochen lang still stehen müssen, und nicht ein Sack Korn war zum Mahlen im voraus herzugetragen. Da geriet der Müller in helle Verzweiflung, und er wünschte seine Mühle zum Teufel. Sogleich war dieser zur Stelle und erbot sich, dem Müller bis zum ersten Hahnenschreie eine große und schöne Mühle auf der Spitze des Rambergs zu erbauen, wo es niemals an Wind fehlte. Selbstverständlich forderte er als Entgelt dafür die Seele des Müllers. Dieser schwankte lange, endlich aber ging er auf das Anerbieten des Versuchers unter folgenden Bedingungen ein: erstens sollte ihm dieser mit der fertigen Mühle zugleich zwölf Mustertöpfe (Müllermetzen) von Gold liefern; zweitens sollte er seine Seele erst nach dreißig Jahren beanspruchen, und drittens wollte der Müller jeder Verpflichtung entbunden sein, wenn die Mühle auch nur den geringsten Fehler haben würde. „Es gilt!" rief der Böse, setzte eine Schuldverschreibung auf, ließ sie vom Müller mit seinem Blute unterschreiben und begann dann sofort den Bau.

„Als im Dorfe die Glocke die Mitternacht verkündete, da wurde es plötzlich tageshell auf der Gipfelfläche des Ramberges. War's etwa der Wiederschein des Höllenfeuers? Tausende der Geister der Unterwelt flogen von allen Seiten durch die Luft daher und trugen in ihren Krallen Steine herzu; und ihr Oberster stand an der Stelle, die er zum Bauplatze ausersehen hatte, schon bereit, nahm die Steine in

Empfang und schichtete sie kunstgerecht auf. Andere Schaaren arbeiteten im Walde, und unter ihren gewaltigen Axthieben sank eine tausendjährige Eiche nach der anderen zu Boden und verwandelte sich im Umsehen in Balkenwerk und Mühlenwellen. Starr vor Staunen und von Schrecken überrieselt, schaute der Müller dem rastlosen Treiben der Höllenbrut zu; er sah unter ihren Händen die Mühle mit turmartigem Unterbaue aus Granitquadern so groß und schön und so rasch entstehen, wie er es nimmer für möglich gehalten hätte.

„Nun stand sie fertig da, die Flügel sausten im Winde, und das ganze Werk war im vollen Gange. Da winkte der Böse dem Müller, mit ihm das Werk zu besichtigen, und sein Auge leuchtete dabei in höllischer Freude. Wie aber klopfte dem Müller das Herz vor Angst, als er nun durch den ganzen Bau schritt und nichts zu tadeln finden konnte! Doch diese Angst, die ihm fast den Atem benahm und den Pulsschlag lähmte, schärfte die Kraft seiner Augen, und — welch glücklicher Zufall! — fehlte da nicht ein Stein in der Mauer? Rasch fuhr der Teufel davon, den fehlenden Stein zu holen, und kehrte im Nu mit diesem zurück. Aber diese wenigen Augenblicke hatten dem schlauen Müller genügt, den lockeren Läufer zu lösen, und dieser rollte gerade, als der Teufel seinen Stein angeschleppt brachte, in großen Sätzen den Berg hinunter. Der Böse sprang eiligst hinterdrein, um ihn vor Ablauf der Frist zurückzuholen. Schon hatte er ihn erreicht und erfaßt, da krähte der Hahn im nahen Müllergehöfte. Das klang dem Müller heute wie Engelsmusik, und er sprang hoch auf vor Freude. Aber der Hohn, mit dem er dem Bösen in das wutverzerrte Gesicht blickte, sollte ihm bald vergehen. Zähneknirschend stürzte sich dieser auf sein Werk, um es wieder zu zerstören; wie ein Rasender riß er das Gebäude hernieder und schleuderte die zum Baue verwandten Felsblöcke nach allen Seiten auf dem Berge umher. Erst als auch der Müller, vom einem Steine getroffen, zusammengebrochen war, mäßigte sich seine blinde Wut. So ist ein Teil der Umfassungsmauer einigermaßen erhalten geblieben und gewährt Otterngezücht und anderer Teufelsbrut einen willkommenen Schlupfwinkel."

Stellt auch der Mühlenbesitzer wenig angemessen einen Vertreter der Asen dar, so doch wenigstens einen Diener der fruchtgebenden,

segenbringenden Geister. Durch die Lage der Mühle ist er an einer wünschenswerten Thätigkeit gehindert, wie die Asen in ihrer Wirksamkeit bedroht sind durch die Riesen. Der Baumeister, welcher sich erbietet, den Göttern die erwünschte Schutzburg zu bauen, ist ein den Göttern und Menschen feindlicher Winterriese. Die Götter gehen mit diesem einen Vertrag ein, nach welchem die Burg bis zu einer bestimmten Zeit fertig gestellt werden muß, widrigenfalls der festgesetzte Lohn nicht gezahlt werden sollte. Durch eine List gelingt es den Göttern, die Anbringung des letzten Steines zu hindern, und so war der Vertragsinhalt bezüglich der Lohnzahlung für die Asen nicht mehr bindend.

Dem Müller stellt sich zum Neubau der Mühle der Feind guter Menschen, der Teufel, zur Verfügung. Die Mühle muß ebenfalls bis zu einer bestimmten Zeit fertig sein, wenn der Erbauer Anspruch auf den ausbedungenen Lohn machen will. Auch hier fehlt kurz vor Ablauf der Frist ein letzter Stein. Der Teufel eilt, diesen Stein herbeizuholen und einzusetzen. Er kommt auch noch im rechten Augenblicke zurück, aber der schlaue Müller hatte die kurze Spanne Zeit benutzt, einen Läufer zu lösen und hinab in das tiefe Thal zu stürzen. Ehe der Teufel diesen zurückbrachte, krähte der Hahn, und so war der Müller frei von Verpflichtungen gegen den Teufel. Im Widerspruche zum Mythus steht, daß dem Müller die Bemühung, den Teufel zu betrügen, zum Verderben gereicht, und daß die Mühle von dem bösen Geiste zerstört wurde, der sie gebaut hatte, wogegen die von den Winterriesen errichtete Burg unter dem Einflusse der Glutriesen zerfiel.

Die Harzer Sage von dem

Ritt auf der Burgmauer

kommt aus derselben Quelle, wie das Märchen „Der Glasberg" und die Kynastsage. Das Fräulein Adelheid von Lohra sprach an dem Totenbette ihres geliebten Vaters das Gelöbnis aus, ihr ganzes

Leben dem Andenken des Dahingeschiedenen zu widmen, daher sich nie vermählen zu wollen. Sie wurde eine Helferin in Krankheit und Not, besuchte die Armen und Trostbedürftigen, und erwarb sich in weitem Umkreise den Ruf, als Engel unter den Menschen zu walten. Da sie aber die einzige Erbin einer umfangreichen Grafschaft war, fiel ihr auch die Pflicht zu, ihre Unterthanen vor räuberischen Einfällen der Nachbaren zu schützen, und hierzu entwickelte sie mit ihrem weichen Herzen nicht die erforderliche Energie. Da schickten endlich die Unterthanen Abgesandte auf die Burg und ließen unter Hinweis auf die überhand nehmenden Plünderungen die Notwendigkeit darlegen, daß die Erbin der Grafschaft dem Lande eine kräftige Lenkerhand gebe. Da sie dem inständigen Bitten nicht länger widerstehen konnte, aber auch ihr Gelöbnis zu halten bestrebt war, willigte sie unter der Bedingung in eine Verheiratung, daß der Bewerber um ihre Hand dreimal auf der Ringmauer ihrer Burg herum reite. Da diese Mauer aber glatt wie Glas und dabei sehr lang war, glaubte Fräulein Adelheid, es werde niemand das Wagestück unternehmen. Aber die Verehrung, welche Adelheid von Lohra genoß, zog bald eine große Anzahl edler Ritter herbei, welche bereit waren, mit dem Einsatze ihres Lebens um das Fräulein zu werben. Viele waren schon in den tiefen Burggraben gestürzt, und doch wagten, trotz alles Abmahnens von Seiten der Burgherrin, noch andere den Ritt, und zwei Bewerbern, einem Grafen aus Thüringen und dem benachbarten Grafen von Nettenberg, gelang das Wagnis. Diese kämpften nun auf Leben und Tod mit einander, und dem Sieger sollte die Braut zu teil werden. Der thüringer Graf unterlag, und so wurde der Graf von Nettenberg der Gemahl Adelheids.

An der südöstlichen Grenze zwischen Oldenburg und Hannover liegt der Dümmersee, über welchen W. Rustmann in seiner Sagensammlung: „Alte Steine in neuer Fassung" Folgendes mitteilt, was den nicht als richtig anzuerkennenden Glauben bekundet, daß das Nixenvolk nicht zur Unterwelt, sondern zur Menschenwelt gehört. Die betreffende Sage ist betitelt:

„Die drei Enten."

Am Ufer des Dümmersees weidete ein Waisenknabe. Reiher schritten nach Beute spähend auf und ab, auf dem See schwammen Wasservögel verschiedener Art, und Fischer waren mit dem Entenfange beschäftigt. Drei weiße Enten kamen nahe an die Uferstelle heran, an welcher der Waisenknabe, Niklas mit Namen, saß. Sie tauchten unter, trieben ein munteres Spiel und zeigten keine Spur von Scheu vor dem Knaben. Dieser wünschte die zahmen Tiere zu besitzen, nahm ein auf der Wiese liegendes Brett und legte es auf das Wasser, um bis zu den Enten gelangen zu können. Wichen sie auch etwas zurück, so kamen sie doch wieder dicht an das Brett heran, als Niklas ihnen Brotkrumen zuwarf. Er griff mehrfach nach ihnen, vermochte aber nicht, sie zu erhaschen. Als er nach einiger Zeit sich umsah, bemerkte er, daß er sich weit ab vom Ufer befand. Es wurde ihm jetzt bange, und er überlegte, wie er wieder zurückkommen könne. Die Enten spielten aber immer wieder so nahe vor ihm, daß er neue Fangversuche machte und dabei bis in die Mitte des Sees trieb. Als der Knabe dort abermals einen Fangversuch machte, kippte das Brett, und er fiel in den See.

In einem herrlich ausgestatteten Raume erwachte der auf einem feinen Bette liegende Knabe. Vor ihm standen drei weiß gekleidete liebliche Mädchen, deren feine Gesichtchen von langen Locken eingerahmt waren. Auf die Frage, wo er sei, erhielt er zur Antwort: „In unserem Schlosse." Nun erinnerte er sich, daß er auf dem Dümmersee Enten hatte fangen wollen und ins Wasser gefallen war. Er fragte: „Da bin ich wohl tot und nun im Himmel?" Darauf

wurde ihm die Antwort: „Du bist nicht tot, nicht im Himmel, sondern noch auf der Erde. Wenn du dich erholt hast, sollst du dich in unserem Schlosse umsehen. Du mußt aber vorher erklären, ob du bei uns bleiben willst oder nicht. Überlege dir die Antwort sorgfältig, denn wenn du erst drei Tage bei uns gewesen bist, und du kommst dann in dein Dorf zurück, kannst du die Luft dort nicht mehr vertragen und mußt sterben. Niklas fand alles um sich herum so schön, die Mädchen so niedlich, daß er sich in die Einfachheit seines Lebens im Dorfe am See nicht zurücksehnte und jubelnd ausrief: „Ich bleibe hier!"

Die Mädchen nannten den Knaben ihren lieben Bruder und führten ihn im Schlosse herum. Niklas staunte über die Pracht, die ihn umgab, über die Ausstattung der Räume mit goldnen und silbernen Gegenständen. Selbst einfaches Hausgerät war aus Gold und Silber gearbeitet. Um das Schloß herum war ein großer Garten mit schönen Obstbäumen, Laubengängen und prachtvollen Blumenbeeten. Jahrelang lebte er bei den Mädchen wie ein Prinz. Eigentümlich kam es ihm vor, daß er immer größer und stärker wurde, die Schwestern aber klein und schmächtig blieben. Als er sieben Jahre in dem Schlosse zugebracht hatte, ergriff ihn plötzlich ein tiefes Sehnen nach seinem Dorfe, nach den Wiesen am See und nach den Bekannten. Er sagte den Mädchen nichts, er erinnerte sich ja auch, daß ihm gesagt worden, seine Rückkehr werde er nicht lange überleben. Die Schwestern schlossen jedoch aus seinem stillen, sinnenden Wesen auf seinen Gemütszustand, und eines Tages sagten sie zu ihm: „Wir kennen die Ursache deiner Traurigkeit, und wir wollen nicht, daß du in deiner Sehnsucht bei uns hinsiechen sollst. Weil du immer so gut gewesen bist, sollst du zurückkehren." Dabei rannen den Mädchen Thränen über die Wangen.

Am anderen Morgen hörte Niklas ein Glöcklein läuten. Er schlug die Augen auf und bemerkte, daß er am Ufer des Dümmer-Sees lag. Er sprach die ihm nicht fremden Hirtenknaben an, wurde aber nicht von ihnen erkannt. Auch seine Pflegeeltern und deren Angehörige erkannten in dem schönen Jünglinge ihren Niklas erst wieder, als er aus seinen Kinderjahren erzählte. Nicht lange darauf erfaßte ihn die Sehnsucht nach den drei Mädchen im See, und wie sehr auch seine

Freunde sich bemühten, seine Schwermut zu bannen, er welkte mehr und mehr dahin. Tagtäglich ging er nach dem See, hoffend, die drei Enten zu sehen, sie erschienen jedoch nicht. Eines Tages sahen ihn Hirtenknaben tot am Ufer liegen. Sie wollten ihn nach dem Dorfe tragen, da tauchte in der Mitte des Sees ein Schiff auf, das nach der Uferstelle fuhr, an welcher Niklas lag. Drei Mädchen stiegen aus, trugen den Toten auf das Schiff und fuhren nach der Mitte des Sees zurück. Dort versank das Schiff, und an derselben Stelle schwammen drei Enten im Kreise herum. Endlich tauchten auch die Enten unter, und niemand hat sie dann wieder gesehen.

Der Knabe ist die Personifizirung des Naturlebens, das vier Monate lang im Aufsteigen, drei Monate lang im Zurückgehen begriffen, also eine Gesamtdauer von sieben Monaten hat, woraus das Märchen Jahre macht. Der Knabe verschwindet von der Oberwelt, wie die Naturgeister im Laufe des Herbstes sich zurückziehen. Es wird dann gesagt, er habe sieben Jahre im unterirdischen Schlosse zugebracht, wofür fünf Jahre zu setzen ist, da die Naturgeister nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder auf der Oberwelt zu wirken beginnen. Das gesamte Naturleben ist nicht mit dem Wirken Freyas zu verwechseln, das nur fünf Monate andauert.

Nach Rustmanns Sammlung hannoverscher Sagen unter dem Titel: „Alte Steine in neuer Fassung“ ging früher über die

„Teufelskuhle“

am Wege vom Dorfe Hemmingen nach Ricklingen im Regierungsbezirke Hannover die Sage, es sei an dem mit dem Namen „Teufelskuhle“ belegenen Teiche in der Zeit von 11 bis 12 Uhr mittags oft ein Läuten zu hören. An Stelle des Teiches habe eine Kirche gestanden, die eines Tages in die Tiefe gesunken sei. Die Kirchenglocken läuteten aber noch von Zeit zu Zeit. Einst habe ein Mann in dem

Hemminger Holze nahe diesem Teiche Kräuter gesucht, und plötzlich sei vor ihm eine schwarze Gestalt aufgetaucht, ihm zurufend:

„Hättst du nicht den Baldrian,
So sollte dir die Nase im Nacken stahn!"

Sich besichtigend, habe der Mann gesehen, daß ihm beim Suchen nach heilsamen Kräutern ein Baldrianblatt an der Schuhschnalle hängen geblieben sei. Dieses Blatt habe ihm das Leben gerettet, drum sei es von dem Manne wie ein Heiligtum aufbewahrt worden. In dem schwarzen Manne hat man sich einen Geist des Surtur oder diesen selbst vorzustellen, gegen welchen ein Blatt der dem Baldur heiligen Pflanze Schutz gewährt.

Das Teufelsbad

bei Osterode im Hildesheimschen stand ehedem ebenfalls in dem Rufe, einem bösen Geiste zum Aufenthalte zu dienen. Hier ist jedoch ein guter Lichtgott als Teufel angesehen worden, der in einem unterhalb des Schäferbergs liegenden Teiche Linderung von seinen Höllenqualen gesucht haben soll. Es wurde ihm nachgesagt, zeitweilig als Stier, dann auch als Wolf zu erscheinen, in Gestalt eines Ebers von einem aus dem nahen Erlengehölze hervorbrechenden Räuber gejagt zu werden. Stier und Wolf kennzeichnen den Geist deutlich als Odin, der in Gestalt eines Ebers den Räuber zu einer wilden Jagd verleitet, die einen steilen Abhang hinuntergeht, an welchem die Teufelskuhle liegt. Der Räuber vermag nach der Jagd den Abhang hinab in der Verfolgung nicht, sofort einzuhalten, und stürzt in die Kuhle hinein, wo es so tief ist, daß das Wasser über ihm zusammenschlägt und er ertrinkt.

Mit dem Märchen: „Der Zwerg von Ralligen" und „Der Reiche und der Arme" steht in Übereinstimmung die Sage über die

Entstehung des Balksee.

Es wird erzählt, daß an Stelle dieses Sees einst eine Stadt mit einem Kloster Namens Balk gestanden habe. Eines Tages sei ein Pilger gekommen, um die Einwohner von Balk, die ein unchristliches Leben führten, zur Buße zu ermahnen. Weil er als unbemittelter Mann erschienen, sei er im Kloster nicht aufgenommen, dann auch in der Stadt überall, wo er um eine Herberge gebeten, abgewiesen worden, bis er am Ende der Stadt zu einer armen Frau gekommen, die ihm bereitwillig Speise und Trank verabreicht und eine Ruhestätte gewährt habe. Beim Abschiede habe er die Frau ersucht, sich eine Gunst auszubitten. Der Wunsch der arbeitsamen Frau sei gewesen, es möge die nächste Arbeit, die sie beginne, nie aufhören. Sie habe darauf Leinenzeug gereckt, und so viel sie aus der Truhe genommen, um soviel habe sich der Rest immer vermehrt, und die Nachbarn seien neidisch geworden über den Reichtum an Leinenzeug, über welchen die bis dahin arme Frau verfügte. Als nach einigen Jahren der Pilger wieder nach Balk gekommen sei, habe gleich die erste reiche Frau, bei der er vorgesprochen, ihn herzlich willkommen geheißen, freilich nicht, um dem Pilger eine Wohlthat zu erweisen, sondern in der Hoffnung auf einen reichen Lohn. Beim Abschiede des Pilgers habe sie diesen gebeten, ihr auch den Wunsch zu erfüllen, daß ihre nächste Beschäftigung kein Ende nehmen möge. — Wahrscheinlich würde sie Geld gezählt haben. — Der Pilger antwortete:

„Demjenigen, der kein gutes Herz hat, bringt ein solcher Wunsch nur Schaden, drum wäre es besser gewesen, du hättest diesen Wunsch nicht geäußert."

Die über diese Antwort erboste reiche Frau soll nach einem Eimer voll Wasser gegriffen und diesen über den Pilger ausgeschüttet haben.

Von diesem Augenblicke an habe sie immer Wasser schöpfen und ausgießen müssen, bis die Stadt und das Kloster unter Wasser gesetzt gewesen. So sei der Balksee entstanden.

Die sieben Trappen

unweit der Chaussee zwischen Empelde und Eberloh bei Hannover haben zu verschiedenen Sagen Veranlassung gegeben. Mithoff teilt in seinem Werke: „Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen" Folgendes mit:

„Zur Zeit, als das Gericht noch unter freiem Himmel gehalten wurde, war ein Bürgermeister, der schwur seinem Knechte den Lohn ab, sagend, er hätte ihn bereits dem Knechte gegeben. Wenn es nicht wahr sei, wolle er gleich in der Erde versinken. Der Bürgermeister ging (vom Gerichtsgarten ab, auch Baumgarten genannt) noch sieben Schritte, und bei dem letzten ist er in die Erde gesunken. Zum Andenken hat man nachher bei jedem Schritte, den er gethan, einen Stein gesetzt, und diese Steine haben den Namen „Sieben Trappen" erhalten." Diese Deutung ist als Dichtung zu bezeichnen. Es ist wie bei anderen Überlieferungen, z. B. über die Teufelsmauer im Harze, anzunehmen, daß das Vorhandensein dieser Trappensteine Veranlassung zu Sagenbildungen gegeben hat, daß aber die ursprüngliche, mythische Sage verloren gegangen ist. Die Ortsnamen in der Gegend der genannten Steine lassen sich teilweise auf Götter- und Riesennamen zurückführen. Ronnenberg hieß in alter Zeit Runeberghan, wurde auch Rumbergha genannt. Letzterer Name kommt in einer Erzählung über den im Jahre 530 bei diesem Orte stattgefundenen Kampfe zwischen den Thüringern und Franken vor. Die Vermutung, daß das hochbelegene Ronnenberg, Runenberchen, ein Ort der runenkundigen, weissagenden Berchta gewesen sei, wird dadurch unterstützt, daß in dem nahen, nach Osten geöffneten Thale dicht am Fuße der westlichen Berge der Ort Gehrden liegt, welcher nach einer Inschrift der alten Kirche im 11. Jahrhunderte Gerda hieß, also wie die Gemahlin des Freyr. Diese Namensübereinstimmung ist um so auf-

fälliger, als das von Gehrden-Gerda nach Osten sich erstreckende Thal früher ein üppiges Wiesenthal war, kein Ackerland, für die Bewohner der Umgegend hier also in hervorragender Weise zuerst das durch Freyr und Gerda eingeleitete neue Naturleben sich kundgab.

Döhren bei Hannover hieß nach einer von Kaiser Heinrich II. im Jahre 1022 unterschriebenen Urkunde Thornite, war also nach Thor benannt, und damit steht in Übereinstimmung, daß die dortige Kirche Peterskirche genannt wurde. Wie schon mehrfach erwähnt, trat in christlicher Zeit Petrus an Stelle des Thor. Bei Döhren war in heidnischer Zeit eine umfangreiche Begräbnisstätte, wie das Ausgraben zahlreicher Urnen ergeben hat. Es lassen sich noch viele hannoversche Ortsbezeichnungen auf die Namen germanischer Götter, Riesen und Zwerge zurückführen, wie Suderbruch-Suderbrock-Suderzwerg, Hilkerode-Helckenroth, an Helke, die herbstliche Erdgöttin erinnernd, Rüdershausen-Hutbertshaus-Rupertshaus. Suder erinnert an Surtur, Rupert an Odin.

3. Der Göttermythus in der Pflanzenwelt.

Die Bequemlichkeit, aus Kalendern, Zeitschriften usw. sich über den Zeitlauf, die Witterungsverhältnisse usw. zu orientieren, hat die Menschen von der Notwendigkeit befreit, auf die Vorgänge in der Natur aufmerksam zu sein, aber auch den geistigen Genuß abgeschwächt, welchen ein aufmerksames Wandern durch die Natur gewährt. In alter Zeit las der Mensch die Stunden, Tage, Wochen und Monate vom Stande der Sonne, des Mondes und der Sterne ab, und die Frage nach den Witterungsverhältnissen des kommenden Tages beantwortete er nach dem Funkeln der Sterne, nach der Fernsicht, nach dem Verhalten der Pflanzen und Tiere. Heute klärt ein Blick in die Zeitung darüber auf. Aus dem Zwange zur Beobachtung der Vorgänge am Himmel und auf Erden erwuchs unseren Vorfahren eine poesievolle Naturanschauung, welche teilweise in Namen, Gebräuchen und auch in abergläubischen Vorstellungen auf unsere Zeit übertragen worden ist, aber nicht mehr so tief wie früher das Gemüt belebt, weil sie nicht auf eigener Beobachtung beruht. Die Pflanzen wurden je nach ihrer Wirkung auf Menschen und Tiere, je nach ihrem Wachstume als der Schöpfung guter oder böser Geister angehörig betrachtet, die für die einzelnen Monate besonders charakteristischen Pflanzen als Geschöpfe der Götter, Riesen, Flußalben, Bergalben usw., daher auch als von diesen beseelt angesehen. Viele gedachte Beziehungen der Pflanzenwelt zur Geisterwelt sind verloren ge-

gangen, andere im Laufe der Zeit verdunkelt worden. Was uns an Zeugnissen dieser Art in Märchen, Sagen und Gebräuchen geblieben ist, das wollen wir als theure Vermächtnisse unserer Vorfahren heilig halten und kommenden Geschlechtern vererben. Viele Pflanzen haben auch durch heilkräftige Wirkungen schon in alter Zeit eine große Bedeutung gewonnen, und so lohnt es sich wohl, die Leser auf die wichtigsten derselben in der Reihenfolge ihres Blühens von Monat zu Monat aufmerksam zu machen.

Unsere heidnischen Vorfahren sagten: „Im Winter gehen die Pflanzengeister in das Reich der Wasser- und Erd-Alben. Im Frühlinge kehren sie von dort wieder in die Menschenwelt zurück.“ Friedrich von Sallet hat in seinem Gedichte: „Elfenwirtschaft“ diese Vorstellung in ihren Hauptzügen wiedergegeben wie folgt:

„Wo sind sie nur alle hingekommen,
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
Das Elfenvolk hat sie mitgenommen
Und sie als Helme sich aufgesetzt.

„Doch wo sind die Pälmlein, möcht' ich wissen,
Die auf der Wiese schwankten frei?“ —
Das Elfenvolk hat sie abgerissen
Als Schwerter und Lanzen beim Festturnei.

— — — — — — — — — — —

„Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit lustigem Schall?“ —
Die müssen den Elfen zirpen und schrillen
Als Musikanten beim festlichen Ball.

„Und auch die Lilien, die schönen, schwanden,
Die hier geblühet in stiller Pracht! —
Die Elfen schleppten sich fast zu Schanden,
Bis diese sie endlich weggebracht.

Nun stehn sie als Säulen stolz und mächtig,
Als Zier des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blütenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Krystall.

Doch komm' nach Haus! Es dunkelt im Thale,
Heut' leuchtet uns nicht der Würmlein Schein,
Die schweben als Lichter im Elfensaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelgestein.

Nun freun sich die Elfen deß, was sie genommen.
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben sie Alles wieder heraus."

Im März beginnt die Mistel zu blühen. Sie wurzelt auf Bäumen, selbst auf den höchsten, und da hierfür keine Erklärung vorhanden war, wurde angenommen, es sei dieselbe von Luftgeistern dort gepflanzt worden. Sie erhielt daher den Namen Maren-Klatte, also Seelen-Klatte. Auch Alben- oder Elfen-Klatte wurde sie genannt, welche Namen dieselbe Bedeutung haben, denn Maren, Seelen werden Alben, Elben, Elfen, Nixen, auch Zwerge. Die abgeschiedenen Seelen böser Menschen sind als Alben darauf bedacht, Böses zu thun, worin sie nach Möglichkeit von den Maren guter Menschen gehindert werden. Im Märchen „Rumpelstilzchen" zum Beispiel wird ein ausgesandter Bote so geführt, daß dieser den Namen des Berggeistes erfährt.

Als eine Schmarotzerpflanze fand die Mistel bei der Vereidigung aller Pflanzen durch Freya, dem Baldur nicht zu schaden, keine Beachtung, und Freya teilte dies arglos dem nach einem Mittel zum Verderben Baldurs suchenden Loki mit. Dieser schnitzte aus einem Mistelzweige einen Pfeil und veranlaßte, um nicht als Mörder zu erscheinen, den blinden Hödur, auf Baldur zu schießen. Er gab die Richtung an, Hödur schoß und Baldur fiel bei dem Götterspiele tot nieder.

In manchen Gegenden wird heute noch ein aus Mistelholz hergestelltes Kreuz als Schutzmittel gegen den Einfluß böser Kräfte getragen, was Veranlassung gegeben hat, der Mistel auch den Namen Kreuzholz beizulegen.

Im April blüht der Wachholder. Dieser Baum erschien schon dadurch als bedeutungsvoll, daß er auch während des Winters grün blieb. Hierzu kam, daß er der erste Baum war, welcher blühte, und

seine Blütezeit fiel in den Monat, in welchem Freyr und Gerda sich verbanden, durch deren Wirkung die Erdgeister frei wurden und ihre Thätigkeit in der Natur beginnen konnten. Das Berühren des Körpers mit Wachholderzweigen wurde als ein Mittel zur Belebung und Reinigung angesehen. Das Reinigen der Räume sowohl für Menschen als für Vieh fand statt durch Verbrennen von Wachholderzweigen. Das Märchen „Wachholderbaum“ kennzeichnet die Bedeutung dieses Baumes für unsere heidnischen Vorfahren.

Die Blütezeit der Stieleiche und der Rotbuche beginnt ebenfalls im April. Die Eiche erhielt jedoch ihre Bedeutung vorzugsweise dadurch, daß in sie weit häufiger als in jeden anderen Baum der Blitz einschlägt. Diese Thatsache gab Veranlassung, die Eiche zum Schutze gegen Blitzgefahr auf den Gehöften und vor denselben zu pflanzen und sie als einen heiligen Baum des Blitz- und Donner-Gottes Thor, Donar anzusehen.

Das Blühen der Buche im April, zur Zeit für die Bestellung der Felder, führte zu dem Glauben, in diesem Baume seien die das Wachstum fördernden Geister ganz besonders thätig, es müsse derselbe daher Schutz gewähren gegen die Feinde des Naturlebens. In diesem Glauben setzten unsere heidnischen Vorfahren Buchenzweige in die Felder und Gärten, und zwar in der Entfernung eines Pfeilschusses von einander. Um die Wirkung der Zweige zu erhöhen, wurden sie mit Runenzeichen, Zeichen des Glaubens an die Götterthätigkeit, versehen. Aus der Verwendung der Buchenstäbe zum Einritzen von Runenzeichen ging die Bezeichnung „Buchstabe“ für Schriftzeichen hervor. Buchenholz wurde auch beim Osterfeuer, das zur Reinigung vom Bösen diente, verbrannt.

Die Anemone oder das gemeine Hainröschen blüht vom April ab und bildet einen Schmuck der Laubwälder. Überall, wo ein Tropfen Blut des auf der Jagd von einem Eber verwundeten Odin-Wodan, Hackelbärend, hingefallen ist, blühte nach altem Glauben im nächsten Frühjahre ein Hainröschen auf. Andere Quellen führen das Blühen der Anemonen auf einen Blutstropfen Baldurs zurück, und dies steht in Bezug auf die Jahreszeit in Übereinstimmung

mit dem Mythus über den Adonis der Chaldäer, dessen Tod zur Zeit der Sommersonnenwende zu einem großen Trauerfeste führte.

Am Maifeste dankten die alten Germanen ihren Göttern für die Erfüllung der Hoffnungen, mit welchen sie am Wiehenachtenfeste in die Zukunft geblickt hatten. Unter dem Tannenbaume wurde zu Weihnachten, unter der Birke und Weide am Maifeste den Göttern gehuldigt. Jener den Winterriesen trotzende Baum erweckte Vertrauen in die siegende Kraft der guten Gottheiten, Birke und Weide waren die hervorragendsten Naturerscheinungen, welche den Sieg der guten Gottheiten über die Winterriesen verkündeten. Diesen wurde daher, wie der Buche, eine zauberkräftige, die bösen Mächte verscheuchende Wirkung zugeschrieben, und darauf ist der Brauch zurückzuführen, Zweige solcher Bäume ebenso, wie die mit Runen versehenen Buchenzweige, an den Gebäuden zu befestigen, in die Gärten und Felder zu stecken, was zuerst am Auferstehungsfeste, dann auch am Maifeste geschah. Tanne, Fichte, Wachholder, Stechpalme einerseits, Birke, Weide, Buche, Linde, Haselstaude andererseits waren sowohl den männlichen Sonnengottheiten, wie auch den weiblichen Erdgottheiten gewidmet, aber sie wurden wohl vorzugsweise als der Freya heilig angesehen, wie daraus hervorgeht, daß die Anrede bei den Huldigungen oder Gebeten lautete: Frau Tanne, Frau Birke usw. Wie die Tanne am Weihnachtsfeste, so galt die Birke am Maifeste als der bedeutsamste Baum, weil dieselbe unter den Bäumen zuerst im Monate der Götterhochzeit eine schöne volle Entwickelung erreichte. In ihr wurde der Hauptsitz der Erd- und Naturgöttin gesehen, von ihrer Nähe der meiste Natursegen, der beste Schutz gegen böse Mächte erwartet. Weil sie ihre Hauptbedeutung im Monate Mai hatte, erhielt sie den Namen Maje, und weil ihr die Kraft des Schutzes gegen alles Böse zugeschrieben wurde,

Pflanzte der Bursch zur Zeit der Pfingsten,
Dem Liebchen Maien vor das Haus.

Wie mit der Birkengerte, so wurde das Vieh, besonders das Milchvieh, in der Hoffnung auf Erzielung eines größeren Nutzertrages auch mit Zweigen der dem Thor und der Freya heiligen Eberesche und der Haselstaude geschlagen, und zwar unter Anrufung einer

der guten Gottheiten. In christlicher Zeit hieß es aber: „Im Namen des Teufels.“

Die den Gottheiten heiligen Bäume wurden als Aufenthaltsorte auch der diesen Gottheiten untergeordneten Alben, Elben, Wald-, Berg-, Wasser- und Luftgeister, sowie der abgeschiedenen Menschenseelen angesehen, und es herrschte der Glaube, daß die Bäume, mit welchen die Elben durch einen langen Aufenthalt in denselben sich verwachsen hatten, Beulen bekämen. Da die Eiche als Hauptsitz des Thor, des gewaltigen Kämpfers gegen die Winterriesen angesehen wurde, galt sie auch als beliebter Aufenthaltsort der Seelen verstorbener Krieger, die in der Nacht ihren Sitz verlassen und das Heer des Odin, Wuotan, Wodan, Hackelbärend verstärken. In einer Sage wird von einem Eichwalde erzählt, er verschwinde in mancher Nacht, weil die Bäume sich in Soldaten verwandelten, welche dem Elfenkönige folgten. Die Maren, Seelen, sind es, welche in den Bäumen ächzen, auch musikalische Töne erklingen lassen. Diejenigen Bäume, welche zeitweise unsichtbar werden, sind verwandelte Seelen, die anderen Aufenthaltsorte der Seelen.

Am Maifestdonnerstage spielte besonders die Walderbse, eine Lieblingsspeise der Elben und Maren, eine Rolle. Sie ist eine der ersten Gaben, welche von den Vegetationsgeistern hervorgebracht wurden. Das Hauptopfer und die Hauptspeise bestand an den heiligen Donartagen in Erbsen. Die Walderbse wurde als dem Donar heilig Donnererbse genannt. An dem Feste, welches dem Hauptfruchtansatze der Natur galt, mußte die erste Frucht als Dankopfer dargebracht werden.

Der Hollunder war gleichfalls ein Baum des Thor-Donar, der Elben und der Seelen verstorbener Menschen. Wie unter dem Wachholder wurde unter ihm Haus- und Familiensegen erflebt, und wie die Birkengerte, Weidengerte, diente auch ein Hollunderzweig beim Austreiben des Viehes auf die Weide. Wer aber einen Hollunderzweig brechen wollte, mußte den im Baume wohnenden Geist erst um Erlaubnis bitten. Der Hollunderbaum durfte ebensowenig wie der Wachholder abgehauen werden, wenn eine Stimme aus demselben davor warnte. Als Schutzbaum und Seelenbaum wurde er an Gräbern gepflanzt.

Der Wallnußbaum galt als ein besonders heiliger Familienbaum, weniger als Baum der allgemeinen Vegetationsgeister. Das Menschenleben erneuert sich nicht, wie das Götterleben, in jedem Jahre. Soll es lange Dauer haben, muß es gut geschützt sein gegen schädliche Einwirkungen, wie der Kern der Nuß. Wurde ein Kind geboren, so mußte ein Nußbaum gepflanzt werden. Wurde dieser Baum krank, so war dies eine schlimme Vorbedeutung für das Kind. Im Märchen „Nußzweiglein“ wünschte das beste Kind eines reichen Kaufmanns nur ein Nußzweiglein, während die anderen Kinder kostbare Geschmeide sich erbaten.

Die im Juni erblühende Rose diente im altgermanischen Leben als vornehmstes aller Symbole aus der Blumenwelt. Alle Naturvölker sahen in den Sternen die Himmelsgottheiten, in den Blumen die Erdgottheiten und die ihnen untergeordneten Geister, Seelen, in Erscheinung treten. Das Seelenreich der germanischen Erdgöttin Holle wurde als ein lichtvoller Blumen- und Baumgarten, mit Rosen, Lilien und Apfelbäumen bewachsen, gedacht. Auf dem Grabe mußten Rosen und Lilien stehen, damit die abgeschiedene Seele auf dem Grabe gegenwärtig sein konnte, wenn an demselben auf der Erde zurückgebliebene Anverwandte weilten und beteten. Es wurden daher auch die Friedhöfe Rosengärten genannt. In einem litthauischen Volksliede hat dieser Glaube den richtigen Ausdruck gefunden, indem einer Mutter, deren Tochter eine Rose vom Grabe des Geliebten nach Hause bringt, die Worte in den Mund gelegt werden:

„Das ist ja die Rose nicht,
Ist des Jünglings Seele!“

Wenn die Liebe den Tod überdauert, dann wachsen Rosen aus dem Grabe. Diesem Glauben hat Uhland in den Worten Ausdruck gegeben:

„Oft einst hatte sie mich mit duftenden Rosen beschenket,
Eine noch sproßte mir jüngst aus der Geliebtesten Grab.“

An den heiligen Stätten, hauptsächlich aber in dem Haine des zur Zeit der Wintersonnenwende neu geborenen Baldur, mußten Rosen stehen. Ein heiliger Hain war ohne Quelle nicht denkbar, da diese als eine Vermittlung alles Lebens zwischen der Oberwelt und

Unterwelt angesehen wurde. Der Adebar, Storch, holte die Kindesseele, nicht das Kind, aus dem Weiher und trug sie in Gestalt einer Blume, Wasserlilie, dahin, wo ein Kind geboren werden sollte, und als ein Weiher wurde nur ein Quellenteich anerkannt. Ein Tempel der Erdgöttin konnte daher nicht auf einer blumenreichen Wiese oder unter Bäumen errichtet werden, wenn nicht auch eine Quelle vorhanden war. Der Tempel der Himmelsgottheit, welche mit der Erdgöttin in Verbindung stand, bedurfte ebenfalls einer Quelle. Am Brunnen vor dem Thore, da steht der dem Odin heilige Lindenbaum. Gregor der Große schrieb vor, die Heidentempel nicht zu zerstören, sondern ihnen christliche Bedeutung unterzuschieben und sie in den Bau christlicher Kirchen einzufügen. Daher kommt es, daß alte Kirchen an einer Quelle liegen, wie der Dom zu Straßburg, zu Köln, zu Thann u. s. w., und daß auch einige Kirchen Rosenstöcke aufweisen, wie der Dom zu Hildesheim.

Die Lilie hat im Allgemeinen dieselbe Bedeutung, wie die Rose. Sie wird aber mehr in Verbindung mit den Schicksalsgöttinen, den Nornen, gebracht, der Urdr, welche das Leben giebt, d. h. durch den Seelenträger Storch die Seele dahin vermittelt, wo ein Kind geboren werden soll; der Verdandi, welche dem Leben Entwickelung giebt; der Skuld, welche das Leben abschließt. Die letztere wird oft als Walküre bezeichnet, aber mit Unrecht. Schon der Name Walküre sollte vor dieser Verwechselung schützen, denn er bedeutet ein Küren der Kämpfer auf dem Schlachtfelde, der Walstatt, Kämpferstatt zum Eingang nach Walhalla, Halle der im Kampfe gefallenen Helden. Skuld dagegen bewirkt, daß die Seelen der Menschen, welche nicht im Kampfe oder an den auf dem Schlachtfelde empfangenen Wunden gestorben sind, in Holles Seelenreich kommen. Die Nornen erscheinen als Lilien auf dem Weiher, verwandeln sich in weiße Schwäne, auch weiße Frauen, welche am Brunnen, an Quellen sitzen, menschliche Wohnungen aufsuchen und beobachten, was da getrieben wird. Sie erscheinen bei wichtigen Familienereignissen, bei Geburten und Hochzeiten, mahnend, helfend und das Schicksal verkündend, im Winter stets als Spinnerinnen mit breiten Gänsefüßen. Wenn auch jede Norne in der ihr eigenen Weise selbständig waltet, so kann doch keine für sich allein bestehen. Es erscheinen daher oft, besonders bei Ge-

burten, alle drei Nornen zusammen, und der Vorstellung von der Zusammengehörigkeit der Nornen entspricht das Pflanzen von drei Lilien auf ein Grab.

Der Vorstellung, daß die Geburt der Sonnengottheit Baldur zu Weihnachten das Steigen der Sonne von dieser Zeit ab zur Folge habe, steht die andere gegenüber, daß nach dem Tode des Baldur die Sonne wieder tiefer sinke. Ende Juni wurde daher ein Fest der Trauer um diesen Gott begangen. Da in der ersten Zeit des Wiedersinkens der Sonne oft eine belästigende und verderbliche Glut herrscht, wurde dem die Ausartung der Sonnenkraft personifizirenden Loki zugeschrieben, den Tod des Baldur veranlaßt zu haben. Das gegen Ende Juni blühende Hartheu, Johanniskraut, enthält in seiner Blüte einen roten Saft, und der alte Germane glaubte, das Blut, das aus der Wunde Baldurs auf die Erde gefallen, erscheine in dieser Blüte. Das Todesfest Baldurs wurde in ein Johannisfest verwandelt, und die Pflanze, deren rötlicher Saft als das Blut Baldurs galt, erhielt den Namen Johanniskraut. Der liebliche Baldur war der Gott hingebender, treuer Liebe, und so wurde dem Safte der ihm geweihten Pflanze die Wirkung zugeschrieben, Liebe zu erwecken und zu befestigen. Der Saft diente noch in später Zeit zur Bereitung des Liebestrankes. Die Pflanze erhielt auch den Namen Hexenkraut, Teufelskraut, weil sie, in der Johannisnacht geschnitten, gegen böse Geister Schutz verleihen sollte.

Eine Pflanze, deren Name noch an Baldur erinnert, ist der Baldrian, welcher im Juni zu blühen beginnt und im Juli verblüht. Die Baldrianskörner werden auch Heilandskörner genannt, was darauf zurückzuführen ist, daß das Geburtsfest Jesu an Stelle des Baldurgeburtsfestes gesetzt wurde.

Die germanische Götterwelt lag in stetem Kampfe mit den Feinden der Schöpfung. Kaum waren die wiederholt eingedrungenen Winterriesen besiegt, da traten die Glutriesen unter Surtur Verderben drohend auf, und mit ihnen im Bunde wirkte heimtückisch der ausgeartete Asengott Loki, auf dessen Anstiften der liebliche, milde Lichtgott Baldur durch den blinden Hödur, den Gott der dunklen Winterzeit, erschossen wurde. Nun stirbt auch die Gemahlin Baldurs, die Blumengöttin Nanna und ihr treuer Diener, der den Blumen Duft

gebende Zwerg Lit. In der Götterburg Asheim herrscht große Betrübnis, aber den Glutriesen zum Trotze lassen Odin und Freya die Linde blühen. In diesem herrlichen Baume offenbaren sie ihre schützende Gewalt, also mußte unseren heidnischen Vorfahren die Linde als der heiligste Schutzbaum erscheinen. Die Eiche mußte vor und auf den Gehöften stehen, der dem obersten Götterpaare gemeinsame Baum auf dem Gemeindeplatze und vor den Thoren. Unter der Linde mußten alle Gerichtsverhandlungen stattfinden, alle Verträge abgeschlossen werden, legten Jünglinge und Mädchen das Gelöbnis der Treue ab, wurden alle Ehen geschlossen. Die Übersendung eines Lindenzweiges drückte den Wunsch aus, es möge der Segen Odins und Freyas den Empfänger beglücken, und diese Bedeutung ist dem Lindenzweige in der Pflanzensprache geblieben.

Eine besonders hohe Bedeutung hatte die an einer Quelle, einem Brunnen stehende Linde, weil die Quelle als ein Aus- und Eingang der Erd- und Wassergeister angesehen wurde. Unter keinem Baume fühlte daher der Germane sich von Gottheiten des Himmels und der Erde zugleich so geschützt gegen den Einfluß böser Geister, in seinem Fühlen und Denken so gehoben, als unter der Linde am Brunnen. Noch in späten Jahrhunderten blieb dem Deutschen die Erinnerung an die Linde im Heimatorte, unter welcher er seine Jugendträume geträumt, in deren Rinde er seine Runen eingeschnitten, durch das ganze Leben hindurch so heilig, wie die Erinnerung an das Vaterhaus. Noch lange in christlicher Zeit waren die Zusammenkünfte unter der Linde sehr ernster Art. Nachdem aber das Verständnis für die Bedeutung derselben verloren gegangen war, trat der Ernst in den Hintergrund, und es entwickelten sich Lustbarkeiten, die endlich so wild sich gestalteten, daß sie verboten werden mußten. Es war dies eine natürliche Folge davon, daß Geistliche und Lehrer das Volk durch Zerstörung, Verunglimpfung seines Glaubens statt durch Belehrung zu bekehren suchten. An Stelle des Odin- und Freya-Tempels unter dem Lindenbaume ließen christliche Priester Kirchen errichten. An einigen Orten wurde, um die Erinnerung an Odin, den Bekämpfer des Gluthgottes Surtur, zu verdrängen, zum Patron der Kirche Ritter St. Georg, der Bekämpfer des Lindwurms, gemacht. An anderen Orten, an welchen vielleicht der Freya ganz

besonders gehuldigt wurde, fand eine Verwandlung des Tempels in einen Marientempel statt.

Im Juli blüht auch die Nessel, welche einst im Volksglauben allgemein eine große Rolle gespielt hat, in manchen Gegenden heute noch spielt. Es ist jedoch unklar, durch welche Eigenschaften sie zu dieser Bedeutung gekommen ist. Sie wurde besonders mit Thor-Donar in Beziehung gebracht und daher Donnernessel genannt. Bei Gewitter legte das Volk Brennnesseln ins Feuer, in dem Glauben, daß dadurch Gewitterschaden abgewendet werde. Einen ganz besonderen Schutz vor Gewitter sollen die am Gründonnerstage gepflückten Nesseln gewähren, und Nesseln wurden am Körper getragen, um den Einfluß böser Geister, Hexen abzuwehren.

Am Gründonnerstage wurde Brennnesselkohl, am Johannistage, also zur Sommersonnenwende, bei Eintritt der Glutzeit, wurde Brennnesselkuchen gegessen, und außerdem schlug man sich mit Brennnesseln. Alles dieses läßt darauf schließen, daß den Brennnesseln eine vor dem Einflusse der Glutgeister schützende Wirkung zugeschrieben wurde, vielleicht in der Annahme, sie erhalte ihre brennende Eigenschaft dadurch, daß sie Glutelemente an sich ziehe und dadurch ihre Umgebung von denselben befreie. Ihre Wertschätzung wurde noch dadurch gesteigert, daß sie gleich bei Beginn der Herrschaft des dem Odin und Thor feindlichen Surtur und des ausgearteten Asengottes Loki blüht, ferner, daß sie auch auf schlechtem Boden, auf Schutthaufen wächst und besonders im Schutzgehege vorkommt, zu welchem heilige Holzarten, wie Hagedorn, Kreuzdorn verwandt wurden. Daß die Vorstellung von Beziehungen der Nessel zum Feuer vorlag, geht daraus hervor, daß schwedische Bauern einen Feuerbrand in den Braukessel stecken, um einem Verderben des Bieres vorzubeugen, welches befürchtet wird, sobald während des Brauens ein Fremder in den Brauraum tritt, und daß man in Schlesien die Donnernessel zum Biere legt, damit es sich gut halte. Diese fand überhaupt gegen allerlei Zauberei Anwendung. Aus der Beziehung der Nessel zur Sterbezeit Baldurs und seiner Gattin Nanna ist vielleicht hervorgegangen, daß die Nessel auch als Zeichen der Liebestrauer angesehen wurde. Oder sollte durch dieselbe die Mahnung ausgesprochen werden: Rühr mich nicht

an? Nach einem von Mannhardt in den „Germanischen Mythen“ aufgeführten Gedichte scheint es so. Es lautet ein Vers desselben:

„Das Nesselkraut, das sie mir bot,
Das wächst in ihrem Garten.
Sie spielt mit mir und ich mit ihr,
Sie läßt mich auf sich warten.“

Noch deutlicher spricht ein anderes ebendaselbst und auch von Simrock aufgenommenes Lied die Liebestrauer in dem Verse aus:

„Das Nesselkraut ist bitter und herb,
Es brennt sehr.
Verloren hab ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.“

Den jungen Schüssen des Nesselkrautes, besonders aber dem Nesselsamen wurde die Wirkung zugeschrieben, üppig zu machen, die Sinnlichkeit zu reizen. Die samentragenden Schüsse der Nessel wurden den Hühnern in das Futter gemischt.

Der Flachs ist eine der Erdgöttin Holle heilige Pflanze. Jeder Bauer sah darauf, eine gute Flachsernte zu bekommen, wenn auch sein Bedarf an Gewebe nicht groß war. Wenn die Frau Holle als Wintergöttin Peratha, Bertha, die Wohnungen der Menschen besuchte, mußte fleißig gesponnen werden. Jedes Haus, in welchem dies nicht geschah, mußte dafür büßen, denn nach Anordnung der Erdgöttin gaben die Erdgeister den Pflanzen und dem Vieh Gedeihen, oder sie mieden auch das Haus ganz, und dann hatten die Frostriesen und Glutriesen freies Spiel, dann nahte mit Riesenschritten das Verderben. Wo aber neben Sittsamkeit die Arbeitsfreudigkeit herrschte, im Winter also fleißig gesponnen wurde, da waren die Geister der Frau Holle immer hilfebereit, wie das Märchen vom Aschenputtel zeigt, ebenso das Märchen vom Rumpelstilzchen.

Bis zur Fastnachtzeit mußte aller Flachs aufgesponnen sein, weil von da ab Frau Holle Garten- und Landarbeit verlangte. Zu dieser Zeit hielt die Erdgöttin Umzüge in einem von Katzen, den der Holle heiligen Tieren, bespannten Wagen. In christlicher Zeit wurden Frau Holle und die ihr untergeordneten Geister zu Hexen gestempelt, und aus der Frau Hollenfahrt wurde Höllenfahrt gemacht. Der

Wagen mußte die Gestalt eines Schiffes haben, weil Frau Holle ja auch über Wasser fuhr. Die Mönche nannten diesen Schiffswagen carrus navalis, und daraus ist Car-naval, Carneval entstanden, nicht aus caro vale, „Fleisch, lebe wohl", wie unter Hinweis auf die Fastenzeit gewöhnlich erklärt wird.

Das Wagengeschirr der Frau Holle wurde im Schmucke von Flachsblüten gedacht. Einer eingeholten Braut mußte Flachs in den Weg gestreut werden.

Zu den Pflanzen, welche in der Germanischen Mythologie eine hervorragende Rolle spielten und bis zur Neuzeit heran dem Volksgeiste Nahrung zu poesievollen Vorstellungen gaben, gehört die Farne. Der Grund zu ihrer Bedeutung im Volksglauben ist jedoch, wie bei mancher anderen Pflanze, in Dunkel gehüllt. Es wird ihr nachgesagt, unsichtbar zu machen, und diese Annahme glauben manche Germanologen daraus erklären zu müssen, daß die Pflanze anscheinend aus Samen sich vermehrte, ohne daß Blüte und Samenentwicklung bemerkt wurden. Damit stimmt allerdings zusammen, daß dem Samen ein himmlischer Ursprung zugeschrieben wurde. Eine fruchtentwickelnde Blüte zeigte sich nicht, und die auf der Unterseite der Blätter von August ab sich zeigenden Körnchen wurden nicht als Samen angesehen. So wahrscheinlich diese Erklärung klingt, befriedigt sie doch nicht recht, denn sie genügt nicht zur Beantwortung der Frage, wie die alten Germanen zu einer so genauen Beobachtung dieser Pflanze gekommen sind, welche eine scheinbare oder wirkliche Fruchtlosigkeit mit anderen Pflanzen gemein hat. Die Unsichtbarkeit des Samens kann wohl zu dem Glauben führen, daß Derjenige, welcher so glücklich ist, ihn zu finden, sich selbst unsichtbar machen könne, aber doch schwerlich zu der Annahme, daß Derjenige, welcher ihn bei sich führt, so lange von Ottern verfolgt wird, bis er ihn wegwirft. Ohne Kenntnis des Samens liegt keine Veranlassung vor, dem Geruche desselben ein Herbeilocken der Ottern zuzuschreiben. Außerdem wurde dem Farnsamen zugeschrieben, Schlangen zu verscheuchen. Ferner sollte er ewig jung machen und unwiderstehliche Kraft verleihen. Die Sage, daß er in der Johannisnacht zu reifen beginne, erinnert an das Märchen vom starken Johannes, welcher Drachen erlegte. Es würde dies auf Odin, vielleicht auch auf Thor zurückweisen, auf

den ersteren jedoch eher, weil dieser den Glutdrachen zu bekämpfen hat. Die Verbindung ist nur zu vermuten, aber nicht zu begründen. Beachtung verdient noch die Überlieferung, der Farnsame sei vom Teufel zu erhalten, wenn diesem die Seele verschrieben werde. Es reift der Same in der Zeit, in welcher der zum Teufel gestempelte Glutriese Surtur herrscht, von Ende Juni bis zum September. Es wurde ihm jedoch die Kraft zugeschrieben, Gewitter zu besänftigen. Die Farne heißt auch Irrkraut, weil derjenige sich verirren soll, welcher darauf tritt, ohne es zu bemerken.

Was die Linde für die Gemeinde- und Volksordnung war, das war die Esche für die Weltordnung. Wenn die Linde entblättert ist, hat die Esche noch ihr Blätterdach. Im Jahreslaufe war dieser Baum der letzte, in welchem Odin sich aufhaltend gedacht werden konnte. War aber auch das Laub der Esche zur Erde gefallen, dann begannen die Wanderungen Odins auf der Erde, wenn er aus seinem himmlischen Reiche herniederstieg. Wie die heilige Linde über dem Reiche der Erdgöttin Hel stehend gedacht wurde, so die heilige Esche über Urds Brunnen, welcher das Wasser des Lebens enthält. Der hoch emporstrebende Baum, welcher am längsten seinen Blätterschmuck behielt, wurde als Bild des Weltbaumes gedacht, dessen Zweige sich über die Welt breiten, das Himmelsgewölbe bilden, und dessen eine Wurzel sich bis zum Hwergelmirbrunnen, dem alle Weltelemente enthaltenden Brausebrunnen erstreckt, welchem zwölf Weltströme entfließen. Eine zweite Wurzel verbindet den Weltbaum mit dem Reiche der Frostriesen, welche durch Einwirkung von Licht und Wärme aus der im kalten Norden erstarrten Weltmaterie entstanden sind, und unter dieser Wurzel liegt der Frostriesenbrunnen, die Mimirquelle, deren Wasser Kraft und Weisheit verleiht. Die dritte Wurzel geht in die Schöpfung der guten Lichtgottheiten, zu den Menschen, und unter ihr liegt der Urdsbrunnen, aus welchem das Alles belebende und reinigende Wasser kommt, die Seelen zuerst zur Oberwelt emporsteigen, bevor sie nach dem Abschlusse eines Lebens auf der Erde in das Reich der Hel gelangen können. Das Leben auf der Erde geht aus diesem Brunnen hervor und wird aus demselben erhalten. Aus ihm wird die Weltesche besprengt, damit die Zweige derselben nicht verdorren, wenn die Glutriesen ihre verderbliche Wirkung ausüben,

und aus ihm erhält der Baum Nahrung, wenn die Frostriesen andere Wasser erstarren lassen.

Es war die Zeit der herbstlichen Schauer, wenn Odin nur in der Esche noch als in einem Baume gegenwärtig gedacht werden konnte. Die Weltesche erhielt daher den Namen Yggdrasil, Schauerträger. Wie die Menschen unter der Linde Rat hielten, so die Götter unter der Weltesche, und zwar in Gemeinschaft mit den Nornen, um deren Urteil zu hören, um neue Einsicht, neue Kraft zu gewinnen zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Geister über die rohe Materie und über die zerstörende Glut, damit aus dem letzten Weltkampfe das Gute, Edle siegend hervorgehe und nun frei sich entwickeln könne zum Heile aller Geschöpfe der Götterwelt.

4. Göttermythus in Liedern, Gedichten.

Das Lied vom Lindenbaume.

Von Wilhelm Müller.

Mit Bewunderung schauen wir zu den Baumriesen unserer Wälder auf, und wenn der Wind durch die mächtigen Wipfel rauscht, dann beschleicht uns eine Ahnung von dem Gefühle, mit welchem unsere heidnischen Vorfahren, bei ihrem Glauben an eine Beseelung der Naturerscheinungen, unter einer Linde, einer Eiche, einer Tanne usw. ihre Opfer brachten und beteten. Anklänge an das Ahnen und den Glauben unserer Väter sind, und dessen wollen wir uns freuen, in manchen unserer herrlichen Volkslieder noch enthalten, aber das Verständnis dafür ist leider verloren gegangen.

Gar manches schöne Denkmal, das unsere Väter einst sich selbst gesetzt, ist durch Unverstand zerstört worden, gar manches liegt noch vergraben im Schutte späterer Jahrhunderte, und Einzelnes ist der Gegenwart überliefert worden, aber umgearbeitet von unberufener Hand. Die Klage, die prosaische Gegenwart, das gegenwärtige materielle Streben gebe keinen Stoff zu begeisternden poetischen Schöpfungen, ist keine seltene, aber eine ungerechte. Wir haben in einer Zeit gelebt, auf welche unsere Nachkommen nach Jahrtausenden mit Bewunderung zurückblicken werden. Das gehöhnte Germanentum, welches ohnmächtig zwischen den beutesüchtigen Romanen und Slaven lag und dem sicheren Verderben preisgegeben schien, raffte sich zornentbrannt

empor und warf mit Herkulesschlägen seine übermütigen Feinde derartig nieder, daß alle Völker des Erdenrundes staunend und bewundernd zu dem bis dahin verspotteten deutschen Volke emporblickten und bei jedem bedeutungsvollen Vorhaben sich die Frage vorlegten, ob wohl auch das erwachte Deutschland damit einverstanden sein werde. Dieser gewaltige Umschwung zu Gunsten des germanischen Elementes durch das deutsche Volk bildet eine der großartigsten Begebenheiten in der Weltgeschichte, von welchen ab ein neuer Zeitabschnitt datiert wird. Und die Thaten, welche zu diesem Umschwunge geführt haben, geben Stoff genug zur epochemachenden Poesie. Aber sie erregen nicht so allgemein die Begeisterung des deutschen Volkes, wie es gewünscht werden muß, und dies aus dem Grunde, weil der Germane verlernt hat, die Jugendzeit seines Stammes zu verehren, zu lieben. Die Erinnerung an die Jugendzeit ist den Germanen aus dem Herzen gerissen worden, und das wurde zur hauptsächlichsten Ursache ihrer Zersplitterung, mit Jammer und Elend im Gefolge. Eine gewaltige Hand hat die Einheit äußerlich wieder hergestellt, aber die unglückliche Sucht nach Absonderung nicht ertötet. Den Deutschen von dieser gefährlichen, verderbendrohenden Krankheit zu heilen, giebt es kein besseres Mittel, als in allen deutschen Stämmen die Erinnerung an die gemeinsame Jugendzeit zu wecken. Zwei Wege führen zum Ziele, nicht einer allein. Zeigt uns der eine die Thaten des deutschen Volkes im Zusammenhange mit den Ursachen und Wirkungen, so lernen wir auf dem anderen erkennen, wie unsere Vorfahren gefühlt und gedacht haben, wie der Charakter des Volkes im Laufe der Zeit sich entwickelt hat, und diese Erkenntnis wird an der Weichsel wie am Rheine, an der Nordsee wie an der blauen Donau das Gefühl der Gemeinsamkeit mehr wecken, als irgend ein anderer Hinweis auf nationale Notwendigkeiten und Pflichten.

Die Verehrung, welche einst die Linde genoß, hat heute noch ihre Nachklänge in allen Gauen Deutschlands, über das Elsaß hinaus bis nach Burgund, in Tirol, Steiermark und Böhmen, und auch heilige Quellen giebt es noch viele. Unter Bäumen an Quellen, Quellenteichen verehrten die Germanen die schöpferische Kraft. Die Frühjahrssonne allein konnte die Erde nicht beleben; das feuchte Element gehörte dazu. Dem Weltbaume Yggdrasil mit der Sonne

als goldenen Frucht wurden drei Wurzeln zugeschrieben, wie an geeigneter Stelle dargelegt worden. Eine dieser Wurzeln führte zum Urdabrunnen, dem Brunnen der Norne Urdr, der Hüterin des Baumes. Der Weg der Seelen aus der Unterwelt, dem Reiche der Frau Holle, in die Oberwelt und umgekehrt führte ebenfalls durch diesen Brunnen. Was die Weltesche Yggdrasil in der Weltschöpfung war, das war die Linde in der Jahresschöpfung. Das Blühen der Linde beim Beginne der dörrenden, zerstörenden Glut war den alten Germanen ebenso eine Mahnung zum Vertrauen auf den Sieg der guten Gottheiten, wie das Weitergrünen der Tanne durch den ganzen Winter hindurch. Die Linde gehörte der ganzen Schöpfung an; sie gab die Zuversicht zur Erhaltung derselben in den Früchten. Die Früchte der Schöpfung waren aber ein Ergebnis der Zusammenwirkung aller guten Mächte am Himmel und in der Erde, folglich mußte diejenige Linde, unter welcher dem Odin und der Holle zugleich gehuldigt werden sollte, an einer Quelle, einem Brunnen, dem Aus- und Eingange der Seelen, der Geister Frau Holles stehen. Eine Linde an einer Quelle wurde als der vornehmste Schutzbaum angesehen und mußte auf den freien Plätzen der Ortschaften, wie vor den Thoren stehen. Hieraus ergiebt sich der Sinn eines unserer beliebtesten Volkslieder, welches mit der Strophe beginnt:

„Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum."

Um unter dem Einflusse Odins Beschlüsse zu fassen, mußten die Verhandlungen unter der Linde stattfinden. Noch Jahrhunderte lang in christlicher Zeit wurde unter der Linde Gericht gehalten. Erst im Mittelalter zogen sich die Richter in Lauben zurück, welche an den Gerichtshäusern gebaut wurden. Auch die Hochzeit Odins und Freyas wurde am 1. Mai unter der Linde wie unter der Eiche gefeiert, und diese Feier erhöhte noch die Bedeutung der Linde für die heiratsfähige Jugend, welche im Schatten des von holden Geistern belebten Baumes träumte

„So manchen schönen Traum".

Der gläubige Germane fühlte sich hier in der Nähe der Leben gebenden Norne, der Frucht spendenden Holle mit ihren Geistern, und

in dem Wipfel des heiligen Baumes glaubte er den Odem des mächtigen Odin zu hören, welcher mit seiner Geisterschar über das Land zog, die Feinde der Menschheit und der ganzen Schöpfung zu bekämpfen, den guten Menschen zu schützen vor jeder Gefahr, so lange die Norne Verdandi diesem den Lebensfaden spann. Die das Leben gebenden, weiter spinnenden und beschützenden Gottheiten glaubte der Germane vereinigt waltend in der Linde am Quell, und so fühlte er sich nirgends so sicher, nirgends so wohl als hier, wenn er sich bewußt war, im Geiste der guten Gottheiten gelebt zu haben. Die erste Bedingung, eines guten Lebenswandels sich rühmen zu können, war, den unglücklichen, von bösen Geistern heimgesuchten Menschen zu jeder Zeit und in jeder Gefahr beigestanden zu haben. Die Zusammenkunft zweier Liebenden unter dem Lindenbaume war daher ursprünglich eine sehr ernste. In christlicher Zeit sind die festlichen Zusammenkünfte unter der Linde derartig zu Lustbarkeiten ausgeartet, daß sie verboten werden mußten.

Das ganze menschliche Leben war bedingt durch die Geister des Lindenbaumes und der Quelle, und darum wurde unter diesem Baume Alles beschlossen, Alles angefangen, und wenn ein Jüngling in seinem Herzen ein tiefes Sehnen trug, dann schnitt er „in die Rinde so manches liebe Wort".

„Und muß der Bursche wandern
Weit in die Welt hinaus,
Denkt er so treu der Linde,
Wie an das Vaterhaus!

Nicht Jedem wird das Glück zu Teil, von welchem er unter dem Lindenbaume geträumt hat. Manchen Menschen läßt das Schicksal nach der Norne Verdandi Beschluß nicht zur Ruhe kommen, nicht zurückkehren nach dem Orte, „wo seine Wiege stand", wo er aus der Natur Nahrung gesogen für Gemüt und Geist, wo jede Quelle, jeder Baum, jeder Weg und Steg in Flur und Wald ihm Erinnerungen auf den ganzen Lebensweg mitgegeben hat. Im hohen Greisenalter denkt mancher Mensch mit einer Sehnsucht, die ihm Thränen in die Augen treibt, an „das theure Vaterhaus", und wie gute Menschen pietätvoll ihrer Jugendzeit gedenken, so soll auch ein Volk nie ver-

gessen, wie seine Vorfahren gefühlt und gedacht haben. Ein treu Erinnern daran einigt besser als jede Mahnung, erweckt und nährt die Liebe zum großen deutschen Vaterlande, und ein liebevolles Gedenken dieser Art hebt den Menschen zu einem besseren Fühlen und Denken empor, macht ihn auch thatkräftig, ausdauernd in schwerer Pflichterfüllung. Einer solchen Stärkung bedarf das deutsche Volk, und dieselbe ist nicht besser zu erzielen, als daß ihm seine Heiligtümer gezeigt werden, die unter Schutt und Asche liegen. Die rechte Liebe führt den Menschen nicht zu thatenloser Sentimentalität, sondern zur opferfreudigen Thatkraft, welche die Sehnsucht nach Ruhe nicht zur Herrschaft gelangen läßt. Er drückt die Augen zu, muß er in dunkler Nacht vorbeiwandern vor der Heimatslinde, und rastlos strebt er weiter, obgleich er aus ihren Zweigen zu hören wähnt:

„Komm her zu mir Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!"

Wandert der Mensch auch weit in den Herbst und Winter des Lebens hinein, glaubt er auch nicht mehr an Holle, Urdr, Verdandi, Skuld, Odin, Thor, Freya usw., so bleibt ihm doch heilig der Lindenbaum am Quell, sofern er in seinem Schatten so manchen Traum geträumt, und noch im späten Alter, weitab vom Vaterhause, hört er rauschen:

„Du fändest Ruhe dort!"

„Ein Lindenbaum steht vor des Kirchleins Thür,
Weit ausgestreckt der grünen Äste Zier,
Und tönt vom Turm das heilige Geläute,
Rauscht mit den Blättern er, als wollt er laden
Die müden Pilger in das Haus der Gnaden."

Robert Prutz.

Die stille Wasserrose.

Von Geibel.

Ein Teich mit Wasserabfluß und ohne sichtbaren Zufluß, ein Quellenteich, Weiher, regte unsere heidnischen Vorfahren zu ernstem, andachtsvollem Sinnen an, zumal wenn Wasserrosen, Wasserlilien in ihm blühten. Ein solcher Teich mußte ja sein Wasser aus dem Brunnen der Menschenwelt, dem Urdabrunnen erhalten, mußte mit dem Seelenreiche in Verbindung stehen, den Seelen zum Eingange und Ausgange dienen. Die Alten nahmen an, daß in den Pflanzen derartiger Gewässer die abgeschiedenen Seelen gerne sich aufhielten, mit Vorliebe in den weißen Lilien, Wasserrosen mit den sonnenfarbigen Staubfäden. Weiß war die Farbe der Reinheit, der Unschuld. Vom Wasser aus dem Urdabrunnen wurde gesagt, es mache so weiß, wie die Haut im Ei sei. Der Schwan war Seelenträger, vermittelte den Seelenverkehr zwischen der Menschenwelt und Helheim.

„Und kreiset um die Blume
Im Wasser ein weißer Schwan,
Und singt er süß und leise
Und schaut die Blumen an“,

dann hört es die bereits im Seelenreiche befindliche Seele, die im Erdenleben einem jetzt Verstorbenen nahe gestanden hat. Sie steigt in der Blume empor, die vom Schwane zugeführte Seele zu begrüßen, und der Schwan,

„Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?“

Die Seele in der Blume versteht das Lied.

Die Meeresrose.

Von Heinr. Klettke.

Den abgeschiedenen Seelen wird nachgesagt, daß sie nicht nur die Stimme der Seelenträger, sondern auch der Menschen vernehmen. In Übereinstimmung hiermit steht der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen in die Blumen auf dem Grabe emporsteigen, wenn ein um den Verstorbenen trauernder Mensch am Grabe betet. Wie die Zwerge als Berggeister gerne Kinder aus der Menschenwelt entführen und in ihr Heim mitnehmen, so auch Wassergeister. Die Nixen locken gerne Jünglinge an sich und ziehen sie hinab in ihren Palast.

„Aus feuchtem Meeresgrunde
Zur mitternächt'gen Stunde
Blüht eine Rose auf.“

Der Jüngling am Meeresstrande sieht in der Rose eine liebliche Mädchengestalt, das Bild seiner Sehnsucht. Seufzend fragt er:

„Thaten der Wogen leise
Tönende Zauberkreise
Dir meine Liebe kund?“

Kaum ist die Frage verklungen, da hört der Jüngling einen Gesang über das Wasser säuseln, und er vernimmt die Worte:

„Mich hat dein heißes Sehnen,
Mich hat dein wildes Tönen
Gelockt empor zu dir.
Ich träumte im dunklen Grunde,
Da drang zu dieser Stunde
Die Klage von dir zu mir.
Durch diese kalten Fluten
Hast du mit mächt'gen Gluten
Mein stilles Herz bewegt
Ich fühl ein tief Erbeben!
Mein Herz mit neuem Leben,
Mensch, dir entgegenschlägt.“

„Die Heinzelmännchen“

von August Kopisch sind nicht dem Glauben an das Wirken der Geister entsprechend verfaßt. Der erste und letzte Vers der Dichtung lauten:

1. „Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich;
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten.
Und' eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.“

— — —

8. „O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun.
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.“

Nach altgermanischem Glauben wollten die guten Geister die Menschen nicht in der Faulheit bestärken, sondern zum rüstigen Schaffen und zum Thun des Guten, Rechten und Schönen anregen.

Sachgemäßer gehalten ist das Gedicht

„Die zehn Geisterchen“

von dem Elsässer August Stöber. Dieser läßt einem Mädchen die Jugendjahre ohne Sorge, Last und Mühe verfließen. Alles; was Christinchen braucht, wird von wohlwollenden Geistern geschaffen. Doch dem mehr und mehr reifenden Verstande kommen endlich Bedenken, und so heißt es in dem Gedichte weiter:

„O herrliches Leben! Wie wonnig ziehn
Christinchen die Stunden und Tage hin!
Doch — werden auch, ohne je zu verschwinden,
Die dienstbaren Geister sich täglich finden?
So eilt das Mädchen, mit bangem Zagen
Die gütige Patin, die Fee, zu fragen;
Und die entgegnet: „Da weiß ich schon Rat,
Ich greife die Zwerglein auf frischer That
Und schließe sie alle, in zwei Reihn,
Für immer in deine zehn Fingerchen ein.“

„Auf einmal kommt in Christinchens Hände
Ein neues Leben, so reg' und behende.
Es zuckt in den Fingern und drängt und zieht,
Wie sie Nadel und Schere jetzt wiedersieht.

Schon schwingt sie den Faden
Und bessert den Schaden;
Jetzt stäubt sie und reibt sie,
Jetzt strickt und jetzt schreibt sie;
Früh kannst du sie sehen,
Wenn die Hähne kaum krähen,
Bei Tasse und Teller,
In Küche und Keller, —

Und jegliche Arbeit mit frischem Blick
Ergreift und vollbringt sie mit Fleiß und Geschick.
Das thun in den Fingern die Geisterchen;
So ward sie zum Hexenmeisterchen."

Drei Lilien, drei Lilien.

Der Text des Liedes: „Drei Lilien" ist wohl nur wenig Sängern und Lesern verständlich. In der Form, in welcher das Lied gewöhnlich gesungen wird, erleidet die Unklarheit noch dadurch eine Steigerung, daß zu dem nicht verstandenen mythischen Sinne noch ein Widerspruch kommt. Der gebräuchliche Text lautet:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf mein Grab.
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.
O Reitersmann, o Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn.
Es soll sie ja mein Liebster
Noch einmal sehn."

Die an den Reitersmann gerichtete Mahnung kommt nicht nur zu unvermittelt, sondern auch zu spät, denn die Lilien sind ja bereits abgebrochen. Eine richtigere Fassung findet sich in Ercks Liederbuch, in welchem es heißt:

„Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Da kam ein Reiter und wollt sie brechen ab.
Ach Reiter, ach Reiter, laß doch die Lilien stahn,
Ein junger, frischer Jäger, der sollte sie ja hahn."

Die erstere Form ist mythischer gehalten und besagt, daß die Seele eines verstorbenen Mädchens drei Lilien auf dem Grabe wachsen ließ, für jede Norne, Schicksalsgöttin, eine Lilie. Aus der Unterwelt aufsteigend und in einer Blume verweilend, ermahnt sie, die Lilien nicht zu brechen, denn der Geliebte soll sie noch einmal sehn.

Wie die Märchen: „Das Totenhemd" und „Das Thränenkrüglein" die Vorstellung über den Verkehr wiedergeben, welchen die Seelen verstorbener Menschen mit den auf der Erde zurückgebliebenen Verwandten unterhalten, so auch eine von K. G. Prätzel verfaßte Ballade. Da dieselbe sehr wenig bekannt ist, möge sie wegen ihres interessanten, den Glauben unserer Vorfahren gut illustrierenden Inhalts trotz der mangelhaften Form hier folgen. Die Ballade ist betitelt:

„Die Erscheinung".

„Es steht der Meister beim Lampenlicht
Mit düster schweifendem Sinnen,
Mit zagender Brust und bleichem Gesicht
Ein dringendes Werk zu beginnen.
Die Säge, den Hobel nimmt er zur Hand,
Und seitwärts an des Kamines Rand
Steht glänzender Firniß bereitet,
Der peinliche Dünste verbreitet.

Dem blühenden Kindlein, das ihm entschlief,
Beginnt er mit Grämen und Grauen
Zum langen Schlummer im Grabe tief
Die enge Behausung zu bauen.
„Fahr hin!" So seufzt er mit finsterm Blick,
„Mein einziges Hoffen auf irdisches Glück!
Was könnt' ich nicht meiden und missen,
Nun mir der Frühling entrissen!"

Doch kaum, daß in Übung der düstern Pflicht
Die Worte den Lippen entgleiten,
Da sieht er ein seltsam schimmerndes Licht
Sich durch die Werkstatt verbreiten.
Ein Klingen vernimmt er, wie Harfenlaut,
Und als er betroffen zur Seite schaut,
Ist grüßend mit lächelnden Mienen
Des Kindleins Gestalt ihm erschienen.

Von lieblich grünendem Myrthenkranz
Sind ihm die Locken umfangen.
Es strahlt das Auge von frischem Glanz,
Und rosig blühen die Wangen.
Durch Todesschauer zum Engel verklärt,
Vom Heime der Seelen zurückgekehrt,
Erscheint es im Dunkel der Erde
Mit freundlicher Trostesgeberde.

„Laß ab!“ beginnt es mit sanftem Laut,
„Die Seele zum Kummer zu neigen!
Es ist mir ein Blumenzelt erbaut
Aus unverwelklichen Zweigen.
Dort hegen und weiden sich Blick und Brust
An Bildern ewiger Frühlingslust,
Und was man verloren im Leben,
Wird schöner dort wiedergegeben!

Eh' mich die schnöden Lüste der Welt
Durch sündige Lockung gewonnen,
Eh' von verderblichem Garne umstellt
Ich noch zu straucheln begonnen,
Der makelfreien Lilie gleich
Ging ich ins himmlische Freudenreich.
Von dort eilt aus Blumengehegen
Zum Gruß ich dir freudig entgegen.“

„Dem Meister wird's dunkel um Blick und um Sinn,
Als er den Trostspruch vernommen.
Er neiget sich über den Sarg dahin
Und stöhnet bang und beklommen.
Doch wie der dämmernde Tag erwacht,
Hat er sein irdisches Wandern vollbracht
Und ist, von Sehnsucht befangen,
Zum Liebling hinüber gegangen.“

Wie in der Luft und in der Erde, so walten Alben im Wasser. Die Wasseralben werden gewöhnlich Nixen genannt, auch Neck. Sie suchen durch Neckereien die Menschen an das Ufer zu locken und zu sich in's Wasser zu ziehen. Robert Prutz sagt in seinem Gedichte Thalatta:

„Auch im Meeresgrund zu liegen,
Schön ist auch der Tod im Meer!
Wo sich Wasserlilien biegen,
Holde Meeresfrauen wiegen
Mit den Locken feucht und schwer.“

Die Nixen zeigen sich nicht immer in ihrer wahren Gestalt. Sie erscheinen auch als Menschen und suchen so menschliche Gesellschaft. Robert Reinick läßt in seinem Gedichte: „Die Wassernixe“ einen Jüngling am Abende, als der Sonne letzter Strahl verglommen war, nach dem See gehen. Eine Fischerin, meint der junge Mann, fahre im Kahne über den See, und er ruft sie an, ihn nach dem anderen Ufer zu fahren.

„Er ahnte nicht die drohenden Gefahren
Und sorglos stieg er in den Kahn zu ihr.“

Es zogen Schwäne um den Kahn herum, den die Fischerin nach einer Stelle lenkte, deren Tiefe durch breite Blätter und Blüten verdeckt war, als sollten sie Geheimnisse verbergen. Die Fischerin des Kahnes pflückte eine Blüte, steckte sie in ihr Haar und sang dabei ein lieblich Lied, das den Jüngling wunderbar berührte. Und als sie nun auch nach einem breiten Blatte griff, da mahnte dieser, die Geister in der Tiefe nicht zu stören, sich nicht dem Zauberblicke derselben auszusetzen, damit ihr schneller Arm sie nicht erreiche. Doch lächelnd sprach sie:

„Dir will ich's vertrauen,
Die Nixe unten, die ich will begrüßen,
Sie ist mein Schwesterchen, drum laß mich schauen,
Du aber sieh' nicht hin, sonst mußt du büßen!“

Und dennoch that er es! Da sah er aus der Tiefe das Mädchen, das ihm als Fischerin erschienen war, als Nixe winken, und nun war

es um seine Herzensruhe geschehen, nun mußte er tagtäglich an den See hinaus, hoffend, die Nixe zu sehen, ihre zauberische Stimme zu hören.

In dem Geibelschen Liede:

Waldmärchen

ist ziemlich deutlich Freya als des Waldes Königin geschildert. Der an einem dunklen Bache,

„In einer Waldschlucht finster",

lagernde Träumer sieht ein hohes, von lockigen Strähnen umwalltes Weib an einem Baumstamme lehnen, in der Hand eine blaue Blume haltend. Es ist die Blume, welche die Eingänge zu den Schatzräumen, den unterirdischen Palästen erschließt. Das Weib sagt:

„Sonst macht ich wohl mitunter
Ins offne Land den Ritt,
Und Blumen sproßten munter,
Wohin mein Zelter schritt.
Zu bringen Lust und Minne,
Das war mein fröhlich Recht,
Doch ist von andrem Sinne
Das heurige Geschlecht."

Lust und Minne zu bringen, das war Freyas fröhlich Recht, denn sie war Göttin der Liebe und der Ehe. Ihr Walten führte sie im ganzen Lande umher, aber sie liebte den Kampf nicht, und so zog sie sich in ihr Zauberschloß zurück, als die Menschen nicht mehr ihre Freude an friedlicher Arbeit fanden, sondern in Haß und Streit miteinander lebten. Jedoch ermahnt das Weib, und auch das ist ein Zug Freyas, den Kampf für das Recht nicht zu meiden.

„Ich weiß, auch du mußt fechten,
Auch du gehörst der Zeit;
So steh zu deinen Rechten
Und führe wackern Streit.

Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehr du ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein."

Eine Reihe von Liedern, welche beim Spiele von Kindern, in manchen Gegenden auch noch von Erwachsenen gesungen werden, hat im Laufe der Zeit vielfache Veränderungen erfahren. Zu den bekanntesten gehört das

Maikäferlied.

Wenn der Mai da ist, treibt die Jugend, nicht nur die Kinderschaar, sondern auch Jüngling und Jungfrau das Maikäferspiel, aus welchem klarer, als aus manchen Märchen, der poesievolle Glaube unserer heidnischen Vorfahren spricht, obgleich im Laufe der Jahrhunderte die Überlieferung vielfache Entstellungen erfahren hat. In Thüringen und auch anderwärts wird gesungen:

„Maikäfer fliege,
Dein Vater ist im Kriege,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer fliege!"

Pommerland ist abgebrannt! — Wie das schrecklich klingt! — Erwachsene denken sich freilich nichts dabei. Die Jungfrauen haben nur Acht darauf, wohin der Käfer fliegt, sofern sie daran glauben, daß der Käfer die Richtung angiebt, in welcher der zukünftige Geliebte wohnt. Kinder stellen sich aber wohl vor, das einst in Pommerland ein mächtiger Brand stattgefunden habe und der Maikäfer zu demselben in Beziehung stehe. Wollen wir zu einer Aufklärung gelangen, so müssen wir zu der früheren Schreibweise zurückkehren, und diese lautet: „Pömmelland", welche wieder gesetzt worden ist an Stelle von „Engelland", wie dies in alten mythischen Rätseln geschehen. Auch in dem Reime:

„Reist der Vater nach Engelland,
Holt dem Kind ein Wickelband"

ist manchenorts für Engelland „Pommelland" gesetzt worden. Mannhardt bekennt in seinen Germanischen Mythen, für diese Variation keine Erklärung zu haben. Vielleicht findet folgende Darstellung den Beifall der Leser.

Den Aufenthalt der Seelen, das Land der Engel, stellten sich die alten Germanen als einen herrlichen Obstgarten vor, welcher in späterer Zeit nach dem lateinischen pomum, Frucht, besonders Apfelfrucht, die Bezeichnung Pomelland erhielt, woraus nach und nach Pommelland, endlich Pommerland gebildet wurde. Wie unsere Vorfahren dazu kamen, den Maikäfer mit dem Reiche der Engel, der Seelen in Verbindung zu bringen, ergiebt sich aus folgender Erläuterung:

Wir haben gesehen, daß die alten Germanen ebenso wie die Griechen annahmen, die Gottheiten seien einer jährlichen Veränderung unterworfen. Zeus und Here vermählten sich im Mai, wurden Vater und Mutter, dann alt, verjüngten sich in einem Flusse, wurden Jüngling und Jungfrau, und wenn der Mai wieder kam, vermählten sie sich wieder. Ein gleicher Wandel wird von Odin und Freya gemeldet. Auch diese vermählten sich am ersten Tage des Mai, des Monats, in welchem die verjüngte Natur Früchte ansetzt. Der Maikäfer hat seinen Namen daher, daß er im Mai erscheint, im Mai sich begattet, in die Erde gräbt und Eier legt. Sein Leben in dem wichtigen Hochzeitsmonate des Odin und der Freya machte in den Augen der Germanen den Maikäfer zu einem diesen beiden Gottheiten heiligen Geschöpfe. Der Käfer, welcher zur Sonne fliegen, aber auch in die Erde kriechen kann, im Monate des Fruchtansatzes in der Oberwelt lebt, wird zum Führer der Seelen in das Seelenreich gemacht, wofür ein Märchen, ein Klang aus jener grauen Vorzeit in die Gegenwart, Zeugnis ablegt.

Ein graues Männchen (Elf, der sein Heim im Innern der Erde hat, bei Holle wohnt, daher auch den Namen „Holdchen" führt), schenkte einem Knaben ein Kästchen mit einem Käfer. Der Knabe wurde mit anderen Kindern von einem Pfeifer (ein Geist der Hel

oder ein Berggeist) in einen Berg gelockt, dessen Eingangsthür hinter den Kindern zufiel. Eine andere Thür war noch da, aber diese ließ sich nicht öffnen. Da ließ der Knabe den Käfer heraus, dieser suchte und fand einen Schlüssel, mit welchem die weiterführende Thür geöffnet werden konnte. Ein herrlicher Garten wurde sichtbar, in dessen Mitte ein schönes Schloß stand. Auch zu diesem fand der Käfer einen Schlüssel, und die Kinder traten in Holles Reich. In Mittelfranken lautet ein Vers:

„Marienkäfer, fliege auf,
Fliege in den Himmel hinauf,
Bring a goldnes Schlüßla runter
Und a Wickelkindla drunter."

Wie der Storch, so wurden der Maikäfer und Marienkäfer als Boten angesehen, welche die Seelen aus der Unter- in die Oberwelt bringen, wenn ein Kind geboren werden soll. Die Slaven nennen die Erdmutter **Baba**, daher den Maikäfer **Babka**. Von dem slavischen Namen der Erdmutter stammt unsere Bezeichnung Baba für **Wiege** ab. Der Maikäfer ist ein Geschöpf des obersten Lichtgottes und der Erdgöttin. Er dient den beiden Gottheiten, ist Vermittler zwischen den beiden Seelenreichen und zwischen den Seelen. Der erste Maikäfer wurde daher einst feierlichst begrüßt. Kein Mädchen zweifelte daran, daß in der Richtung, in welcher ein solcher ihm aus der Hand flog, der Geliebte weile, den es einst finden werde. Ein schwedischer Vers lautet:

„Jungfrau Marias Schlüsselmagd,
Flieg nach Osten, flieg nach Westen,
Flieg nach Süden, flieg nach Norden,
Wohin du fliegst, da wohnt der Liebste."

Am Abende werden die bösen Geister wach, und die guten Gottheiten beginnen den Kampf gegen dieselben. In den Reihen der guten Geister muß auch der Käfer kämpfen. Summend fliegt er in der Schöpfung umher, die bösen Dämonen zu verscheuchen. Sein Vater ist also im Kriege, seine Mutter ist im Engellande, d. h. im Lande der Engel, im Seelenreiche, und dieses ist abgebrannt, denn wenn Odin gegen die bösen Nachtgeister auszieht, steht ja das Firmament

in Flammen, brennt es da, wo man sich das Seelenreich dachte. Da muß ja der Maikäfer fliegen, und er läßt sich nicht lange mahnen, herumzusummen, böse Geister zu verscheuchen, und so das Gute beschützen zu helfen.

Dem kleinen Marienkäfer wird zugerufen:

„Marienwürmchen, setze dich auf meine Hand,
Ich thu dir nichts zu Leide.
Es soll dir nichts zu Leid geschehn,
Will nur die bunten Flügel sehn.
Marienwürmchen fliege weg,
Dein Häuschen brennt, die Kinder schrein so sehr,
Die böse Spinne spinnt sie ein,
Marienwürmchen flieg hinein.

Weil der Maikäfer und der Marienkäfer der Freya dienten, waren sie Liebesboten, Eheverkünder, Seelenträger. Es wird ihnen in Reimen die Mahnung auf den Weg gegeben, zum Marienbrunnen, Wolkenbrunnen, also Freyas Brunnen zu fliegen und zu veranlassen, daß die Sonne scheine.

„Käferl, Käferl,
Flieg zum Marienbrunn,
Bring uns eine schöne Sunn.“

Verschiedene Liederzeugnisse über Geister- und Seelenglauben.

Wenn böse Luftgeister die Wolken hindern, ihr Wasser an die Erde abzugeben, die Erde aber nach Regen dürstet, kommt Thor und schleudert seinen Blitzhammer in die Wolke, worauf es zu regnen beginnt, oder die Sturmgeister melken die Wolkenkuh, damit ihre Milch der Erde zu teil werde und befruchtend wirke. Ist der ganze Himmel von Wolken bedeckt, dann ist die Sonne eingeschlossen, sind die über der Wolke weilenden Seelen eingesponnen. Reißt

der Wind die Wolkenhülle entzwei, dann hat Freya oder Frau Holle die Wolken auseinandergeschoben. Die Sonnenstrahlen dringen nun hindurch, und auf diese Weise verleiht die Freya Sonnenschein. Die auf der Wolke weilenden Seelen fallen nun in den Wolkenbrunnen und werden in den unteren Wolkenschichten, die erleuchtet sind, sichtbar. Die Maikäfer und Marienkäfer, auch Herrgottspferdchen genannt, vermitteln den Seelenverkehr zwischen der Erde und dem Weltenbrunnen, dem goldenen Luftschlosse der Freya. Mit den Seelen bringen sie auch Halsketten als Patengeschenk, wie der Vater im Märchen Wachholderbaum eine Halskette erhielt, als sein Knabe wieder ins Leben zurückgerufen werden sollte. Freya, welche selbst mit einer Halskette geschmückt ist, gab den Auftrag hierzu. Die Bedeutung der bei der Geburt geschenkten Kette, für welche später als Patengeschenk auch andere Gegenstände gewählt wurden, ist noch unklar. Vielleicht soll sie den goldenen Lebensfaden der Spinnerinnen vorstellen, ein Band, welches das Lebensglück verbindet, ein Angebinde, wie das Geburtstagsgeschenk genannt wird.

In der Schweiz wird gesungen:

„Reite, reite, Rößlein,
Dort oben steht ein Schlößlein,
Dort oben steht ein golden Haus!
Es lugen drei Jungfrauen heraus;
Die erste spinnt Seiden,
Die andere Weiden,
Die dritte geht ins Sonnenhaus
Und läßt die goldene Sonne raus.“

Es sitzen also die drei Spinnerinnen, die Nornen, in dem Wolkenbrunnen. Wie der Wolkenbrunnen oder Jungfrauenbrunnen in christlicher Zeit Marienbrunnen genannt wurde, so erhielten die Schicksalsgöttinnen den Namen Mareien. Die drei Mareien lugen zum Fenster eines Wolkenpalastes, einem erleuchteten Wolkenrande, heraus und spinnen Seide.

Wie am Wolkenbrunnen, Weltbrunnen erscheinen die drei Mareien auch an irdischen Brunnen und in Wäldern mit heiligem Wasser. Sie wirken hier nicht nur als Naturgeister, als Förderer der Vegetation,

sondern auch als Herrinnen über die Seelen der Menschen, als Schicksalsgöttinnen, welche das Walten der Hel ergänzen. Bei Geburten, Taufen, Sterbefällen und in schwerer Notlage erscheinen sie und ihre untergeordneten Geister, um in die Lebens- oder Schicksalsentwickelung einzugreifen.

Wie lange der Glaube, daß manche Tiere im Dienste der Gottheiten ständen, im Volke festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß noch im 15. und 16. Jahrhunderte Ratten, Mäuse, Käfer, Schmetterlinge, Raupen usw. bei Überhandnahme derselben erst vor Gericht geladen und ordnungsmäßig verurteilt werden mußten, bevor eine Verfolgung stattfinden konnte. Sie erhielten vor Gericht, da sie nicht selbst erschienen, einen Verteidiger, damit ihnen kein Unrecht geschehe. Der Prozeß schloß in der Regel mit dem Urteile, die Klage sei begründet und die Tiere hätten unverzüglich das Gebiet des Gerichtsbezirks zu verlassen. Die Aufforderung, das Land zu räumen, wurde an allen Orten öffentlich bekannt gemacht, und wenn die Beklagten dem Urteile nicht sofort entsprachen, trat das Recht zur Tötung derselben ein. Einen solchen Prozeß führten die Urner im Jahre 1492, die Bewohner von Villeneuve 1516, die Bewohner der Diöcese von Lausanne 1479. Der letztere Prozeß wurde in Bern geführt. In Übereinstimmung hiermit stand das Verbot, einen vom Weiher kommenden Storch zu töten.

Der Storch und der Schwan werden heute noch als Seelenträger bezeichnet, der erstere als Träger der aus dem Seelenreiche in die Menschenwelt zu bringenden Seelen, der andere als Träger der Seelen verstorbener Menschen in das Seelenreich

Die Überlieferung von der Bedeutung des Storches hat im Volksmunde eine Verdrehung erfahren, welche auch in Liedern zum Ausdrucke gekommen ist. In einem neckischen Liede wird einem Knaben ein Zweifel darüber zugesprochen, daß, wie ihm gesagt worden, der Storch die Kinder aus einem Teiche bringe. Um sich zu überzeugen, ging er zum Teiche, aber seine Beobachtungen, die er dort anstellte, führten ihn zu dem Bekenntnis:

„Frösche hüpften, Fische zogen
Durch das Wasser, Störche flogen

An das Ufer und durchsuchten
Mit dem Schnabel alle Buchten.
Leise folgt ich ihrem Schritte,
Folgte jedem ihrer Tritte,
Wollte sehen, wie sie fingen
All die Kindlein, die sie bringen."

Aus dem Seelenbringer Storch ist sinnlos entstellend ein Kinderbringer gemacht worden.

Einige alte Lieder enthalten die an den Storch gerichtete Mahnung, zu den drei Jungfern, also zu den Nornen, zu fliegen und ein Kind zu holen. In späterer Zeit werden statt drei Jungfern drei Mareien genannt.

Die Schwalbe hat ihren Ruf als Botin des Frühlings ziemlich treu behalten. Die alten Germanen wußten nicht, daß die Schwalben im Herbste nach Afrika ziehen, um dort bis zum Frühjahre zu leben, wie sie hier gelebt, um dann mit ihren Jungen zu uns zurückzukehren. Weil kranke oder noch nicht ganz flügge Schwalben auf dem weiten Fluge ermüdend sich an Teichen und Sümpfen niederließen, vom Winter überrascht im Schilfe oder auch in Höhlen, welche ebenfalls als Eingänge in das Reich der Frau Holle angesehen wurden, Schutz gegen Kälte suchten und dort gefunden wurden, entstand die Annahme, die Schwalben überwinterten in Höhlen, Teichen und Sümpfen, hielten sich während des Winters im Reiche der Frau Holle auf. Wenn sie im Frühjahre wiederkehrten, wurden sie natürlich als die heiligen Frühlingsboten der Frau Holle angesehen, deren Herrschaft auf der Erde wieder begonnen, nachdem die ihr feindlichen Winterriesen von den neu erstarkten Lichtgottheiten gebändigt worden. Die Eigenart der Schwalben, an den von Menschen bewohnten Stätten, an Hütten sich anzubauen, trug sehr wesentlich dazu bei, die Verehrung der Schwalbe zu erhöhen. Die von den Winterriesen geraubte und festgehaltene Göttin Iduna kam, durch Loki, den Gott der Sonnenglut, befreit, in Schwalbengestalt zurück zu den Menschen, und alsbald wurde die Erde grün. Wer die Ankunft der ersten Schwalbe verkündete, empfing eine Belohnung. Als ein großes Verbrechen wurde die Tötung einer Schwalbe angesehen. Eine Hütte, an welcher die

Schwalben ihre Nester bauten, galt als besonders beschützt von der Iduna. Daher stammt heute noch der Glaube, Schwalbennester bereiteten Glück. Weil die Schwalben im Herbste ziehen, wenn die Winterriesen den Sieg über die oberste Lichtgottheit davontragen, ist jenen auch nachgesagt worden, sie trauerten in Holles Reich über das Unterliegen des Himmelsgottes, und daraus ist später entstanden: „Die Schwalben trauern über den lieben Herrgott."

Wenn die Schwalbe im Herbste fortzieht, ist die Haupternte gehalten, sind Scheunen, Fruchtböden, Keller usw. mit dem Fruchtertrage der Jahresschöpfung gefüllt. Nach einem alten Volksliede singt die zurückgekehrte Schwalbe im Frühjahre:

„Als ich fortging, als ich fortging,
War Kisten und Kasten voll.
Als ich wiederkam, als ich wiederkam
War Alles leer!"

Hieran schließt sich innig das von Stoppler komponierte Lied an:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt.

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heilgen Raum
Mich noch einmal, ja noch einmal nur
Entfliehn im Traum."

Eine irrtümliche Auffassung liegt in den Worten: „Was die Schwalbe sang, die Herbst und Frühling bringt." Nach altem

Glauben bringt die Schwalbe nur den Frühling, nicht den Herbst. Dieser tritt nicht ein, weil die Schwalbe die Menschenwelt verläßt, sondern die Schwalbe geht nach Helheim, weil Odin vom Weltbaume Yggdrasil herab muß und die Frostriesen ihren schädlichen Einfluß ausüben.

In einem Kinderliede von Kopisch ist die Mahnung enthalten:

„Laß stehen die Blumen, geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme geht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder.
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“

Die Roggenmuhme oder Kornmuhme kann ein guter, aber auch ein böser Geist sein, kann der Freya oder einem Unheil bringenden Riesenweibe dienen. Roggenbrand zum Beispiel wurde als die Wirkung eines der Schöpfung feindlichen Weibes angesehen, das beim Schneiden endlich in die letzte Garbe sich flüchtet. Diese wurde für sich allein eingebracht und gedroschen, damit das böse Weib tot geschlagen werde.

Auch männliche Gottheiten und Riesen stellte man sich als in dem fruchtbestandenen Felde wirkend vor. Das männliche Wesen wurde vielfach der Alte, das weibliche die Alte genannt. Für die guten Mächte, Odin, Freya und ihre Geister, ließ man drei Halme oder auch eine Garbe stehen. Das Kinderstehlen wurde der bösen Kornmuhme zugeschrieben.

In vielen Kinderliedern und Volksliedern ist die Mutter Maria an Stelle der Hel oder Freya gesetzt worden. Odins Gemahlin wurde als auf dem Wolkenberge oder im Wolkenbrunnen sitzend gedacht. Ein von Simrock mitgeteiltes Lied lautet:

„Dort oben auf dem Berge (Wolkenberge),
Da wehet der Wind,
Da sitzt die Frau Maria
Und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wickelband.“

In einem Liede, das in Thüringen und im Harze von den Kindern beim Tanzspiele viel gesungen wird, ist Freya als Hexe bezeichnet. Das Tanzlied lautet:

„Ringel ringel Rosenkranz,
Fuchsschwanz,
Saß auf einer Weide,
Spann so klare Seide,
So klar, wie ein Haar;
Spann wohl über sieben Jahr.
Sieben Jahre sind herum,
Alte Hexe dreh dich um!"

Statt Hexe wird auch oft der Name eines der den Reigen aufführenden Mädchen genannt. Das angerufene Mädchen hat sich herumzudrehen und den Reigen mit dem Rücken nach dem Innern des Kreises mitzumachen. Haben sich alle Mädchen herumgedreht, so beginnt das Spiel von Neuem. Die sieben Jahre Spinnzeit ist die Zeit von Oktober bis April, während welcher Monate Freya nicht in der Natur waltet, sondern als Spinnerin thätig ist und umzieht. In manchen Gegenden werden bei jenem Spiele die Mädchen als Bräute bezeichnet, und es erhält der Kindergesang folgende Schlußform:

„Sieben Jahre sind herum,
Jungfer N. N. dreht sich um.
Weil sie sich hat umgedreht,
Wird der Braut ein Kranz bescheert."

Jede Teilnehmerin am Spiele erhält einen grünen Blätterkranz als Kopfschmuck.

Gebräuche und Vorstellungen, welche bei den heidnischen Festen zur Geltung kamen, gingen auch in die Kirchenlieder über, welche in christlicher Zeit gesungen wurden. In einem alten Lobgesange auf die Jungfrau Maria heißt es:

„Du bist durch deine Güte
Uns Hoffnung und Geleit.
Vor Sünden uns behüte
Bis hin zur letzten Zeit.

Du Lilienzweig, du Rose rot,
Du gabst uns ja das Himmelsbrot!
Maria, hilf uns aus der Not!
Du Brücke zu dem Paradeis,
Hilf, daß wir mit allem Fleiß
Essen unsre Himmelsspeis."

Die Lilien und Rosen sind Blumen der Seelenhüterin und Seelenführerin Freya, an deren Stelle Mutter Maria gesetzt worden ist.

Hiermit mag der Versuch, dem deutschen Volke ein leicht übersichtliches und verständliches Bild von dem Aufbau einer Weltanschauung und daraus sich entwickelnden Gottanschauung der alten Germanen zu bieten, seinen Abschluß finden. Eine vollständige Darlegung der Vorstellungen über die Entwickelung der gesamten Schöpfung und über das Wirken materieller und geistiger Kräfte ist bei dem heutigen Stande der bezüglichen Forschungen und der Sichtung von Überlieferungen überhaupt noch nicht möglich, durfte aber auch hier nicht beabsichtigt werden, da durch eine Wiedergabe der Verzweigung aller Vorstellungen einem großen Teile der Leser, für welche diese Arbeit bestimmt ist, der Einblick in das innere Gefüge des aufgeführten Baues würde erschwert werden. Leider hat Simrock nur zu recht mit seiner Klage, daß die Deutschen bei Finnen und Lappen jeden Winkel ausfegen, aber nicht Bescheid im eignen Hause wissen. Um Verständnis und Interesse zu wecken, zu beleben, durfte von der germanischen Mythologie nur das Material vorgeführt werden, welches erstens leicht in seiner innigen Abhängigkeit von einander zu erkennen ist, zweitens durch seine kräftige Wirkung auf das Volksgemüt in, wenn auch teils dunkler, Erinnerung geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Es genügt dies vollständig, um dem deutschen Volke zu zeigen, daß es wie nur irgend ein Volk Ursache hat, mit Liebe und Verehrung seiner heidnischen Vorfahren zu gedenken, welche durch die Feinheit ihrer Naturbeobachtung, durch die Schärfe ihres Denkens und die Tiefe ihres sittlichen Gefühles aus ihrer Weltanschauung eine reich gegliederte Gottanschauung entwickelten, und welche aus dieser Gottanschauung zu einer Lebensanschauung gelangten,

deren Grundgedanke ist, durch steten Kampf gegen das Unedle den Geist zu läutern, damit er fähig werde, immer das Rechte zu erkennen, zu thun, so mitzuhelfen, daß endlich das Gute über das Böse vollständig siege und die Zeit der Glückseligkeit herbeigeführt werde.

Möge diese Arbeit dazu beitragen, die Fäden sichtbarer zu machen, welche von den Anfängen germanischer Geisteskultur bis in unser heutiges Volksleben reichen, dem Volke die reiche Quelle seines Kulturlebens zugänglich zu machen, daß es sich an derselben labe, wie Odin an der Mimirquelle. Möge das deutsche Volk aus seinem edlen Heidentume Anregung empfangen zu guter denkender Betrachtung, zu klarer Erkenntnis, zur Schärfung seines Geistes und Willens, zu einem überzeugungstreuen Streben und Wirken, dann werden die Verirrungen im Volksleben, in hohen wie in niederen Ständen, werden Herrschsucht, Habsucht, Genußsucht ihren Reiz verlieren, und die Freude an der Pflichterfüllung, ohne welche ein Volk zu keinem befriedigenden Dasein zu gelangen vermag, wird ihren Einzug halten.

Inhaltsverzeichnis.

Register.